Deutsches Land: Das Buch von Volk und Heimat

Unter Mitarbeit von Schriftstellern aller deutschen Stämme herausgegeben von **Dr. Eugen Schmahl**.

Mit einem Geleitwort von **Dr. Hans Steinacher**,
Reichsführer des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland,
und mit einem Geleitschreiben von **Hans Grimm**.

Mit über 200 Bildern und Tafeln.

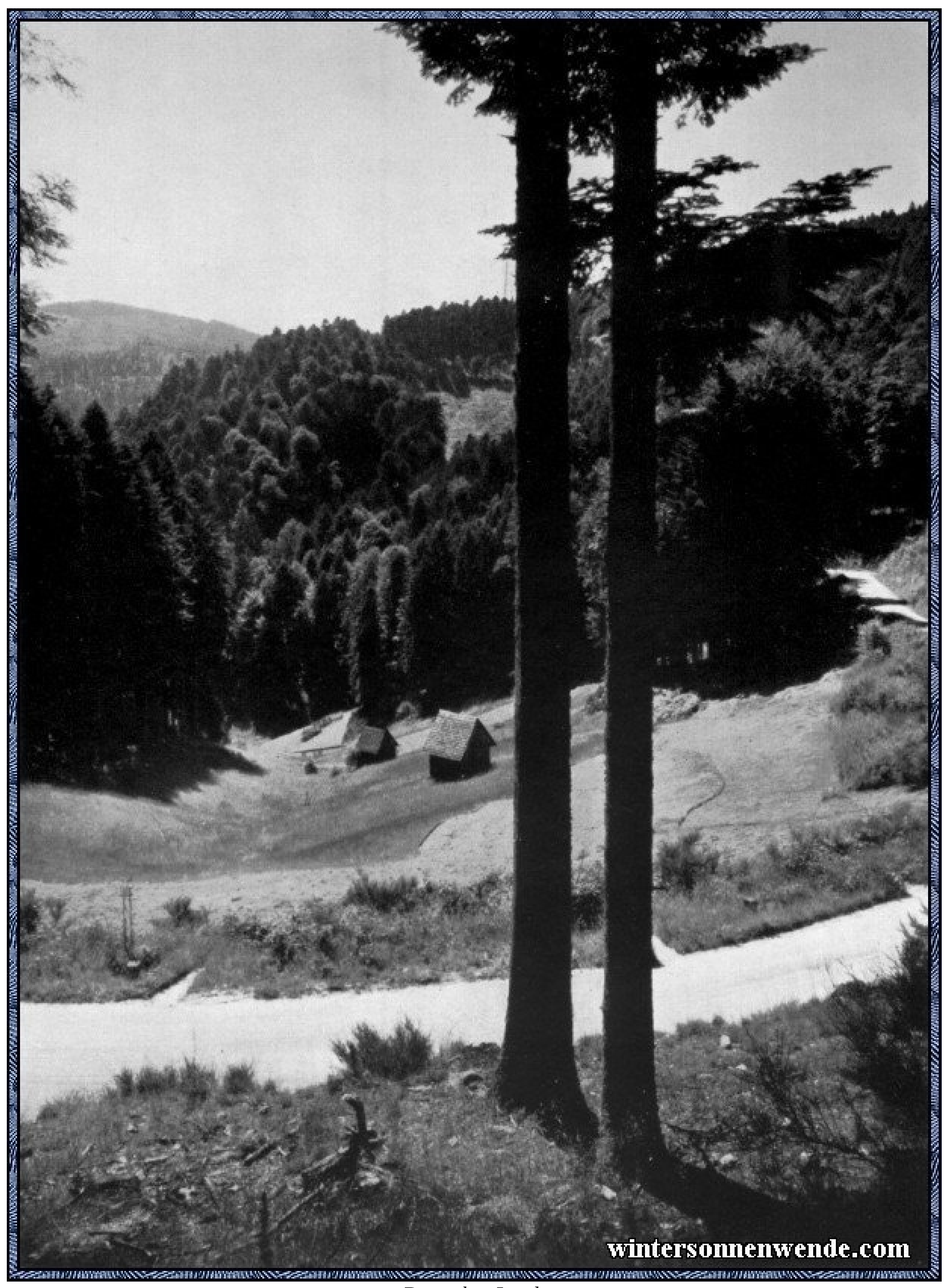
Der Büchermarkt G. m. b. H., Berlin © 1933.
Diese digitalisierte Version © 2013 by **The Scriptorium**.
Alle Illustrationen stammen aus dem Original.
Druckversion 2016 gesetzt vom Hilfsbibliothekar, alle externen Verweise im Text führen zu den Quellen im Netz.

Geleitwort

Reichsführer Dr. Hans Steinacher

Viele Jahrzehnte lang und bis in unsere Gegenwart hinein sind leider immer wieder Bücher erschienen, die das Wort "Deutschland" und den Begriff "deutsche Landschaft" mit den Grenzen des Deutschen Reiches gedankenlos eingeengt haben. Deutschland ist größer als das Deutsche Reich! Deutsche wohnen zu einem Drittel der Gesamtzahl außerhalb der gegenwärtigen Grenzen des deutschen Staates. Deutsches Land und deutsche Landschaft sind überall dort, wo deutsche Menschen in geschlossenem Beieinanderleben ihrer Umgebung das Gepräge ihres Wesens gegeben haben. Daher ist es eine Selbstverständlichkeit, daß ein Buch der deutschen Landschaft nicht an den noch dazu verengten Reichsgrenzen halt macht, sondern deutsches Land überall dort zeigt, wo deutsche Menschen in der Welt leben. So kann und wird auch dieses Buch mithelfen, daß wir endlich in unserem innersten Bewußtsein mit jedem Wort und jeder Handlung wirklich Glieder des großen deutschen über die Staatsgrenzen weit hinausreichenden Volkes werden. Wir wollen uns immer der Pflichten bewußt sein, die wir als Einwohner des von einer deutschen Nationalregierung umhegten Reiches gegenüber unseren kämpfenden Volksgenossen außerhalb des schützenden Grenzzaunes haben. Mögen uns die Worte und Bilder auch dieses Buches eindringlich mahnen: Dieses deutsche Land, diese deutschen Landschaften, diese deutschen Menschen drinnen und vor allem draußen müssen in ihrer Wesensart unserem Volke erhalten bleiben! Der deutsche Rückzug auf allen Volksfronten muß endlich ein Ende haben! Denn Volk sein heißt eine gemeinsame Not nicht nur fühlen, sondern gemeinsam im Gefühl engster Verbundenheit abwehren!

[Dr. Hans Steinacher]
Reichsführer des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland.



Deutsches Land.

Geleitschreiben

Hans Grimm

Hans Grimm
Klosterhaus
Lippoldsberg, Weser bei Bodenfelde
16. 2. 33

Als ich zwischen Vortrags- und Vorlesefahrten eines Wintersonntags daheim war im Klosterhause zu Lippoldsberg an der Weser, wurden um die Vesperstunde ein paar Studenten gemeldet.

Ich meinte, sie gehörten zu den nicht seltenen Wanderern die Weser herunter oder von Carlshafen herauf oder durch den Bramwald oder über den Reinhardswald herüber, die, wenn es sich macht, hier vorsprechen. Also fragte ich nach dem Wege und nach diesem und jenem, nach dem man so fragt bei einer kurzen Begegnung, und wenn die Gedanken schon zu dem leidigen aufgestapelten Briefberge drängen, von dem, Sonntag hin Sonntag her, noch ein paar Stunden wegdiktiert werden muß wegen der nahen neuen Abreise.

Da die Fragen ausgefragt waren, sagten die Studenten, sie hätten aber ein Anliegen, und einer zog aus einer Mappe einen Probeteil des Werkes Deutsches Land hervor. Sie erklärten dann, sie säßen vor mir für eine Vereinigung von Werkstudenten. Die Werkstudenten hätten sich mit dem Verlage geeinigt, daß er ihnen und ihnen allein den Vertrieb des Werkes übertrage. Und sie bäten mich, ob ich dem Werke, das von Dr. Eugen Schmahl herausgegeben wird, ein Wort mitgeben wolle für die Werkstudenten im Besonderen oder, um es anders auszudrücken, für die jungen Menschen in unserem Volke ohne Raum und mit den lächerlich unzureichenden Gelegenheiten, die sich an das Hochschulstudium gewagt haben und denen die Mittel helfender Eltern fehlen oder zu fehlen begönnen und die diese Mittel selbst zu beschaffen suchen müssen in einer Zeit, wo überall Arbeitslosigkeit und überall bei uns ein Überangebot von Menschenkräften herrscht und wo die Möglichkeiten, die noch vor ein paar Jahren bestanden, da Studenten sich in Ferien und Zwischensemestern in der Industrie und beim Bergbau untertag einen Zwischenverdienst gewannen, aufgehört haben.

Die Besucher sagten mir, was ich wußte, wann in dieser Not, die die älteren Semester natürlich am schwersten trifft, der Student verzweifelt herumlaufe und Auswege suche, werde ihm die Antwort gegeben: Ja, warum hören Sie denn nicht zu studieren auf? - Es unterlasse aber der kalte Antworter, sich selbst die zugehörige Frage vorzulegen: "Und was dann?" Ja, was soll ein Student mit dreiviertel Studium anfangen in unserer Zeit? Wenn auf dem Wege des Verkaufs dieses Buches mit dem guten Gesichte einer Reihe von deutschen Jungens, die sich anstrengen, genutzt wird, so ist es eine gute Sache. Und der deutsche Buchhandel, wie ich ihn kenne, wird diesen pilgernden Wettbewerbern nicht böse sein. Im übrigen: Was die Jugend heute trägt, ist das, was wir in viel zu vielen Jahren zu bedenken und zu tun versäumt haben.

Dr Hans Grimm

[Dr. Hans Grimm]

Vorwort

Eugen Schmahl

Ich kenne nur ein Vaterland
und das heißt Deutschland.
Frhr. vom Stein

Deutsches Land und deutsches Volk! Wer hat jemals ihr Wesen ganz ergründen und aufschließen können? Es ist aller Welt unheimlich in seiner Geschlossenheit, aber es zeigt sich oft so zerrissen und zersplittert, daß dann jeder glaubt, mit ihm nach Gutdünken spielen zu können. Die schwersten Notzeiten sind über uns hingegangen. Aber wir haben immer wieder zu uns selbst gefunden, und unsere Kraft hat sich dabei stets ungebrochen erwiesen. Wir lieben dieses Land und dieses Volk, und weil wir es lieben, darum wollen wir uns ihm hingeben, indem wir uns gegenseitig aufsuchen, um uns verstehen zu lernen und ineinander zu finden. Wir gehören alle einem Sonderstamm an und sind in eine Sonderlandschaft hineingeboren. Deren Wesensmerkmale tragen wir an uns. Aber wir sind stolz auf den Reichtum deutscher Formen und deutscher Ausdrucksweise, der sich daraus ergibt.

Deutschland ist nicht einförmig. Weder die Landschaft ist es, noch sind es die Menschen. Deshalb hat es auch keinen durchweg gültigen Typ hervorgebracht. Goethe ist deutsch ebenso wie Bismarck, nur beide sind es auf ihre besondere Art. So sind auch der Bayer und der Pommer deutsch. Die Frage, **was** an ihnen deutsch ist, läßt sich nicht durch eine eindeutige Begriffsbestimmung beantworten. Darum sollte auch in den vorliegenden die deutsche Fülle möglichst erschöpfenden persönlichen Darstellungen erst einmal gezeigt werden: **So** ist Deutschland im Süden, im Norden, im Osten und im Westen; so ist das deutsche Volk innerhalb der Grenzen des Reiches, in Übersee, so ist es in den Kolonien.

Jeder Autor - und es sind beste deutsche Namen darunter - hat nur aus sich von seiner Stammes- und Landschaftszugehörigkeit gesprochen. Das geschah ohne Einschränkung bis auf diejenige, die selbstverständlich ist, daß er sich nämlich im Gedanken an die Heimat immer des ganzen Deutschlands bewußt blieb. Die Bilder und das Gesamtbild, die dadurch entstanden sind, haben deshalb den großen unersetzlichen Reiz der Ursprünglichkeit. Sie sind selbst unmittelbares Produkt deutscher Freiheit und Vielgestaltigkeit. Die Anschauung ist, weil sie ganz persönlich vermittelt wird, unverfälscht. Sie ist lebendig wie die Abbildungen, die neben dem Worte stehen.

Das Gesicht der deutschen Stämme und Landschaften ist im übrigen in allen seinen historischen und natürlichen Bedingtheiten aufgezeigt. Über Einzelheiten mag sich dies und das urteilend und ergänzend sagen lassen. Im Ganzen hat die Liebe zu Volk und Land jede Darstellung bestimmt. Sie möge so aufgenommen werden, und das Bestreben möge vorwalten: als deutscher Mensch mit all den Eigenwilligkeiten, die nun einmal zu den Grundzügen unseres Charakters gehören, jedem anderen deutschen Menschen gerecht zu werden. Dann wird der Wunsch, der die Arbeit an diesem Werk geleitet hat, in Erfüllung gehen, daß die Leser in Zukunft allen deutschen Fragen mit größerer Vertrautheit und Offenheit und immer mit dem Blick auf Deutschland, das uns über alles geht, gegenüberstehen. Dann hat auch das Buch zu seinem bescheidenen Teil mit dazu beigetragen: Alle deutschen Zukunftsaufgaben unter die große Gemeinschaftsidee zu stellen, die uns dient, und der wir zu dienen berufen sind.

Allen Autoren, die sich so bereitwillig im Gedenken des Dienstes, den die Sache erfordert, zur Verfügung gestellt haben, danke ich herzlichst für ihre Mitarbeit, die zugleich ein schönes Zeichen deutschen Gemeinwillens ist. Das Werk Deutsches Land aber sei dessen ein bleibendes Denkmal.

Dr. Eugen Schmahl

Inhalt:

In der Mitte des Deutschen Reiches

Der Westen

Auf dem Wege zum Süden

Deutscher Süden

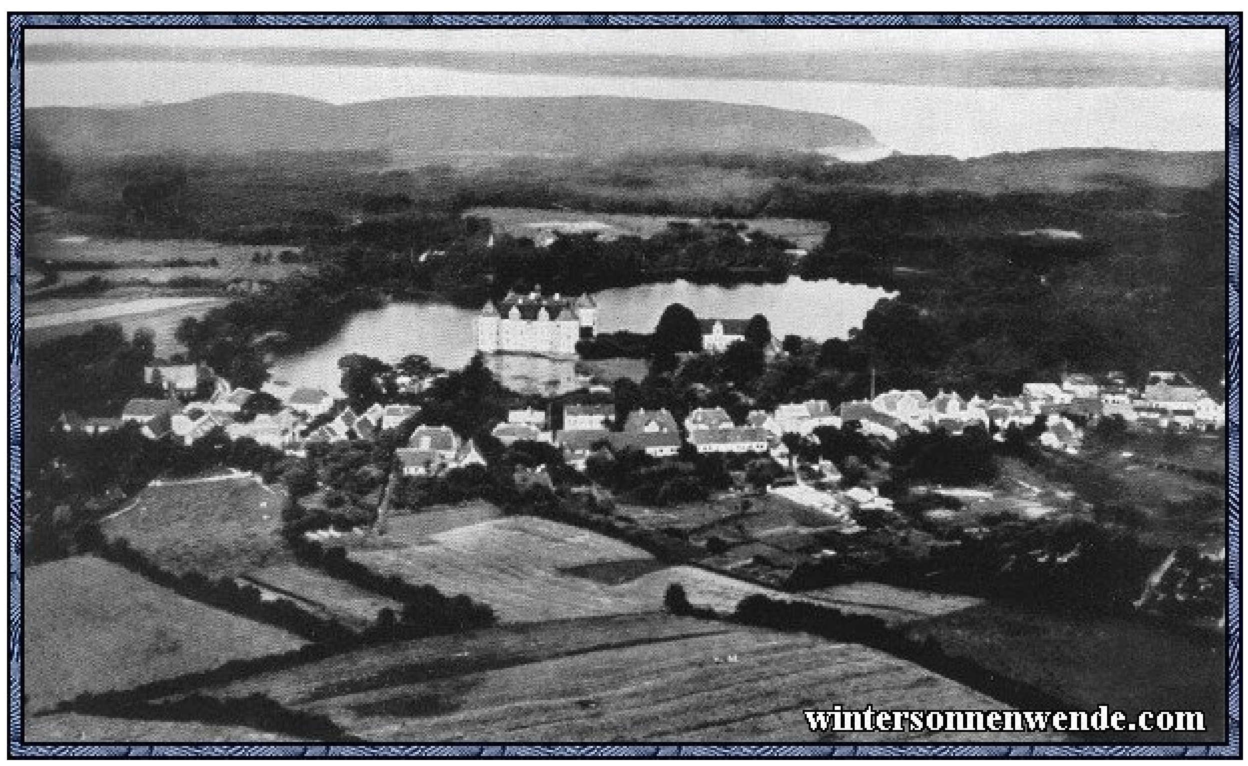
Im Südosten

Deutsche in aller Welt

Schleswig-Holstein
Jacob Bödewadt

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
deutscher Sitte hohe Wacht,
wahre treu, was schwer errungen,
bis ein schön'rer Morgen tagt!

Wie mit Zaubergewalt sang dies Lied, kaum 1844 zum ersten Mal erklungen, Schleswig-Holstein in die Herzen des ganzen deutschen Volkes hinein. Sehnsucht eines Stammes, der seiner selbst und seiner Sendung bewußt geworden war, eines Landes, das zu innerer Einheit zusammengewachsen war, obwohl es staatsrechtlich zwei verschiedenen Reichen zugehörte, vermählte sich mit der Sehnsucht eines politisch erwachenden Volkes, das aus Trümmern und Splittern eine neue staatliche Einheit zu bauen trachtete. Symbol eines wieder zusammenzufassenden deutschen Volksstaates war Schleswig-Holstein jener gärenden Zeit und lebte selbst so tief in diesem Gemeinschaftswillen, daß vier Jahre später die Regierung seiner nationalen Erhebung in ihrer ersten Kundgebung vom 24. März 1848 neben den Entschluß zur Wahrung der Landesrechte mit gleichem Nachdruck das Bekenntnis zu Deutschlands Einheits- und Freiheitsbestrebungen stellte. Diesem opfermutigen Kampf blieb der Erfolg zunächst versagt; aber sein Ringen und Leiden schuf die Grundlagen, auf denen nach weiteren anderthalb Jahrzehnten Bismarck zum Bau des neuen Reiches ansetzen konnte. Ob auch das äußere Geschehen in einer Spirale verlief, innerlich führt hier eine ganz gerade, klare Linie von Stamm zu Volk, von Landschaft zu Reich.



Glücksburg an der Flensburger Förde.

Wieder gilt es, aus Trümmern ein neues Deutschland zu bauen. Wieder trägt Schleswig-Holstein mit heißem Herzen das Schicksal des deutschen Volkes mit; nicht erst seit heute und gestern, sondern vom ersten Tage des Zusammenbruchs an, nicht nur mit Wort und Sehnsucht, sondern mit verantwortungsbewußter Arbeit am Eigenen für das Ganze. Aber schmerzlich spürt es den Wandel der Zeiten; sein grenzdeutsches Sorgen und Mühen, vor einem knappen Jahrhundert vom Mitgefühl Alldeutschlands umhegt, begegnet heute vielfacher Gleichgültigkeit und Verkennung im Reich, das an anderen zerfetzten Grenzen von größeren und dringlicheren Gefahren bedroht ist. Der zwiegeteilte Abstimmungskampf, den es als erstes **Grenzland** nach **Versailler Diktat** für Deutschland zu führen hatte, und **sein Ergebnis** fanden in der Nation nicht den Widerhall wie

später das Grenzringen um den Osten. Welche Treue und Zähigkeit dazu gehörte, unter den aufgezwungenen Bedingungen den am 10. Februar 1920 in Nordschleswig gehaltenen nationalen Bestand zu wahren, kann eben nur nähere Kenntnis der Verhältnisse recht würdigen; und der glänzende Sieg in Mittelschleswig am 14. März 1920, aufrüttelndes Vorbild für gleichen Einsatz bei den späteren Grenzabstimmungen im Osten und Süden, ging für das gesamtdeutsche Volksbewußtsein in den fast auf den Tag mit ihm zusammenfallenden innerdeutschen schweren Wirren unter. Vor allem aber eins hat die Anteilnahme Gesamtdeutschlands an Schleswig-Holstein zurückgedrängt: der Nachbarstaat, dem hier im Norden deutsches Land und deutsche Menschen überantwortet wurden, war nicht militärischer Gegner im großen Kriege gewesen; die Grenze, die hier aufgerissen worden ist, haben nicht Hunderttausende deutscher Soldaten mit Leid und Leben zu verteidigen gehabt, wie im Westen und Osten. So kann Schleswig-Holstein bei seinem neuen Grenzringen nur wenig an persönliches Erleben anderer deutscher Stämme anknüpfen, muß seinen Kampf um deutsches Recht und deutsche Ehre dem übrigen Deutschland erst wieder aus den Bedingtheiten des Bodens und des Blutes, der politischen und kulturellen Entwicklung nahe bringen. Dazu möchten auch diese Blätter helfen.

Aus der sonst wenig gegliederten Küste Norddeutschlands ragt Schleswig- Holstein, die Festlandwurzel der cimbrischen Halbinsel, von Hamburg-Altona bis zur jahrtausendalten Landesgrenze an der Königsau rund 200 Kilometer weit hinauf nach Norden. Breiter im holsteinischen Sockel (von Dithmarschens Küste bis an den Fehmarnsund rund 150 Kilometer), beträchtlich schmäler in der schleswigschen Krönung (vom Wattenmeer bis zu den Ostseeförden durchweg 50 Kilometer, von Husum bis zur alten Landeshauptstadt an der Schlei gar nur 35 Kilometer), trennt es die Ostsee, fast eine Binnensee, vom Vorhof zum Weltmeer, der Nordsee, ist es Länderbrücke zwischen Deutschland und Skandinavien, zwischen Mittel- und Nordeuropa. Daraus ergibt sich ohne weiteres die seit vorgeschichtlichen Zeiten wirksame geopolitische Bedeutung des kleinen Landes: als Schnittpunkt wichtigster Verkehrsstraßen - zu Lande die uralten Heerstraßen in süd-nördlicher Längsrichtung wie heute die Eisenbahnen und Autostraßen, zu Wasser die west-östlichen Querverbindungen der einstigen Eider-Schlei-Fahrt wie heute des Nordseekanals - ward es zugleich zum stetigen Brennpunkt aller politischen und wirtschaftlichen Machtentfaltung der umliegenden Welt. So ist es von jeher Kampfland und Grenzland, nicht "Grenzmark", gewesen und geblieben bis auf den heutigen Tag, Scheide wie Brücke der Völker und Kulturen, bis auf kurze idyllische Zwischenzeiten zugleich Träger und Kampfziel europäischer Entscheidungen. Das erklärt - neben der allgemeinen Absicht, Deutschland an allen Grenzen zu schwächen - auch seine Einbeziehung in das Versailler Diktat in der tatsächlichen Durchführung wie in den gescheiterten weitergehenden Plänen, die es so gut wie ganz aus dem deutschen Staatsverband lösen wollten. Das begründet aber auch Schleswig-Holsteins Anrecht auf Mithilfe ganz Deutschlands in dem ihm neu aufgezwungenen Ringen um Bestand und Zukunft: es gilt, eine bald tausendjährige Entwicklung zu Deutschland hin zu sichern und neu auszubauen.

Das Zusammenwachsen Schleswig-Holsteins zu einer Einheit, die nach vielhundertjähriger Bewährung 1920 in einer Stunde tiefster deutscher Ohnmacht zum ersten Mal staatlich zerrissen wurde, sein Hinführen und Hinneigen aus der Umwerbung vom Norden zum deutschen Süden gehört zu den stolzesten Kapiteln deutscher Volksgeschichte um so mehr, als die Gewalten des mittelalterlichen Deutschen Reiches sie in lebenswichtigen Augenblicken nicht gefördert, sondern mittelbar und unmittelbar oft genug schwer gehemmt und zurückgebogen haben. Die Leistung ist um so erstaunlicher, als sie von einer Mannigfaltigkeit der Landschaft und Bevölkerung ausgehen mußte, wie sie auf so engem Raum fast beispiellos ist und, im Zusammenhang mit den von außen einwirkenden Mächten, die Geschichte Schleswig-Holsteins auf den ersten Blick so bunt und wechselvoll erscheinen läßt, daß nur eindringende Beschäftigung mit ihr die großen Linien herauszuheben und klar zu würdigen vermag, wie es der engen Zusammenarbeit der Geschichts-, Boden- und Volkstumsforschung erst in neuerer Zeit voll gelungen ist.



Zweihundertjähriges Nordfriesisches Gehöft.
Königsteinscher Hauberg in Christian Albrechs-Koog bei Niebüll.

Vorbedingung aller Geschichte ist der Boden, auf dem sie sich abspielt, ist die Landschaft, die ihre Bewohner formt, ihr Leben und ihr Schicksal prägt. Wer auf einer der beiden großen Süd-Nord-Linien mit der Eisenbahn Schleswig-Holstein durchfährt, erhält kaum irgendwo einen rechten Eindruck von seinem Wesen. Auch wer vielleicht Jahr um Jahr eines der Nord- oder Ostseebäder unseres Landes aufsucht, lernt nur eine von vielen Ausdrucksformen schleswig-holsteinischer Landschaft kennen. Erst die Luftfahrt unsrer Tage ermöglicht einen Gesamtüberblick über das Land zwischen zwei Meeren, ohne doch seine Wesenszüge im einzelnen erfassen und erkennen zu lassen.

Auf schmalem Raum drängen sich hier die Hauptformen der norddeutschen Landschaft zusammen, ziehen sich in drei Streifen von wechselnder Breite von der Elbe bis zur Königsau und weiter hinein nach Jütland. Im Osten das Geschenk der zurückweichenden Eiszeit, die hügelige Moränenlandschaft voll Wald und Wasser ähnlich allen südlichen Küsten der Ostsee vom fernen baltischen Lande her, aber hier reicher als irgendwo sonst gegliedert durch tiefeinschneidende Förden, fruchtbarer Lehmboden für hochwertigen Ackerbau und Viehzucht. In der Mitte das karge Land, das die Schmelzwasser der einstigen Vergletscherung mit unfruchtbarem Sand ausgeebnet haben, Bruch, Moor und Heide wie in der weiten niedersächsischen Ebene südlich der Elbe. Im Westen schließlich der breite, nur auf ganz kurze Strecken unterbrochene Gürtel sattgrüner Meer- und Flußmarschen, vom "goldenen Ring" der Seedeiche gesichert, unübertreffliche Dauerweide und daher Hauptgebiet der Viehgräsung, die typische Nordseelandschaft wie bis zu Vlanderns Niederungen hin. Und eigentlich noch ein vierter Streifen: das geheimnisvolle Watt, aus dem die Marschen emporwuchsen und das selbst großenteils einst Land war, und ihnen vorgelagert die ganze schleswigsche Westküste entlang die Kette der Inseln und Halligen, denen sich weit draußen

vor Holstein das rote Felseneiland Helgoland anschließt. Allmählich geht das Hügelland des diluvialen Ostens in die von sanften Bodenwellen durchzogene Hochebene des Mittelrückens über; schroff fällt auf weite Strecken diese hohe Geest zur alluvialen Marsch ab; ewigem Wandel ist die Grenze zwischen Marsch und Watt unterworfen, wo Natur und Mensch seit Anbeginn an um die Herrschaft ringen; unablässig nagt an den bald nackten, bald buchenwaldbestandenen lehmigen Steilküsten der Ostsee wie an den hohen, nur mit starrem Dünengras bestückten Dünenketten der Nordseeinseln das Meer. Vielfach hat der Mensch im Laufe der Jahrhunderte das Bild der Kulturlandschaft verändert, Wälder gerodet, Moore trocken gelegt, Heide zu Ackerland gebrochen oder aufgeforstet, Marschen gewonnen und verloren; die Grundformen der Naturlandschaft aber sind unveränderlich und mit ihnen die Lebensbedingungen für den Menschen, die Berufsbedingungen der Bewohner. Sie schieden in früheren Zeiten die Siedlungsgebiete um so stärker, als ja erst das letzte Jahrhundert gelehrt hat, auch dem geringwertigen Boden der Mitte Ernteerträge abzugewinnen, und damit die zunehmende Besiedlung auch dieses bis dahin volksarmen Gebietes ermöglicht hat, während Rodung von Wäldern und Trockenlegung von Mooren und versumpften Flußniederungen einst fast unüberwindliche Verkehrsschranken kaum noch erkennen lassen.

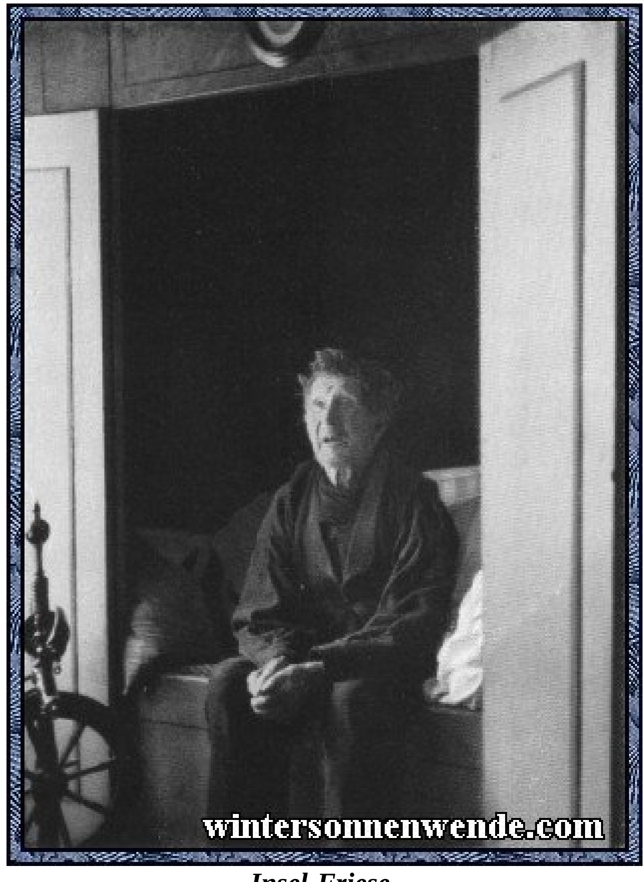


Am Eingang der Kieler Förde.
Der Leuchtturm von Bülk.

Das gilt besonders auch für die Querriegel, die Schleswig-Holstein früher in West-Ost-Richtung unterteilten. Den stärksten Einschnitt zeigte die Mitte, im Süden Schleswigs. Hier bildete das sumpfige Stromnetz der Eider mit ihren Nebenflüssen Sorge und Treene ein völlig unwegbares Gelände, während von Osten her der im allgemeinen schmale, an seinem Innenende aber stark erweiterte Meeresarm der Schlei ähnlich weit vorstößt, so daß nur eine wenige Kilometer schmale Landbrücke für die Süd-Nord-Verbindung offen blieb, die zu Anfang des 9. Jahrhunderts durch den mächtigen Wall des Danewerks abgeriegelt wurde. Wie noch heute die Untereider unter dem Einfluß von Flut und Ebbe steht und erst jetzt ihr Niederungsgebiet durch Abdämmung gegen die Nordsee vor Überschwemmungen endgültig geschützt werden soll, glich sie früher geradezu einem Nordseebusen, und bei dem geringen Tiefgang damaliger Seeschiffe war auch ihr nördlicher Nebenfluß, die Treene, bis hinter Hollingstedt schiffbar, so daß nur noch jener schon erwähnte

schmale Geeststreifen zu überwinden war, um über die Schlei die Ostsee zu erreichen: das waren die geographischen Grundlagen, auf denen gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung die Welthandelsstadt Haithabu am Selker Moor, einem Südzipfel der Schlei, zu Reichtum und Macht erblühte. Im Norden wie im Süden dieses die Längsverbindung zu Lande unterbrechenden Seehandelsweges fanden sich noch zwei andere früher siedlungshemmende Räume von freilich geringerer Bedeutung: in halber Höhe Schleswigs das See- und Sumpfgebiet des Flußsystems der Wiedau bis zu den Höhen vor der Flensburger Förde, und im südlichen Holstein der noch heute menschenarme Streifen östlich der Hafeldorfer Marsch über die Quickborner und Segeberger Heide bis zum Seengebiet Ostholsteins. Dieses wieder war vom mittleren Holstein von der Kieler Förde bis zur Elbe bei Lauenburg auf weite Strecken durch die Flußläufe der Schwentine, Trave und Delvenau schon von Natur so geschieden, daß der *Limes Saxoniae*, der spätere Sachsenwall gegen die Wenden, sich auf günstige Geländeverhältnisse stützen konnte. Und da bei den Lebensbedingungen jener frühen Zeit auch die kleinen aber wasserreichen Flüsse des Westens ein sich kaum über Meereshöhe erhebendes Flachland ähnlich unterteilten wie die Förden die Ostküste, so erklärt sich aus solcher Vielgestaltigkeit und vielfacher Längs- und Quergliederung der Landschaft ohne weiteres, wie so verschiedene Stämme hier unabhängig voneinander seßhaft werden und ihre Eigenart durch Jahrhunderte bewahren konnten. Dazu kommen dann noch in frühgeschichtlicher Zeit die gewaltigen Wanderungen ganzer Stämme und Völker, in späterer Zeit mehrfache systematische Ansiedlung von Angehörigen anderer Stämme und die ununterbrochene Einzelwanderung und Siedlung im Gefolge der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung. So beherbergt Schleswig-Holstein auf seinem engen Raum von rund 20 000 Quadratkilometern eine stammestümliche Mannigfaltigkeit wie kaum ein anderes deutsches Land und schweißte sie doch zu einer Gemeinschaft zusammen, die freilich die Merkmale ihrer Herkunft treu bewahrt. So war es andererseits Völkerwiege sowohl wie Völkerbrücke, ist die Urheimat weltbeherrschender Völker und Reiche, die heute noch blühen, und zahlreicher anderer, die längst im Wirbel der Zeit versanken.

Gegen Ende der vorchristlichen Zeit besiedelten westgermanische Volksstämme ganz Schleswig-Holstein; an der Nordseeküste dem Verband der Ingwäonen, an der Ostseeküste dem Verband der Irmionen zugehörig. Holsteins Kern, die damals viel waldreichere hohe Geest, ist das Stammland der Sachsen, der einzigen Völkerschaft, die auch nach den gewaltigen Menschenabgaben an die späteren großen Wanderungen ihre Urheimat festhielt und gegen allen Ansturm von Norden (Dänen) und Osten (Wenden) behauptete, ja von ihr aus zu neuer Siedlung vorstieß. Noch heute zeigt die Verbreitung der niedersächsischen Urform des Holstenhauses den Umfang des einstigen Holstengaus zwischen Eider und Stör an, wie denn überhaupt die Typen des Bauernhauses zu den wichtigsten Zeugnissen über die Besiedlung des Landes gehören. Ebenso ist der südlich anschließende Gau Stormarn, dessen Namen der heutige Kreis festhält, sächsisches Siedlungsgebiet, seitdem die Langobarden ihre alten Wohnsitze dort und in Lauenburg aufgegeben hatten; und auch die Bevölkerung Dithmarschens, der Herkunft nach



Insel-Friese.
Wandbett mit schließbaren Schranktüren.

umstritten, ist wohl zumindest im Geestgebiet holsteinisch-sächsisch bestimmt, aber jedenfalls in den Marschen friesisch durchsetzt, wie denn auch hier das Sachsen- und Friesenhaus in besonderen Ausbildungen abwechseln. Nördlich der breiten Ödlandschaft aus Sumpf und Wald zwischen Eider und Schlei saß auf den Geestinseln und Geesträndern eine anglofriesische Urbevölkerung, zu der später friesische Einwanderung vom Südufer der Nordsee stieß, die alle Marschinseln und Festlandsmarschen des westlichen Schleswig von Eiderstedt, damals noch eine Inselgruppe, bis zum Nordrand der Wiedauniederung bei Ballum in Besitz nahm. Schleswigs mittlerer Osten zwischen Schlei und Flensburger Förde dagegen kennzeichnet in seinem Landschaftsnamen noch heute die Stammsitze der Angeln, deren archäologische Hinterlassenschaft sie nahe an die alten Sachsen rückt. Nördlich von ihnen und den Friesen schließlich, also im heutigen Nordschleswig, saßen Warnen und Jüten, ebenfalls westgermanische Stämme.



Mädchen auf der Hallig.
Nach einer Originalzeichnung v. W. Petersen.

Aus diesem Gesamtgebiet brachen, nach einem frühen Auftakt der Cimbern und Teutonen, vom dritten nachchristlichen Jahrhundert an die großen Wanderungen hervor, die das Gesicht Nordwesteuropas völlig verwandelten. Des Aufbruchs der Langobarden aus dem südöstlichen Holstein wurde schon gedacht. Die Sachsen breiteten sich nicht nur über dieses leer gewordene Gebiet aus, sondern besetzten weiter die nordwestdeutsche Tiefebene in dem Umfang, wie hier noch heute die niedersächsische Volkssprache herrscht. Vielleicht durch klimatische Veränderungen verstärkt, erfaßte der Wandertrieb immer neue Teile der alten Bevölkerung Schleswig-Holsteins. Gemeinsam mit den Sachsen aus ihren Ur- und Neusitzen drängten Angeln und Jüten zunächst hauptsächlich dem Niederrhein zu, vorerst auf dem Landweg, dann auch zu Schiff über die Nordseebucht. Von der festländischen Kanalküste aus begannen sie die Eroberung Britanniens und vollendeten sie durch Nachschub unmittelbar über See. So wurden durch Blutmischungen größten Stils die neuen Volkstümer Nordwesteuropas geboren - schon damals galt das Wort des Rembrandtdeutschen: "Schleswig-Holstein ist immer ein Land des Vorstoßes gewesen."

Aber Schleswig-Holstein war durch diese Wanderungs- und Eroberungszüge großenteils selbst menschenarm geworden. So wurde umgekehrt das verlassene Land Eroberungsziel nachdrängender Völkerschaften. Von ihrer Urheimat Schonen, dem südlichen Schweden, schwärmten die nordgermanischen Dänen aus, besetzten zunächst die Ostseeinseln im Sunde und dann weiter auch Jütland und Schleswig bis an die große Sorge-Schlei-Schranke, später noch auf Schwansen (zwischen Schlei und Eckernförder Bucht) übergreifend. Wie stark immerhin der Rest der westgermanischen Urbevölkerung war, mit der sie sich auf der cimbrischen Halbinsel vermischten, bezeugt der Übergang des Namens der alteinheimischen westgermanischen Jüten auf das neu entstandene Volk, zeigt auch deutlich die Eigenart der aus ostnordischem und anglofriesischem Sprachgut aufgebauten, gemeinhin als "Plattdänisch" bezeichneten Mundart. Diese dänische Einwanderung füllte das ganze sechste Jahrhundert aus. Im Süden hat sie nun an einem Punkte vorübergehend die Eider erreicht, im Westen nicht die Marsch erfaßt, wo vielmehr gerade jetzt die



Diele eines Dithmarscher Bauernhauses.
(Museum Altona.)

neufriesische Einwanderung und Ausbreitung einsetzte. Ungefähr gleichzeitig mit dem Eindringen der Dänen in Schleswig begannen die slawischen Wenden die Überflutung Ostholsteins von der Lübecker bis zur Kieler Bucht, wo wahrscheinlich durch Abwanderung der meisten germanischen Vorbewohner, von denen uns nur geringe Kunde überliefert ist, ebenfalls ein menschenarmer Raum entstanden war. So wohnten in Schleswig-Holstein nach der Wanderungszeit drei Völker nebeneinander: Deutsche, Slawen und Dänen. Die Auseinandersetzung zwischen ihnen, mit kriegerischen und mit friedlichen Waffen, erfüllt die nächsten Jahrhunderte. Die wendische Teilherrschaft ist längst eine geschichtliche Episode; das deutsch-dänische Ringen ist auf ein begrenztes Gebiet zurückgedrängt, dauert hier aber in voller Schärfe an. Grenzlandschicksal - Grenzlandaufgabe!

Die Wiedergewinnung des überfremdeten einstigen Siedlungsgebietes westgermanischer Stämme geschah zur Hauptsache von der holsteinischen Urheimat der Niedersachsen aus, im weiteren Sinne mit den Kräften des ganzen niederdeutschen Raumes, militärisch-politisch wie wirtschaftlich-kulturell. Die Politik der deutschen Kaiser, deren Blickrichtung und Machtentfaltung zumeist in andere Richtung ging, brachte nur ganz vorübergehend einmal Entlastung gegenüber dem Norden, häufiger schwere Rückschläge, ja Bedrohung alles bisher Erreichten. Wie Kaiser Karl auf seinen Heereszügen gegen die Sachsen sich für die Unterwerfung der Holsten wendischer Waffenhilfe bediente und so slawischen Vorstoß bis mitten in die holsteinische Geest und ins südöstliche Holstein hinein ermöglichte, so schuf vier Jahrhunderte später der Sturz Heinrichs des Löwen und damit die Zerschlagung der deutschen Stammesherzogtümer erst die Voraussetzung für die Machtstellung Dänemarks im Mittelalter, und nur die vorübergehende nochmalige Zusammenfassung aller Kräfte des alten Nordelbingens in der Schlacht von Bornhöved 1227

erledigte endgültig das dänische Streben nach Herrschaft über die Länder beiderseits der Ostsee. Dieser Sieg, eine der ganz großen Entscheidungen von weltgeschichtlicher Bedeutung, ward erfochten unter dem Schauenburger Graf Adolf IV., dessen Geschlecht seit 1111 die sächsischen Gaue unterstellt waren und dessen kluge und tatkräftige Herrscherreihe nicht nur ihren Machtbereich in Holstein beständig erweiterte, sondern auch mit zäher Stetigkeit auf das ehemalige dänische Kronland Schleswig ausdehnte und immer mehr gegen Rückschläge sicherte. Nachdem der gewaltige Gerhard III., der anderthalb Jahrzehnte Dänemark unumschränkt beherrschte, 1326 in der *Constitutio Waldemariana* den feierlichen Verzicht auf jede Wiedervereinigung Dänemarks mit seinem einstigen Herzogtum Schleswig erwirkt hatte, brachte zwar das Erlöschen dieser Linie mit Adolf VIII. gerade das, was Geert der Große hatte ausschließen wollen, sicherte aber zugleich das, worauf alle schauenburgische Politik abgezielt hatte: um den Preis der Personalunion mit Dänemark unter dem Oldenburger Christian, des letzten Schauenburger Neffen, ließ sich die holsteinische Ritterschaft im Ripener Vertrag mit dem König-Herzog 1460 die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Holsteins "up ewig ungedeelt" feierlich beurkunden.

Wenn dieser Grundgedanke durch die Wirren und Wandlungen von vier Jahrhunderten hindurch, über Erbteilungen und Wiederzusammenlegungen, über die Todfeindschaft und Kriege der verschiedenen Linien des Herrscherhauses, über absolute Monarchie und beginnendes Erwachen volklichen Nationalbewußtseins hinweg wenigstens so weit Geltung behalten hat, daß er 1848 zum Losungswort des deutschen Schleswig-Holstein in seinem Erhebungskampf gegen Dänemarks Entrechtungspläne werden konnte, so findet das seine Erklärung nicht so sehr in der politischen als vielmehr in der kulturellen Entwicklung eines halben Jahrtausends. Sie vollendete zunächst die völlige Wiedereindeutschung des wendisch überlagerten Ostholsteins, indem nach der militärischen Eroberung um die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine systematische Neubesiedlung des Landes durch deutsche Bauern erfolgte, wozu der Holstengraf Adolf II. außer den eigenen Untertanen Kolonisten aus dem deutschen Westen herbeirief: Holländer, Friesen, Westfalen rodeten neben Holsten die Wälder, bauten deutsche Dörfer neben die wendischen oder an ihrer Stelle, dazwischen wurden geistliche Stifte und adlige Güter errichtet, und hoch auf dem Segeberger Kalkberg, diesem einsam ragenden Zeugen einer früheren erdgeschichtlichen Zeit inmitten geologisch so ganz anders gearteter Umwelt, erhob sich als Wahrzeichen der endgültigen deutschen Herrschaft die gräfliche Burg. So ward der Grund zur Kulturlandschaft des holsteinischen Ostens gelegt, deren Eigenart die spätere wirtschaftliche Entwicklung noch verstärkte: diese Güterdistrikte des Adels sind die einzigen Gebiete, die Leibeigenschaft gekannt haben, während sonst Schleswig-Holstein das ausgesprochene Land freier Bauern war und blieb. In den Elbmarschen des Westens übernahmen, nachdem Dithmarschen schon früh außer Kolonistenverbänden aus der eigenen Geest auch friesische Siedler angezogen hatte, um etwa die gleiche Zeit vornehmlich Holländer die Eindeichung und Entwässerung und gaben der Landschaft und auch dem Hausbau in den größten Teilen der Wilster und Kremper Marsch den Charakter ihrer Heimat, während die weiter flußaufwärts anschließende Haseldorfer Marsch durchweg niedersächsisch besiedelt ist. Schon vom fahrenden Zuge aus erkennt der aufmerksame Beobachter den Unterschied in der Aufteilung des Landes in schmale lange Ackerbeete in den Elbmarschen, dagegen in unregelmäßige kürzere Parzellen im nördlich benachbarten Dithmarschen. So führte auch hier die Besonderheit der Landschaft und der von ihr dem Menschen gestellten Aufgaben zu weiterer Mannigfaltigkeit des Besiedlung, vermehrte die Vielheit deutscher Stämme, die in Holstein bodenständig waren und wurden.

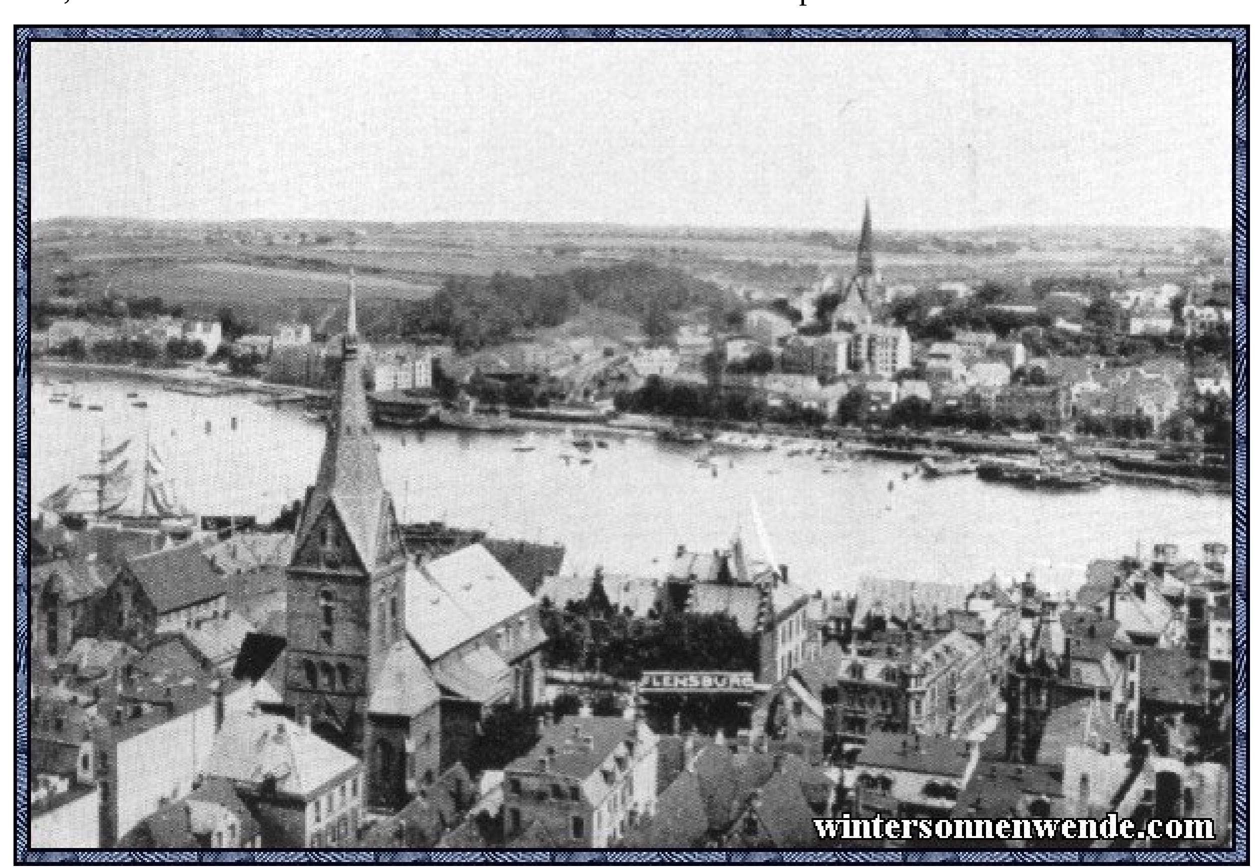
Wirtschaftliche und kulturelle Überlegenheit der Deutschen brachten sich auch bald im Schleswigschen, das nach den großen Wanderungen nordgermanischen Stämmen anheimgefallen war, zur Geltung. Niedersächsische Bauern überwanden die Wald- und Wasserschranke zwischen den beiden Herzogtümern und siedelten dicht zwischen Eider und Schlei, vereinzelter weiter nach Norden. Die holsteinische Ritterschaft dehnte die auf ehemals wendischem Boden entwickelten

geschlossenen Grundherrschaften auf den dänischen Wohld und Schwansen, die Halbinseln zwischen Kieler und Eckernförder Bucht, dieser und der Schlei aus, kauften auch weiter nördlich vielfach den dänischen Bauernadel aus und setzten so politische und wirtschaftliche Macht in national-kulturellen Einfluß um. Und zu der Kraft des niederdeutschen Landes kam die Kraft der niederdeutschen Städte,die sich in der Hanse eine den ganzen germanischen Norden beherrschende Macht geschaffen hatten. Sie strahlte auf die kleinen Städte Schleswigs aus, zumal die Küstenstädte mit oft weitgreifenden Schiffahrts- und Handelsbeziehungen, in denen sich nun niederdeutsche Kaufleute und Handwerker ausbreiteten; noch heute trägt das Stadtbild bis an die alte Landesgrenze hin durchweg niedersächsisches Gepräge. Und das Entscheidendste: die niederdeutsche Weltsprache der Hanse und Holstenritter drang unaufhaltsam nach Norden vor, überrannte die jütisch-dänische Volkssprache ebenso wie die friesische; bereitwillig ward sie als Sprache der Kultur, der Bildung, der Verwaltung, des Verkehrs wie in Eiderstedt so auch in Angeln und, langsamer zwar, auch auf dem Mittelrücken angenommen; im Hausgebrauch auf dem flachen Lande lebte wohl die jütische Mundart, aber sie war zur Nebensprache geworden. Der Siegeslauf der niederdeutschen Sprache wurde erst gehemmt, als im Gefolge der Reformation (die an sich in Schleswig-Holstein auf Plattdeutsch durchbrach) in Regierung und Verwaltung, später auch in Kirche und Schule das Hochdeutsche zur Herrschaft kam und damit Niederdeutschland, nun notgedrungen zweisprachig geworden, die Stoßkraft einheitlich geschlossener Kultur verlor. Dafür bot auch die gewaltige deutsche Kulturwelle der Vor- und Hauptzeit deutscher klassischer Dichtung und Philosophie keinen vollen Ersatz; denn sie erfaßte vornehmlich die oberen Schichten, aber kaum die breite Bevölkerung. Und schließlich weckte gerade der hochdeutsche Einfluß, dem Regierung und Gesellschaft Dänemarks untertan geworden waren, die Gegenwehr: zunächst am Kopenhagener Hofe, dann auch nach Schleswig hinein, indem der junge bewußte dänische Nationalismus durch harten Druck wie sanfte Lockung deutsches Wesen behördlich auszulöschen, dänische Gesinnung systematisch zu pflanzen und zu pflegen begann.

Damit war das Idyll des patriarchalischen Gesamtstaates, der Deutsche und Dänen friedlich vereint hatte, durch elementare Kräfte erledigt, die klare nationale Auseinandersetzung unvermeidlich geworden. Denn inzwischen war auch das deutsche Nationalbewußtsein bei der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung Schleswig-Holsteins zu vollem Durchbruch gekommen. Als der wissenschaftlich-staatsrechtliche Kampf um die alten Landesrechte, als das Ringen um eine der tatsächlichen Entwicklung gerecht werdende Verfassung ergebnislos blieb, als auch ein letzter Ausgleichsversuch durch deutsches Angebot einer nationalen Teilung Schleswigs von Dänemark abgelehnt wurde, mußten die Waffen sprechen. Erst der zweite Gang brachte, nach dem Fehlschlag der Erhebung und nach dreizehnjähriger nochmaliger dänischer Vorherrschaft, die notwendige Trennung vom Feind gewordenen Unionsgenossen langer Jahrhunderte und die erste volle Eingliederung ganz Schleswig-Holsteins in den deutschen Staatsverband. Durch die Übermacht des Weltkriegsbundes gegen Deutschland ist aus dieser Gemeinschaft nun doch ein volles Fünftel, das nicht nur landschaftlich und geschichtlich, sondern großenteils auch volklich zum Ganzen gehört, wieder **herausgebrochen** und damit die Notwendigkeit einer nochmaligen Entscheidung entstanden. Auf ihre Vorbereitung richtet sich in zäher Arbeit und unerschütterlicher Zuversicht der deutsche Wille des verstümmelten Grenzlandes.

Denn das ist das Eigenartige: aus der Vielheit der Stämme und Stammessplitter, die Schleswig-Holstein auf seinem Boden vereinigt, aus all den Siedlungsschichten, die sich hier in- und übereinander schoben, hat sich im Laufe der Jahrhunderte doch ein gemeinsames Heimatgefühl, ein bewußtes Schleswigholsteinertum entwickelt. Konnte es auch in der Zeit des nationalen Erwachens der Völker die dänischen Lebenskreise zuneigende Volksgruppe im nördlichen Schleswig nicht innerlich festhalten, so ward es sich in jenen Kämpfen der eigenen schicksal- und willenhaften Zugehörigkeit um so tiefer bewußt. Seine Anfänge gehen auf das Gemeinschaftsgefühl der niedersächsischen Stämme seines Kernlandes zurück, wie es sich im Holsten- und Stormarngau und

im Geschlechterstaat der Dithmarscher entwickelte, der nach beispiellosen Siegen über gewaltige Fürstenheere bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit als letzte Bauernrepublik, ein Staatsgebilde durchaus aristokratischer Prägung, bewahrt hat, während die ähnlich abseits stehenden Nordfriesen eine eigentliche staatliche Selbständigkeit schon früh verloren, aber Selbstverwaltung im Inneren trotz ihrer Zerrissenheit bis in die Neuzeit hinein retteten. Zu diesem Heimatgefühl freier Bauerngeschlechter trat von der anderen Seite her das Gemeinschaftsbewußtsein einer Jahrhunderte hindurch den Staat beherrschenden Schicht, des Waffenadels der holsteinischen Ritterschaft. Ihm verband sich die bewußte Kulturgemeinschaft, die zunächst vom Humanismus her die Schichten der Gebildeten, dann von der Reformation her das ganze Land umfaßte und auch formell zusammenfügte. Mit dem Aufstieg des Bürgertums entwickelte sich dann in den Städten ebenso wie auf den Herrensitzen des Landes frohes Miterleben der hohen Geisteskultur der klassischen deutschen Zeit, aus ihr aber auch der Wille zu nationaler Schicksalsverbundenheit mit dem großen deutschen Volke, denen Dahlmanns Festrede in der Landesuniversität zur Feier der Schlacht von Waterloo zum erstenmal lauten Ausdruck gab und damit die innerlich schon vollzogene Trennung von Dänemark offenbar machte. In der Erhebungszeit 1848 - 50 schließlich, die des steifnackigen Friesen Uwe Jens Lornsen zunächst scheinbar vergebliche Saat von 1830 doch noch voll aufgehen sah, schmolz alles im großdeutschen Gedanken und Willen zur letzten nationalen Einheit zusammen, die durch die 13 Jahre erneuter Bedrückung nur noch fester geschmiedet werden konnte. Aus dieser Gemeinschaft von Stamm und Volk, Heimat und Vaterland zog Schleswig-Holstein auch in der letzten großen Prüfung nach dem Weltkriege seine Kraft zu Abwehr und Vorstoß, als es im Zusammenbruch des Reiches wie einst wieder ganz auf sich gestellt war. Während andere alte deutsche Grenzlande und Grenzstämme sich im Laufe der Zeiten völlig aus dem deutschen Staatsverband, ja zum Teil auch aus dem deutschen Kulturkreis gelöst haben, suchte und fand Schleswig-Holstein aus eigenem Willen den Weg hin zum Reich, hinein ins Reich. Das ist der stolzeste Gehalt seiner kämpfevollen Geschichte.



Flensburg.

Dabei hat es, im ganzen wie im einzelnen, seine Wesensmerkmale in einem Ausmaße bewahrt, das verwundern muß. Das ist nicht Verdienst, das ist Gnade. Hinge es allein vom eigenen Willen ab, so hätten wir wohl Anlaß zur Selbstanklage. Nur zu widerstandslos, ja willig hat der Schleswig-

Holsteiner sich den alles nivellierenden Einflüssen einer zentralisierenden Regierungsweise, die in den letzten Menschenaltern die unübersehbar reichen Formen ehrwürdiger und bewährter Selbstverwaltung ablöste, und der Entwurzelung und Überfremdung im Gefolge einer kapitalistisch-industriellen Entwicklung, die weithin Bodenständigkeit und Stammessitte auflöste, in Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit hingegeben, so daß reumütige Selbstbesinnung nur zu oft zu spät kommt. Und dennoch zeigen nicht nur die unvergleichlich reichen Landesmuseen in Altona, Kiel und Flensburg die Fülle einstigen kulturellen Besitzes, zeugen nicht nur Bauern- und Bürgerhäuser von früherer selbstsicherer Gestaltung aus den besonderen Bedürfnissen der Landschaft und ihrer naturgegebenen Wirtschaftsweise heraus, künden nicht nur Dichter von versunkener Geschlossenheit fest gefügter Lebenskreise, wie ein Klaus Groth das Dithmarschen seiner Jugendzeit, ein Timm Kröger und Johann Hinrich Fehrs das alte Holstentum, ein Theodor Storm friesisches Wesen in unvergänglichen Kunstwerken verkörpert haben, wie andrerseits in Friedrich Hebbels weltweiter Dichtung zwar nicht die Schicksale aber die Wesenszüge seiner Vorfahren ins Typische gesteigerte Gestalt gewannen. Wer sehenden Auges Schleswig-Holsteins Gaue durchwandert, erkennt auch heute noch in seinen Bewohnern die Nachkommen der Ahnen, die das Land besiedelten und ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften bis auf späte Geschlechter vererbten; unauslöschbar ist die Macht des Blutes. Und unausweichlich die Formkraft der Landschaft und ihrer Lebensbedingungen: andere Menschen prägt das liebliche Ostholstein mit seinen prangenden oder verträumten Seen und den grünen Domen seiner mächtigen Buchenwälder als die karge Geest und das erst unter harten Mühen urbar gemachte Moor, andere das reiche Angler Land mit den knickumhegten Feldern, die nur von freier Höhe aus einen Umblick gestatten, als die endlos bis zum Meeresdeich sich dehnende Marsch, deren Gräben und Grachten zwischen den einzelnen Fennen nirgends den Fernblick hemmen. In ihre Form zwingt sie sogar den Fremdling, der sich ihr zu eigen gibt, bald genug in Gehaben und Sprache, ehe noch Blutmischung seine Nachkommen den Alteingesessenen angleicht. Und das nicht nur auf einsamem Hof oder im geselligen Dorf, wo der Mensch in unmittelbarer Berührung mit der Natur sein Tagwerk vollbringt, sondern merklich auch im bunten Kranz der Städte, die aus dieser Landschaft herauswuchsen, hier sich eng an Förde-, See- und Flußufer schmiegen, dort hinterm Deich dem ewigen Westwind trotzen. So sorgt das vielgestaltige Land selbst, wenn man ihm nur Zeit läßt, für die Bewahrung der Mannigfaltigkeit auch seiner Bewohner: ein Geben und Nehmen hin und her zwischen Natur und Mensch, die sich verstehen. Die Hetze einer zum Selbstzweck gewordenen Verkehrs- und Arbeitstechnik kommt wohl einmal über selbstverschuldeten Leerlauf zum Stillstand; die festgefahrene Verwaltungsmechanik unserer Tage wird notgedrungen wieder dem natürlichen Leben nachgehen und Raum geben müssen. Ungestörter können dann wieder die ewigen Kräfte der Landschaft, des Blutes, der Geschichte weben und formen an Schleswig-Holsteins Volkstum, an Schleswig-Holsteins Seele. Wenn sie wieder unser Leben bestimmen, wird es um Schleswig-Holsteins deutsche Aufgabe gut bestellt sein.



Frauen von der Insel Föhr.

Die Stadt

Theodor Storm

Am grauen Strand am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt,
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn Unterlaß,
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer,
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Die graue Stadt am Meer.

Die Hansestädte

Hans Leip

Hansestädte... Es steigen Vorstellungen auf von hochbordigen mittelalterlichen Segelfahrzeugen, dreimastig, mit bauernbettdick geschwellten ungeheuerlichen düsteren Seils, mit waschtroggroßen Marskörben, mit langwimpelnden Flaggen, mit drohend gehörnten Kuhköpfen und lächelnden Meerjungfrauen als Galionsfiguren. Im Hintergrunde liegt Wisby oder Helgoland. Würdige Ratsherren sieht man aufstehn in schwarzer, spanischer Tracht, den sauberen Mühlsteinkragen wie ein präsentierendes Tablett unter harten, pfiffigen Kaufmannsschädeln, gefüllte Speicher hinter ihnen, Geruch von Tabak, Baumwolle, tropischen Gewürzen, Kaffee und Hering in lichtem Gewölk um sie gekränzt, über ihnen trotzige Rathausgiebel, ungeschlachtes Stadttorgetürm und höher noch die unbeugsamen Finger der Kirchen und der gottesgefälligen Gerechtigkeit. Und mitten im Himmel geradewegs unter dem Auge Gottes leuchtet der Spruch:

> Kalkül und Macht und Recht,
> wer damit handelt frei,
> und hat noch Glück dabei,
> dem geht es niemals schlecht.



Das Wahrzeichen der Hanse:
Der Bremer Roland von 1404.

Die Schiffstypen haben sich geändert. Sie wirken weniger phantastisch, und obwohl sie hundertfach größer sind als die alten Hansekoggen, sehen sie auf Bildern lange nicht so gewaltig aus. Genau wie die Senatoren, die - wenn auch erst kürzlich - die Würdetracht ihrer Vorgänger den hansischen Leichenträgern überlassen haben, die sie auch vorher schon hatten und nicht daran denken, durch den Übergang zum Zivil in gar nichts mehr abzustechen von ihren Mitbürgern. Die kleinen preußischen Kontore sind zu Handelspalästen erwachsen, Entwicklung sprengte die kriegerischen Stadtmauern, die Toren öffneten sich friedlich dem Vaterlande und der Welt, ihre Reste und Schlüssel fristen Erinnerung in den städtischen Fahnen und Siegeln. Die Hintergründe sind die Kontinente, die Häfen wuchsen, und vielfältiger wölkte der Allerzonendunst, und nicht ganz so konkurrenzlos hoch wie ehedem ragen die Türme der Kirchen.

Mein Feld
ist die Welt.

Das ist der Spruch der neuen Zeit, der den alten in sich schließt. Er steht über dem riesigen Geschäftshaus der Hapag zu Hamburg, der größten deutschen Reederei. Er bedeutet klar und kühl: Ich will ernten! Das kaufmännische Erntegeschäft, das ist der alte Sinn der Hanse. Die Geschichte der Hansestädte ist erfüllt von dem protestantischen Geist des Schätzesammelns auf Erden, von der



Lübeck. *Dom und Museum.*

sachlichen Nutznießung des lutherischen Satzes von der Seligwerdung nicht so sehr durch gute Werke, als allein durch den Glauben. Nur die calvinistischen Engländer sind darin den Hansestädten über. Am nächsten kommt ihnen das calvinistische Bremen, doch sind auch in Hamburg verschiedene ganz große Handelshäuser englisch, holländisch oder französisch calvinistischer Abstammung. Der erntende Quäkergeist war der schlechteste nicht, solange genügend andere da waren, die sich mit Pflügen und Säen begnügten. Aber allmählich sprach sich die schöne Idee des Erntens herum, und ethisch ungehemmtere Naturen bauten die Erntemethoden zu ungeahnten Möglichkeiten aus. Das Ergebnis war das, was sich jeder kleine Junge seit langem unter Amerika vorstellte. Eine Zeitlang war das sehr lustig. Und die Hansestädte schienen ihr Geschäft dabei zu machen, bis auf Lübeck, das nicht das Weltmeer, sondern die Ostsee vor sich hatte (der Kaiser-Wilhelmskanal raubte ihm auch dort die Vormachtstellung) und es hatte eigentlich die Reformation nicht recht anwenden können und war klein und romantisch und seiner Marienkirche zugewandt geblieben. Und die in innerster Ekstase starren Propheten Barlachs, Propheten einer ganz unprotestantischen neuen Mystik, Säepropheten, nicht Erntepropheten, konnten nicht im Hag-nüchternen Bremen, auch nicht in Hamburg, wo doch der große Bildhauer seine Jugend verlebte, sie konnten nur in Lübeck ihren Platz an Domwänden finden.

Um es vorweg zu nehmen: Dom in Hamburg ist der Begriff für den großen Weihnachtsjahrmarkt auf dem Heiligengeistfeld (dem früheren Tempelhofer Feld Hamburgs). Er ist neben der Münchener Oktoberwiese der größte des Kontinents, Inbegriff billig strotzender Bürgerlust auf vergessenen frommen Überlieferungen, eine sonderbare Satire, die keinem Einheimischen auffällt. Der wirkliche Dom hat eine merkwürdige Geschichte. Er gehörte zum Erzstift Bremen, später zu Schweden und danach zu Hannover, oder vielmehr (durch die Personalunion) zu England. Auch Dänemark hatte Anteile. Napoleon, betreffs der deutschen Einigkeit Vorläufer Bismarcks (ganz gleich aus welchen Gründen), vereinfachte zu Regensburg das Hundertflicken-Harlekinsgewand des Reiches, und der Dom kam an Hamburg. Seit der Reformation war dort nur selten mehr Gottesdienst gehalten worden, wohl aber fand der Weihnachtsmarkt in dem fast tausend Jahre alten Gemäuer statt, der danach noch heute den Namen Dom führt. Ein Hoher und Edler Senat hatte nun derzeit nicht Lust, das von der brennholzbedürftigen Bevölkerung längst verhackte Kirchengestühl wieder anzuschaffen. Darum ließ er die große, schöne alte Kathedrale abreißen. Später wurde auf dem Platze eine Gelehrtenschule errichtet, die jetzt die Staatsbibliothek enthält, ohne dem Fremdenverkehrsverein Ersatz für das - nicht etwa durch den berühmten Brand - Zerstörte zu bieten. In Bremen heißt der große Herbsttrubel Freimarkt. In Lübeck ist eine nähere Bezeichnung nicht nötig.

Bremen ist in der Erhaltung alter Bauwerke glücklicher gewesen, gar nicht zu reden von Lübeck. Zwischen Gotik und Barock haben die Städte in Norddeutschland begabte Baumeister gefunden. Sandstein brach man im Wesergebirge. Bremen verwandte ihn früh. Weiter östlich war er teuer wie Marmor, man überließ ihn den Bildhauern. Granit war nur in Findlingsform vorhanden. (Daß die Gewölbe des Hamburger Doms Sandstein, die Säulen Granit waren, erhellt den einstigen Reichtum des Domstiftes). Aber Backstein, Ziegel, Klinker waren elbwärts im heimischen Boden zu gewinnen. Es war eine notgedrungene Tugend. Sie wird belohnt durch die Freude der Urenkel. Domsheide und Domshof zu Bremen, diese beiden Plätze alter kluger Stadtbaumeisterkunst, sind wuchtig und erhebend umbaut und sind noch nicht allzu sehr verschandelt und mißverstanden von der modernen Verkehrsentwicklung - obwohl man endlich zumindest die Straßenbahnen, wenn nicht überhaupt den ganzen Wagenrummel in eine Umgehung leiten sollte.

Und zu Lübeck sind es der Marktplatz und der Marienkirchhof, ja, namentlich der Marienkirchhof (abgesehen von Holstentor, den Salzspeichern und so mancher Einzelheit) der schönste aller



Im Rathaus von Bremen.



Lübeck. *Marktplatz mit Rathaus.*

norddeutschen Plätze, darin kein preußisches Postgebäude der achtziger Jahre und kein Kaiserdenkmal Raum fand. Hier in machtvoller Gotik, zwischen Rathausschmuckwand und breittragender Kirchenmauer, und weiterhin im Barock der Kanzlei und im Rokoko des Buddenbrookhauses ist die Grundlage Backstein und feiert darin ein schönfarbiges Fest, ein Fest tüchtiger, hansischer Gesinnung, das herb und anständig, schwungvoll stark, reinlich und erdenfroh auf unsere von Zeitungsillustrationen und Gasolin getrübten Sinne in begnadeten Augenblicken sonderbar erregend wirkt.

Es gibt nur noch drei Freie und Hansestädte. Man sagt darüber:

Hamburg, Lübeck, Bremen
brauchen sich nicht zu schämen.

Wahrscheinlich ist es heute so, daß sich die Genannten nicht zu schämen brauchen, von dem Schwarm der einstigen Hansestädte als einzige übrig geblieben zu sein. Sie sind wirkliche Kleinstaaten inmitten des großen Reiches, kleine deutsche Republiken längst bevor es die große gab, und eigentlich erst durch die Republik in ihrer Selbstherrlichkeit empfindlich beschnitten. Die deutsche Revolution nahm ihren großen Anlauf von Hamburg und Bremen aus. Was nicht hinderte, daß der Rückschlag nach einem Dutzend Jahren stramm entgegengesetzte Neigungen zeitigte. Die Unsicherheit der wirtschaftlichen Lage, die unbehagliche Verstopfung der Weltmärkte war es, die solche bedeutende Verwirrung in den hanseatischen Geist brachte, es war nicht gerade etwas Politisches, es war nicht an die kleine schwarze Maus gedacht, die an den Wurzeln des Eichbaums nagt, der auf einem der alten Sandsteinreliefs im Chor der Lübecker Marienkirche das Abendmahl überschattet, jene dunkle unbequeme Nagerin, die jedem Handwerksburschen noch heute das Wahrzeichen Lübecks ist. Sie wurde in den Stein gemeißelt im Jahre der Entdeckung de Kontinents Amerika. Es war eine Zeit hansischer Verfassungskämpfe, der Handwerker- und Bauernunruhen, der Länderstreitigkeiten und der religiösen Zweifel. Das Reichsgesetz vom ewigen Landfrieden war drei, Luther war fünfzehn Jahre alt. Vierhundertfünfunddreißig Jahre weiter, da die Zeit im Hohlspiegel wiederkehrt, vergrößert und verzerrt, da die Landstraßen überfüllt sind von Handwerksburschen ohne Handwerk, ist auch das kleine schwarze Maussymbol gewaltig gewachsen. Es nagt hörbar an den Wurzeln der hansischen Kraft.

Die Macht des Städtebundes, Hansa genannt, reichte einst von Archangelsk und Nischninowgorod bis Bergen und Brügge, London und Lissabon. In der Schwachheit des Reiches, im Kometenschwarm der allzu vielen Fürsten und Fürstlein blühten die Städterepubliken wie Fixsterne. Sie mußten verblassen, als die all-einigende Sonne aufging, die Einigung und Erstarkung des Reiches, deren schüchterne Morgenröte begann im **westfälischen Frieden**. Diese Sonne hieß Preußen. Hamburg, im Schatten seiner dicken Festungswerke war von den Greueln des Dreißigjährigen Krieges unangetastet geblieben. *Den een sin Uhl is des annern sin Nachtigall.* Es war durch Kriegslieferungen fett geworden am Unglück des Reiches. Machtvoll konnte es seine Privilegien verteidigen. Bremen, nicht ganz so ungelaust entkommen, und das schmaler gewordene Lübeck, das seine hansische Führerstellung längst an Hamburg abgetreten hatte, drückten sich kräftig hinter den Rücken der reichen Elbstadt, und allen dreien bestätigte der Kaiser und die Bundesakte ihre Selbständigkeit und ihre hanseatische Zusammengehörigkeit als "gemeiner deutscher Wohlfahrt angemessen". Und es bewährte sich das alte niederdeutsche Trostsprüchlein an ihnen:

Wo wi tohop hefft stahn,
hett uns noch nüms wat dahn!

Und so ist es durch unterschiedliche Fährnisse hindurch geblieben bis auf den heutigen Tag. Wo denn die überlieferte Selbstherrlichkeit und Leuchtkraft sehr gedämpft ist und auf Unterstützung des Reiches angewiesen, so daß es fraglich erscheint, ob der hübsche Titel dieses Städtedreigestirns noch lange mehr sein wird als eine historische Erinnerung. Der Weise wird dem nicht nachweinen. Die Vorzüge der Kleinstaaterei werden durch das Zusammenrücken der Entfernungen aufgehoben. Soll es ewig so weitergehen: Hansestädte und Preußen, Preußen und Reich usw.? Verkehr und Technik verleihen dem Begriff Grenze den Beigeschmack des Hinderlichen und Überholten. Der Mensch hat die gesunde Neigung, sich das Leben angenehm zu gestalten. So schwerwiegend auch in allen Dingen des Fortschritts die übernommenen Empfindungen von Besitzrecht, Vorrecht, Eigenmacht, Besserkönnen, Ehre und ungeteilter Ernte sich dagegen stemmen, eines Tages siegt der weitere Horizont, sobald er sich nämlich klar als der bequemere erweist. Regieren doch beispielsweise in dem Elbstadtgebiet Hamburg-Altona-Wandsbek-Harburg, das durch sichtbare Grenzen nicht mehr getrennt ist, wenige Kilometer voneinander entfernt noch vier komplizierte Magistrate nebeneinander her! Nicht zu reden von dem vierfachen Aufmarsch sonstiger so umständlicher als kostspieliger Behördenpleonasmen.



Alt-Hamburg.
Fleet mit St. Nikolaikirche.

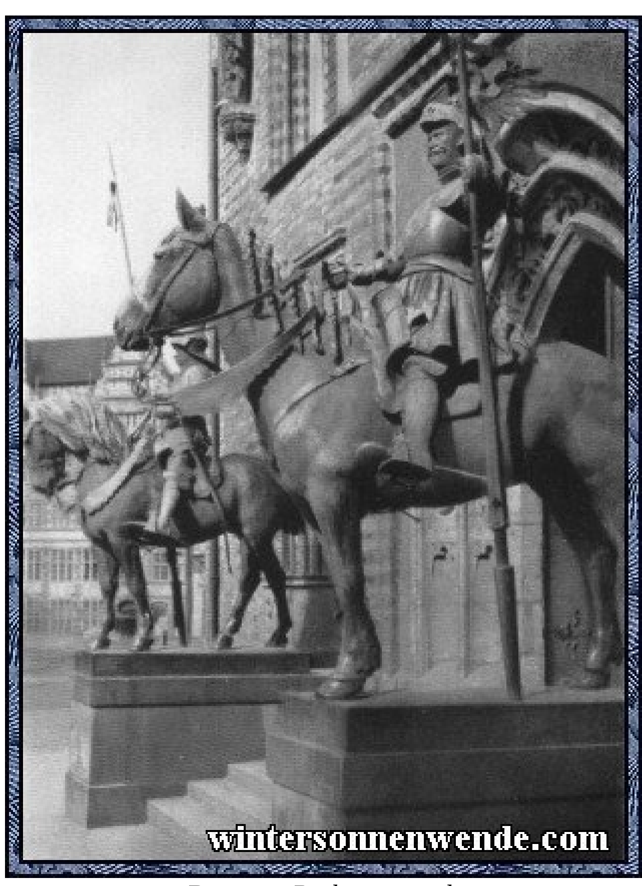
Der hansische Bürger, bürgerlicher, weniger klimatisch zum Festlichen, zur Schaustellung geneigt als der Bürger südlicherer Städterepubliken, wie etwa Venedig, hat unstreitig den Ruhm, den Begriff Büger am längsten und aufrichtigsten dargestellt zu haben. Er beginnt, der Literatur und damit der Geschichte anzugehören. Thomas Mann machte ihn unsterblich durch seine lübische Bürgerchronik *Die Buddenbrooks*. Für Hamburg gibt es kein ähnlich zusammenfassendes Buch, man hat dort das nüchternere, aber doch recht aufschlußreiche kleine Erinnerungswerk von Paul Hertz *Unser Elternhaus* und hat des Sachsen Carl Reinhardts köstliche Bürgersatire *Der fünfte Mai*. Für Bremen gibt es die hübschen, manchmal zu hübschen Bücher der Tochter des berühmtesten der Bremer Bürgermeister, Bernhardine Schultze-Smidt, und namentlich ihr *Jugendparadies* ist als nettes Dokument zu würdigen. Man liest dergleichen mit einer gewissen Wehmut. Mit den Grenzen schwinden die Sonderheiten. Der Zug der Einheitlichkeit, der Einigungen und Vereinigungen beraubt die Welt um manche Farbe und um manche Käuze. Aber man spürt wieder, daß die Wurzeln aller Entwicklung nicht im Gesonderten, nicht im Begrenzten, sondern im Menschheitlichen liegen. Die Ausdehnung des bürgerlichen Ansehens auf jedermann, Anreiz und Frucht vieler Reformationen und Revolutionen, birgt in sich die tödliche Erdrückung des Begriffes Bürger, dessen Burgen und Geborgenheiten genau so unzeitgemäß sich erweisen wie die Panzer und Pferde der Ritter.



Bremen. *Dom- und Rathausviertel.*

Dennoch ist es die Landschaft und die besonderen Vorzüge und Aufgaben, die sich daraus ergeben, was noch heute den drei Hansestädten einen Teil des alten Glanzes beläßt: Die Lage an der See, und zumal bei Bremen und Hamburg an der Seemündung je einer mächtigen schiffbaren Hinterlandsstraße. Hamburg und Bremen sind Deutschlands wesentliche Schleusentore in die Weltmeere. Das kleine Lübeck ist der natürliche Güter- und Passagehafen zwischen Deutschland und den nordischen Ländern. Reederei, Kaufmannschaft, Maklerbetrieb, Werft, Stauerei, Lagerhalterei und das ganze verzweigte Drum und Dran handwerklicher, industrieller, technischer und behördlicher Ergänzung, das ganze große Gebiet des Seehandelsgeschäftes gibt den Hansestädten das einheitliche Gepräge und die einheitliche Lebensbedingung, ehedem wie heute. In der mäßig gewellten Landschaft der norddeutschen Tiefebene liegen sie am feuchten Rande des Reiches mit Hamburg als Mittelpunkt, von diesem nur je eine D-Zugstunde entfernt, das ist nicht weiter und zeitraubender als mit den vorhandenen Verkehrsmitteln die Entfernung zwischen ihren entgegengesetzten Vororten. Man sollte meinen, diese stattlichen und wichtigen Bollwerke des Reiches wären weit mehr als es in der Zeit des Rollwagens und Segelschiffes schon möglich war, in gleicher Zielrichtung fest und gründlich miteinander verbunden. Zum eigenen Segen und zum Segen des Reiches. Es ist nicht so. Wie lange hat es beispielsweise gedauert, bis die beiden größten deutschen Reedereien, die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd Bremen ihr eifersüchtiges Wettrüsten und Sondergetrommel aufgaben und eine Interessengemeinschaft

gründeten, durch die bittere Not gedrängt. Es handelt sich übrigens um Privatgesellschaften, deren Macht oft genug bestimmend in stadtstaatliche Erwägungen eingriff, ohne daß andererseits die Städte bedeutenden Einfluß auszuüben vermögen. Unbekümmert schon vermochte solches das Reich, indem Subventionen und Steuerstundungen nicht ohne Gegenliebe zu bleiben haben. Aber Reedereibetrieb besteht nicht nur aus schönen Schiffen. Die Fracht gehört dazu, der Kaufmann ist nötig, der in der reichen Verzweigung seines Grundberufes der Späher und Mittler ist zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen den Überschüssen und Bedürfnissen der Länder, zwischen Ein- und Ausfuhr. Und während die internationalen Schiffahrtslinien, die hansischen dabei, den Eingriffen der Regierungen in ihr Privatgeschäft und dem katastrophalen Gegeneinanderarbeiten der Atlantik- und La Plata-Fahrpläne und -Preise und vor allem dem Übermaß an Neubauten dadurch zu steuern suchten, daß sie sich in einem Pool zusammentun - an Land nennt man solches Trust



Bremen. *Rathausportal.*

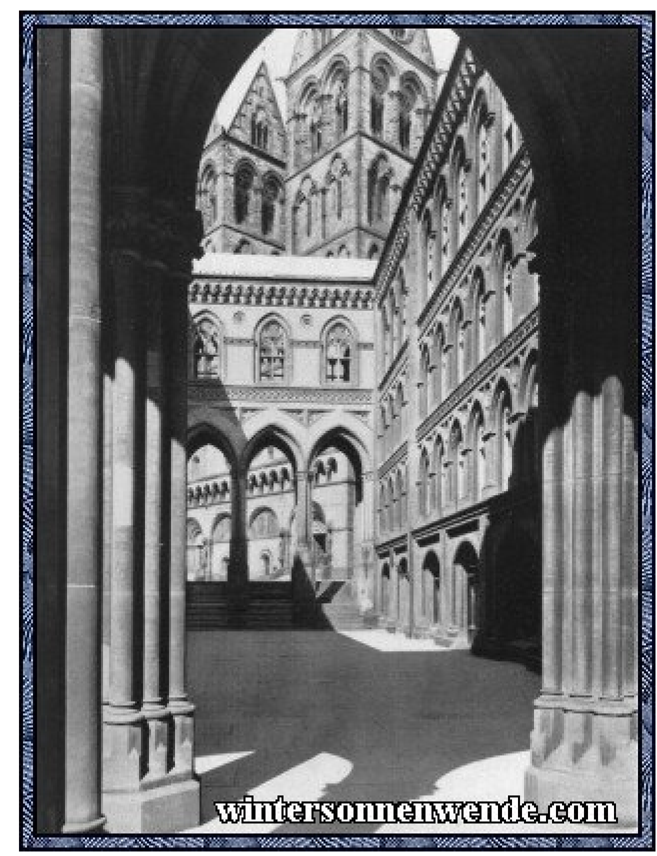
Die alte Börse von Hamburg.
Gemälde von Jurian Jacobs (Museum für Hamburgische Geschichte).

- verharrt der hansische Kaufmann abwartend, duldend, hoffend.

Schon oft hatte eine zerschmetternde Krise die Hansestädte heimgesucht. Da war die Zeit nach der französischen Revolution gewesen, anfangs eine kurze großartige Blüte, da der Zucker-, Kaffee- und Baumwollhandel statt über die von England blockierten holländisch-französischen Häfen plötzlich über Bremen und Hamburg ins Hinterland ging, was, als die Hinterländer ebenfalls von den Franzosen überrannt wurden, in einer ungeheuren hansischen Pleite endete, die gekrönt wurde durch die gallische Einverleibung der Hansestädte. Es ging vorüber, man hatte sich danach gut erholt, und auch die furchtbare Krise inmitten des letzten Jahrhunderts ging vorüber. Auch damals stockte ähnlich wie jetzt der überseeische Verkehr, stapelten sich unheimlich die Waren, ohne Absatz zu finden, herrschte trotz üppiger Ernten Entbehrung, trotz reichlicher Golddeckung drückender Geldmangel; hunderttausende waren plötzlich arbeitslos, aufliegende Schiffe verstopften die Häfen, der Zinsfuß stieg, die Wechsel häuften sich, niemand wollte sie einlösen, uralte Firmen brachen zusammen, die Kredite froren ein, das Vertrauen schwand, die Bank von England wackelte, die hansischen Börsen waren Schauplätze wilder Demonstrationen.... Und ein Jahrzehnt später? Glänzender Aufschwung, Verdoppelung des Welthandels, Verdoppelung des Wohlstandes.

Zu einer großzügigen Zusammenfassung der hansischen Dreistädte-Möglichkeiten hatte es damals noch nicht gereicht. Es war auch anscheinend nicht nötig gewesen. Auch heute reicht es nicht dazu. Selbst da nicht, wo die Einschränkung der Einfuhr zu Gunsten der deutschen, darbenden, drohenden, in den Furchen der Väter althergebracht wandelnden Landwirtschaft vom Reich aus die Rostigkeit der drei deutschen Meerestore und Tore zur Welt mit Essig statt mit Öl schmiert und der englische Weltmarktvormarsch mit billigem Pfunde breitlächelnd dem deutschen Handlungsreisenden allerorts im Auslande auf die Füße tritt. Die großen Schiffe, die Handelsgroßbauten, die Kais, die Kontore, sie warten ihre Zeit ab. Manches geht kaputt dabei, manches wird abgewrackt. Die Naturgeschichte der Wirtschaft kennt solche Pausen. Die Landschaft ist ausschlaggebend. Die Hansestädte liegen zu gut. Auch ohne Großzügigkeit, auch ohne Gemeinschaft und mit oder ohne Reichshilfe wird es allen dreien eines Tages wieder recht erträglich gehen. Denn

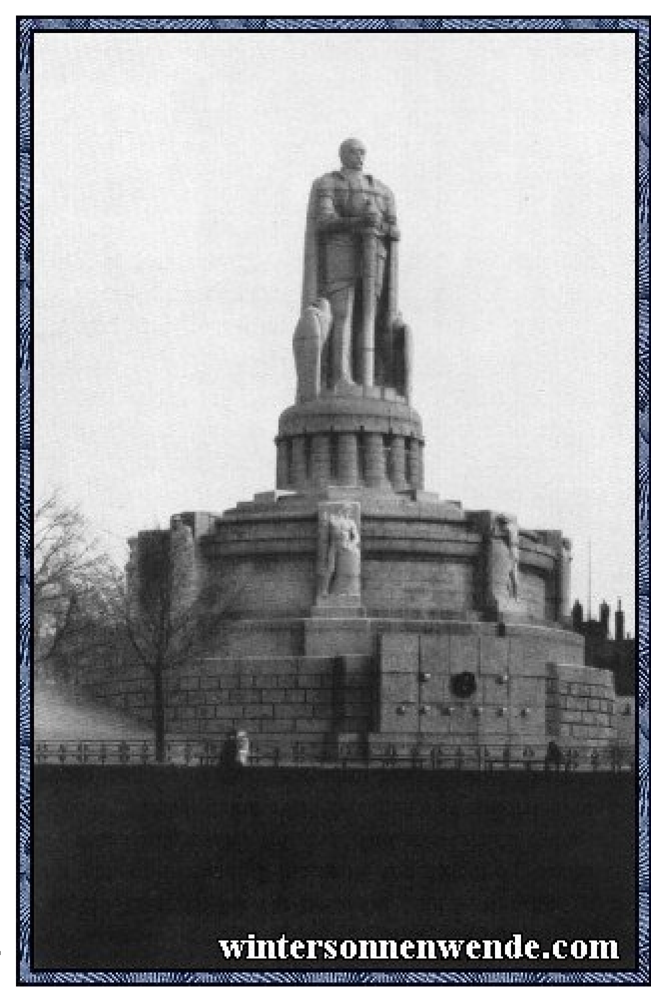
> Solange die Welt steht,
> Handel und Schiffahrt nicht untergeht.



Bremen.
Hof der Börse mit Blick auf die Domtürme.

In der Büste des Bürgermeisters von Melle verewigte der Bildhauer Wield den letzten hansischen Patrizier. Die Bronze steht nicht in der Börse, nicht im Rathaus, nicht in der Handelskammer, nicht in der Seewarte, nicht auf einer der Höhen angesichts des Hafens, wo zu Hamburg statt dessen der ungeheure steinerne Bismarck steht. Der würdige Hanseat aber, in der krausen Pracht des Ornates von einst fand Platz in der Vorhalle der jungen Hamburger Universität.

Gegen diese Universität haben sich bedeutende hansische Kaufherren lange gesträubt, wohl ahnend, daß die breite Welle der Bildung kein Fahrwasser sei für den smarten Frachtverkehr von und nach Übersee. Der hansische Ruhm ist sicher nicht zum wenigsten auf die getreue Arbeit der Handlungsgehilfen gegründet; gut Lesen, Schreiben und Rechnen konnte und durfte man schon immer in Hamburg lernen, und auch für lebende Sprachen hatte man etwas übrig; die Volksschulen hier waren lange Zeit vorbildlich für das Reich. Was aber darüber hinaus nötig war, das lernte der junge Mann praktisch in Kontor und Speicher, im Hafen und im Ausland. Die großen leitenden Fähigkeiten, die sich wie überall immer nur in wenigen Köpfen fanden, kamen zumeist naturgewachsen von unten herauf, sie erbten das Erreichte eine Weile in angesehener Familie fort, ihre Namen saßen in den hohen Ämtern der Stadt und versanken eines Tages so unauffällig, wie sie begonnen hatten. Wie hoch sich der Bildungsgrad gesteigert hatte, spielte dabei keine Rolle. Ganz alte eingesessene Patrizier-Firmen und -Familien gibt es in den Hansestädten nicht. In Hamburg pflegt sich das Erbgut im scharfen Handelswind innerhalb dreier Generationen aufzuzehren. In Bremen und Lübeck kann es etwas länger dauern. In Hamburg pflegt man in der Gesellschaft jener zweiten und dritten Generation bei Unbekannten zu fragen, ob seine Mutter eine "Geborene" war oder nur eine "Gewisse" und begnügt sich damit. In Bremen pflegt man auch noch die Großmutter einzubeziehen.



Das Bismarckdenkmal in Hamburg
von Hugo Lederer.

Den einzelnen Tüchtigen ist es heute schwerer gemacht als damals, da das Wort Sozialismus noch nicht erfunden war. Die Pioniere der Handelshäuser, die auf Kautschuk, Elfenbein, Gold, Kopra und günstige Plantagengründe fahndeten, bequemten sich wohl oder übel, die schmalen Eingeborenenpfade durch die Wildnis der Ferne zu wandeln und kamen so zu Gewinn. Heute wollen sozusagen alle zugleich in Kompagniefront durch das Dickicht dringen. Gern wird der Vorsprung des Einzelnen, soweit es sich nicht um Sport oder Film handelt, als Verrat am Ganzen betrachtet. Wenn man noch dazu bedenkt, daß heute Glasperlen und Druckkatun keine gängigen Tauschobjekte mehr sind, daß auch den Papuas Bargeld und Weltmarktpreise geläufige Begriffe geworden sind, daß auch der Sklavenhandel verboten ist und wir nicht einmal mehr Kolonien haben, wo gegebenenfalls die Macht eigenen Militärs den Konsum erleichtert, so ist es heute wirklich keine Kleinigkeit, auf den Wegen des Kommerz als ein ehrbarer hansischer Kaufmann groß zu werden.

Doch geht es der ganzen Welt nicht besser. Und im Vergleich dazu muß man den hansischen Geist ungemein bewundern. Die Nordamerikaner gründeten während des Krieges über zweihundert Schiffahrtslinien in der frohen Annahme, dem gebundenen und geschwächten Europa sämtliche Handelsverbindungen rund um die Erde wegschnappen zu können. Sie begingen die Dummheit,

sich persönlich in den Krieg zu mischen. Wie dem auch sei, jetzt sind die stolzen Gründungen trotz reicher Staatsbeihilfen bis weit unter zwanzig wieder zerronnen. Das arme Deutschland hingegen, dem die Sieger ein paar dürftige Küstenfahrzeuge gelassen hatten? Der Geist der Hanse vermochte die deutsche Handelsflotte in fünfzehn Jahren wieder auf Vorkriegstonnage zu steigern mit schöneren und schnelleren Schiffen als vordem. Bremen und Hamburg haben die schönsten und schnellsten Schiffe der Welt. Die "Bremen" und "Europa" sind nicht nur technisch, sondern auch in der künstlerischen Gestaltung der Form und der Inneneinrichtung mustergültige Leistungen deutscher und hansischer Kultur. Und wie fortschrittlich sich der hansische Geist auch weiterhin auszuwirken gedenkt, zeigt die Finanzierung des ersten Westost-Atlantikfluges durch den Norddeutschen Lloyd, die Schaffung des ersten Flugzeuginselschiffes, die Verbundenheit zur Deutschen Lufthansa und die Mitwirkung der Hapag bei den Westflügen der Zeppeline.

Solchen Leistungen gegenüber deucht einem weniger wichtig, wieviel von alter Hansekultur noch erhalten blieb. Man möchte vorschlagen, die Pflege alter Baudenkmäler und anderer Zeugen guter Vergangenheit ganz und gar Lübeck zu überlassen und es zum hanseatischen Museum zu ernennen. Alles was Hamburg in solch rückschauender Sammlung heute noch unternehmen kann, bleibt Spielerei. Man sieht es an dem Alt-Hamburger Bürgerhaus, eine Angelegenheit, die dem Schabbelhaus in Lübeck, dem Essighaus zu Bremen nachgeahmt wurde; ein nettes barockes Wohnhaus ist dem Verfall entzogen worden, mit altem Hausgerät vollgehäuft und als Weinschenke eingerichtet. Das Geld dafür hat man durch eine Straßensammlung, eine Marzipankugellotterie aufgebracht (auch eine Lübecker Erfindung). Die Stadt selbst hat nichts dazugegeben. Mit Recht. Ihre Aufgaben liegen nur in der Gegenwart und Zukunft. Der Hafen, die Schiffahrt, der Handel sind es, für deren Wohlergehn, Erhaltung und Ausbau Hamburg lebt. Das ist nüchternes Gesetz in dieser Stadt, weit mehr noch als für Bremen. Alles andere muß oder mußte dagegen zurücktreten. Seien wir ehrlich: Was sucht der unbefangene Fremde, wenn er nach Hamburg kommt? Was stellt er sich vor? Den Hafen! Erstmal den Hafen. Und die Vergnügungsstätte des Hafens: St. Pauli. Und die Schiffahrtsstraße der Welt, den Elbstrom. Und die großen Kontorbauten. Und die Privatsegnungen aus diesem, die Kaufherrenbesitze rings um die Alster und an der Flottbeker Chaussee und in Blankenese. Und gegebenenfalls noch die Börse, die Seewarte und das Tropeninstitut. Weder die berühmte Kunsthalle noch das Museum für hamburgische Altertümer, noch das Kunst- und Gewerbemuseum, noch die Universität, noch das Stadttheater reizen den normalen Außenstehenden. Vielleicht wäre eine ständige wahrhaft großzügige Überseehandels- und Kolonialschau für Hamburg (wie Bremen es in kleinem Maße hat) das Rechte, eine volkstümliche Ergänzung des beliebten Hagenbeckschen Tierparks, eine lebhafte Zusammenfassung jener auseinanderliegenden, allzu gelehrtengrau oder prunkhallenschön aufgezogenen Sammlungen botanischen, ethnographischen und zoologischen Sondergebietes. So aber, wie es heute ist, sind die exotischen Raritätenläden an der Hafenkante und Papa Haases, des trunkfesten, tirpitzbärtigen einstigen Segelkapitäns *Curiosity shop* und ulkiges "Museum für Kolonie und Heimat" in der Erichstraße nahe der Reeperbahn weit lustigere Anziehungspunkte für den Fremden als die Langweiligkeit, mit der die exakte Wissenschaft aufzutreten in Hamburg wahrscheinlich nicht umhin kann.

Und Kunst in Hamburg? Ringelnatz sagt: Hummel, Hummel, Kunst! Die Klagen über mangelndes Kunstinteresse sind in Lübeck nicht lauter als im Reich, in Bremen sind sie durch den Mäzen Roselius und seine Böttcherstraße und durch die tätige Künstlerkolonie Worpswede fast ganz zum Schweigen gebracht, in Hamburg tönen sie seit jeher schmerzlich. Gern klagt man dort den Staat an. Ganz kurzsichtiger Weise. Kunst in einer Stadt wie Hamburg sollte Privatsache bleiben, und als solche ist sie auch freundlich vorhanden. Selten hat die Stadt selber mit großen Aufträgen künstlerisch Glück gehabt. Man sieht es am Rathaus, an den Lagerhäusern des Freihafens, an der Nikolaikirche, an den St. Pauli-Landungsbrücken und dem Elbtunnel, man sieht es an der alten und der neuen Gestaltung des Rathausmarktes, sieht es an den Untergrundbahnhöfen und den Kapellen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Der bedeutende Stadtbaumeister Schumacher hat in manchem Wandel

schaffen können. Er hat den Backstein wieder zu seiner Bodenständigkeit verholfen. In wundervollen, zumeist abgelegenen Volksschulneubauten hat er sich ehrenvolle Denkmäler gesetzt. Unter seiner Ära entstand auch die prachtvoll großzügige Mönckebergstraße, entstanden einwandfrei schöne und gesunde Wohnblocks, wie sie auch in anderen Städten entstanden. Die bekanntesten Leistungen der modernen Hamburger Architektur jedoch waren Aufträge privater Bauherren, wie das mit Fug berühmte Chilehaus, aus Geldern der Slomanlinie von Fritz Höger gebaut, und um es herum ein neues imposantes Hafenviertel riesiger, sachlich gewaltiger Klinkerhochbauten. Sie wirken wie wahrhafte Hochburgen hansischen Geistes. Möge er unmittelalterlich darin walten!

Hamburg würde auch heute noch jedes "Altertum" opfern, wenn es für die Wohlfahrt und Erweiterung seines Hafens und Handels notwendig wäre. Holländisch reizvolle Romantik eines ganzen Stadtviertels fiel dem Freihafen zum Opfer und gnadenlos die Idylle der kleinen Elbinseln, gnadenlos auch die vielbesungene Eigenart der Fischerinsel Finkenwärder. Kais, kilometerlange Lagerschuppen, Silos, Kräne und Laufkatzen, Eisenbahnen, Docks, Werften, Industrieschornsteine und Öltankstädte wuchsen auf um fächerförmig strahlende Hafenschläuche. In Bremen selbst ging es sachter zu. Hauptsächlich weitab der Stadt an der Wesermündung in Bremerhaven hat sich aus dem klugen Beginnen Bürgermeisters Smidt mehr und mehr ein bedeutender Seehafen entwickelt, der Platz hat für die Meeresriesen des Lloyd. Dort zu Wesermünde ist auch Deutschlands größter Fischereihafen.

Auch Hamburg hat sich schon vor vielen hundert Jahren die Meeresecke der Elbe gesichert und sie hafenmäßig ausgebaut. Wie in Bremen werden die New Yorker Fahrgäste mit der Eisenbahn bis an die Seemündung geschafft und betreten da von gewaltigem Pier aus das Schiff (und umgekehrt).



Der Hamburger Hafen.

Die Elbe aber, breiter und tiefer als die Weser, gestattet selbst den größten Ozeanern, bis ans Herz der Stadt zu fahren. Am Jungfernstieg, der Alster-Promenade und elegantesten Geschäftsstraße Hamburgs, besteigt man hübsche kleine Dampfer, um über den angenehmen Stadtbinnensee nach dem Uhlenhorster Fährhaus oder zum Stadtpark zu gelangen. Vom Jungfernstieg zu Fuß keine Viertelstunde entfernt steigt man genau so einfach, ohne Einbootung, ohne Tender und Fähre direkt vom Hafenbollwerk und Brückenponton auf die mächtigen, strahlenden Dampfer der Hamburg-Süd, um nach Rio oder Buenos Aires zu fahren. Und wer je das ewig wechselnde, rauchig schillernde, irrisierend farbige, geräuschdurchbrauste, verwirrend geformte, wasser- und gewürzdurchdunstete, mövendurchflatterte, sirenendröhnende, gigantische Gemälde dieses konzentriertesten und größten aller Kontinenthäfen erlebt hat, dem wird eine Ahnung dämmern, daß diese Stadt jede künstlerische Sehnsucht bewußt oder unbewußt daran zu stillen vermöchte.

Eine Künstlergruppe feierte zu Hamburg einmal einen Novemberball. (Die Hamburger Künstlerfeste waren eine Zeitlang berühmt.) Als Motto hatten sie über ihren Almanach gesetzt:

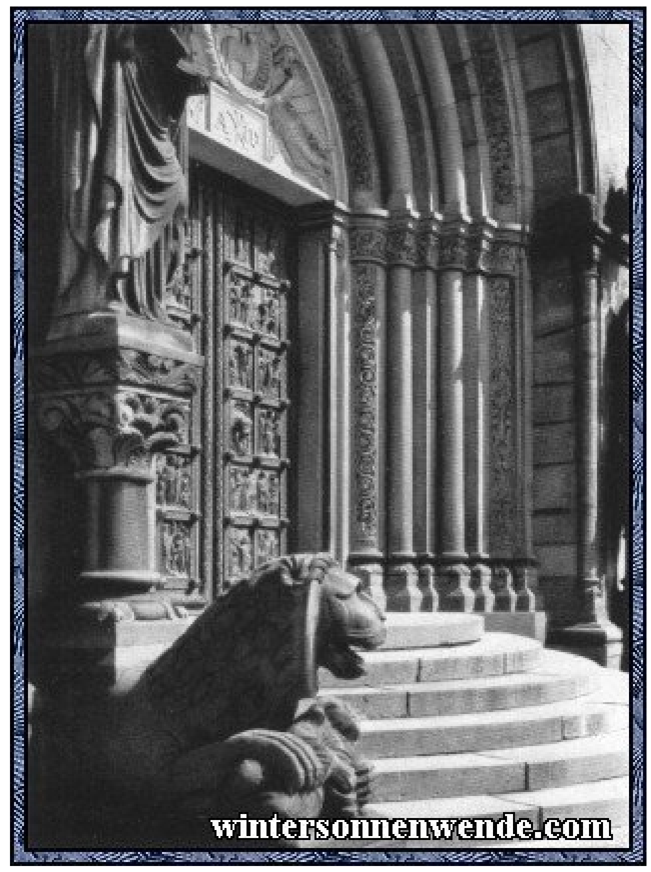
> Ist diese Stadt im Geiste nicht
> dem Nebelmonat gleichgeartet?
> Die Sonne, die den Dunst durchbricht,
> wird wohl begrüßt, doch kaum erwartet.

Das haben Lessing und Klopstock, Gottfried Semper und Brahms, Matthias Claudius, Philipp Otto Runge und Heinrich Heine, Hebbel, Barlach und Liliencron und selbst der Weltmann, Sammler und Kunsthallendirektor, der geistvolle Alfred Lichtwark, genugsam erfahren müssen, wie alle anderen, die je im Weichbild dieser Stadt der Kunst verbunden waren und auf begeisterte Gegenliebe hofften. Der zum zweihundertsten Geburtstage Lessings gestiftete Literaturpreis wirkt wie eine verspätete Entschuldigung. Er ist auch ganz unhansisch. Es fehlt ihm die bodenständige Begründung. Er sollte tüchtigen Seefahrern, mutigen Entdeckern, er sollte den Mehrern des hansischen Ansehens im In- und Auslande zufallen, nicht Gelehrten oder Dichtern schlechthin. Daß dennoch so mancher gute Name diesem Boden entsprang, deutet auf seine urwüchsigen Kräfte. Daß mancher gute Name es hier lange aushielt, liegt am internationalen Duft des Hafens und an der Schönheit der Landschaft. Dieselbe schräge Sonne, die zu Labrador über Eiswüsten rollt, lächelt hier im Abhauch des Golfstromes über die Parks der Elbhöhen, über Oevelgönne, Nienstedten, Blankenese, über viele Kilometer Badestrand fast zu Füßen der Stadt, über Marsch und Geest, Sachsenwald und holsteinische Schweiz, über dem Ostseeufer vor Lübecks Toren. Und jenseits des Stromes gen Bremen und Hannover, immer wie eine kleine, sacht schwingende blaue Melodie neben dem Weltverkehrstreiben, liegen die weiten Erhebungen und Einsamkeiten der Lüneburger Heide. Und der derbe Atem der See weht bis in die Straßen der Hansestädte. In acht Stunden Wasserfahrt ist man auf Helgoland; nach Kopenhagen dauert es mit der Bahn nicht länger, aber man fährt angenehmer und lustiger mit dem Dampfer von Lübeck, genau wie man nach London nur mit dem Dampfer von Bremen oder Hamburg fahren sollte. Es ist nicht teurer, die Bequemlichkeit ist unvergleichlich, man tanzt, treibt Sport, liegt in der Sonne oder im Schwimmbad, speist vorzüglich und kommt doch ans Ziel.

Bremer Zigarren, Lübecker Marzipan, Hamburger Räucherwaren (von denen schon Goethe schwärmte), steifer Grog, Aalsuppe, Backobst und Klüten, Rundstück warm, Rote Grütze mit Milch, Schwarzbrot, Sandtorte und Klöben, Braunbier und Köm und dazu die weichsingende plattdeutsche Sprache: *Beeten wat in' Büdel un beeten wat in' Buddel, warme Fööt un keuln Kopp, gooden Wind inne Seils un' lütt söte Deern bi Huus! Un ümmer suutje!...* Das ist die hansische Seele. Keine noch so große schwarze Maus wird sie je ganz zernagen können.

Es sind die Volkshelden, die dem Charakter des Volkes entsprechen und ihn besser beleuchten als jeder gelehrte Wälzer. Hansische Volkshelden sind weder Karl der Große (der Bremen und Hamburg gründete) noch die tüchtigen Erzbischöfe Ansgar und Adalbert, noch die schauenburgischen Adolfe (die Lübeck gründeten), noch Heinrich der Löwe, noch die großen Bürgermeister, es sind die tapferen Seeräuber Störtebeker und Godeke Michels, denen man vor mehr als fünfhundert Jahren zu Hamburg den Garaus machte. Volksheld ist auch jener biedere Honigverkäufer des vorigen Jahrhunderts, der seine Ware mit "Hummel, Hummel!" ausrief, und dem Echo der Straßenjugend mit dem römischen Schlachtruf: Mors! antwortete. Heute ist Ausruf und Antwort die Parole und der Ausweis der Hamburger und Hanseaten in der ganzen Welt.

Wie mit den Hörnern eines Stieres stößt das Meer die Weser und die Elbe hinauf. Auf den Spitzen stecken die goldenen Kugeln Bremen und Hamburg. Oder sollte man lieber Füllhörner sagen? Dreiviertel des Schiffsverkehrs der ganzen Erde läuft die Häfen der Nordsee an, davon werktäglich im Durchschnitt rund hundert Seeschiffe Hamburg und Bremen zusammen. Der Frachtverkehr aus- und eingehend betrug im guten Jahre 1929 zu Hamburg fast dreißig Millionen Tonnen im Werte von zwölfeinhalb Milliarden Reichsmark. Bremen hatte etwas über den vierten Teil dieses üppigen Güterumschlages. Es waren Zahlen wie vor dem Weltkriege. 1932 ist die Warenmenge etwa um ein Viertel geschrumpft, ihr Wert aber um die Hälfte. Bei guten Zeiten liegen im Hamburger Hafen gleichzeitig durchschnittlich fünfhundert Seeschiffe, achthundert Flußschiffe und siebentausend Schleppdampfer, Fährboote, Barkassen, Schuten, Leichter, Getreideheber, Schwimmgreifer und was sonst der Hafen an Fahrzeugen braucht. Siebenundsechzig Kilometer Kai und Dückdalben, das ist die Strecke, da Seeschiffe zum Laden und Löschen liegen können, und ebenso ausgedehnt sind die Liegeplätze für Schiffe mit geringerem Tiefgang. Die Lagerfläche der Schuppen und Speicher im Hafengelände beträgt anderthalb Millionen Quadratmeter, rund zweitausend neuzeitliche Kräne und Hebezeuge befördern die Güter zwischen Decksluke, Kai, Frachtbahn und Eisenbahn, etwa dreihundert Industriebetriebe liegen im Hafen, die öffentlichen schwimmenden Landungsanlagen (wegen des durch Flut und Ebbe dauernd auf- und abwandernden Wasserspiegels wären feste unmöglich) belaufen sich auf rund vierhundert, und rund hunderttausend im Hafen beschäftigte Personen wetzen in guten Zeiten täglich ihre Sohlen daran.



Bremen. *Domportal.*

Alle Zahlen in Hamburg und Bremen haben sich in hundert Jahren etwa verhundertfacht. Auch die Zusammenballung der Bevölkerung. Vielleicht hat das alles, wie in den meisten Weltstädten seinen Höhepunkt erreicht. Es wird sich alles wieder ein bißchen zertreuen und anders wieder sammeln. Das Heide-, Wiesen-, Wald- und Moorgelände zwischen den Hansestädten beginnt sich mit lichten Siedlungen zu bedecken. Der Fliegende Hamburger zwischen den beiden größten Städten des Reiches und damit zwischen Binnenland und Küste ist nur ein Auftakt. Schnellbahnen werden einst auch die hansische Landschaft durchweben und die eigenbrödlerischen Städte Bremen, Hamburg, Lübeck zu engerem Austausch verbinden als jemals vorher, ob sie wollen oder nicht. Nicht aus Stammesbrüderschaft, nicht aus

Wirtschaftsklugheit rückt man in Norddeutschland einander näher. Man ist ungesellig von Natur. Aber die Technik überwindet auch das. Wie denn auch die Welle des Funks die Hansestädte vereint, was die des Meeres nie recht vermocht hat.

Es wären heute andere Phantasien, die ein junger Hauff im Bremer Ratskeller haben würde. Die Bleikammer im Dom würde ihm wahrscheinlich näher liegen als die Apostelfässer. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß ein heiterer Ausblick ihn trösten könnte, nämlich der, den die altbekannten Bremer Stadtmusikanten (oder sind es dankbare Mitglieder der teuren, noch einmal erhaltenen Hamburger Staatsoper?) unverdrossen durchs Fenster der Welt tun, der Esel Geduld, der Hund Treue, die Katze Schläue, zu sehen, ob da nicht Platz sei, wieder am fetten Tisch zu speisen. Ihnen zu Häupten verkündet der Hahn Mutig den neuen Tag.

Mecklenburg

Friedrich Griese

Wer Mecklenburg sagt, meint Acker, Wald und See, aber er darf die kleinen und alten Städte nicht vergessen, die dort Landstädte genannt werden. Sie sind ein wesentlicher Bestandteil des Lande, sind natürlich für die eigenen Bürger, dann aber für die Dörfer der Umgebung da und leben von ihnen, gut, wenn die Dörfer kaufen und bezahlen können, schlecht, wenn es denen selber schlecht ergeht.

In der Geschichte dieser alten und kleinen Städte Mecklenburgs finden sich in steter Wiederkehr fast immer dieselben Berichte. Hier und da sind sie vielleicht nicht ganz zuverlässig, es sind leere Stellen vorhanden, die man schwer ausfüllen kann, meistens aber geht es nach dem Wort einer ihrer alte Urkunden: "Dieweilen mit der Zeit vergehet, was in der Zeit vorgehet, so ist es nötig, daß dasjenige, was unter den Menschen geschieht, mit tüchtigen schriftlichen Zeugnissen bestätigt werde." Danach haben sie sich denn auch immer gehalten, und das Verlaßbuch, eine Art Grundbuch, gibt Aufschluß darüber.

Von dem weit zurückliegenden Kampf zwischen Wenden und eingewanderten Germanen wird berichtet, von Pest und anderen Seuchen, von großen und sich immer wiederholenden Feuersbrünsten und von dem langen und schrecklichen Krieg, der dreißig Jahre durch die deutschen Länder zog, immer wieder auch bei ihnen einkehrte und den weiteren Bestand des kleinen Gemeinwesens fast in Frage stellte. Dazwischen erscheinen dann außerdem mancherlei Streitigkeiten mit den umliegenden Dörfern, um Äcker und Hölzungen, um See und Fischereirechte, um Wege und Rodungen und um Festsetzung der gegenseitigen Grenzen. Ein langer, harter und mühseliger Weg, oft nicht unverschuldet; denn Bürgersinn war unnachgiebiger Sinn, nicht nur auf das Recht bedacht, sondern darauf versessen. Aber mit diesem Recht hielten sie sich durch Jahrhunderte, mit ihm halten sie sich - unter allerlei Abwandlungen - noch heute.

Die Verbindungslinien zu früheren Zeiten sind immer noch stark genug, hier und da findet man Bürgernamen, die bis in die Wendenzeit hinein deuten, Fischer und Schreiber, Schmiede und Arbeiter, Ratsdiener und Ackerbürger. Immer noch gab es in diesen Landstädten bis in die jüngste Zeit allerlei Bräuche und Sitten, die zuweilen auf einen Streit mit den umliegenden Dörfern und Höfen zurückgehen. Da zogen die Bürger im Winter, sobald das Eis hielt, an den See, warfen ein Pflugeisen hinauf, und so weit es auf dem Eise vorwärtsglitt, hatten sie das Recht des Fischens. Oder sie hielten ein Denkmal in Ehren, das zum Andenken an einen Herrn der Stadt errichtet war. Einer von diesen Herrn starb in Warschau, und, um Kosten zu sparen, fuhren Diener und Kutscher den Toten, einbalsamiert und angekleidet und aufrecht im Wagen sitzend, bis in die kleine

mecklenburgische Stadt. In den Straßen der kleinen und alten Stadt Penzlin spielen heute noch die Kinder, wie Johann Heinrich Voß, Dichter und Übersetzer Homers und Freund Höltys und Goethes, hier einmal als Kind spielten. Man kennt noch das Haus, das dem Vater gehörte, der zuerst wohlhabend war, dann aber bald verarmte. Man weiß noch, wo Hopfen- und Tabakspeicher lagen in jener Zeit, als das Städtchen, an der Heerstraße gelegen, einen schwunghaften Handel trieb.

Zwei Feinde hatten diese alten und kleinen Städte, die fast unbesiegbar waren: Feuersbrünste und Seuchen. "In unserer Stadt haben einige böse Bürgerkinder, welche wohl gemeinet, daß ihnen die Administration der Gerechtigkeit denegieret wäre, den 27. Oktober 1558 Feuer angeleget, welches so groß geworden, daß mehr denn die halbe Stadt davon verzehret worden und unter anderem einige Männer und eine Magd mitverbrannt." Einstöckige, strohgedeckte Häuser wurden an Stelle der zerstörten wieder erbaut, und obwohl die Regierung Baugelder bewilligte und befahl, zweistöckige Häuser zu erbauen, so hatte doch das obere Stockwerk, wenn man sich nach diesen Vorschriften richtete, keine Fenster, sondern nur Rauchluken; die Folgen waren abermalige Feuersbrünste. In solche Notfällen trat vor allem die Kirche helfend auf, und ein Pfarrer Struck unternahm für seine notleidende Stadt große Reisen, die ihn bis nach Kopenhagen führten. Er schickte von dorther Geld und schrieb Trostbriefe an seine Gemeinde. Manche dieser alten Städte brannten in drei Jahrhunderten dreimal ab, aber der Lebenswille der Bürger fand dreimal die Kraft zum Wiederaufbau.

In Parchim, einer Stadt im Südwesten des Landes gelegen, gibt es noch jetzt eine Gilde, die Gilde der Dreiunddreißiger. Als in einem bösen Pestjahr die Leichenträger selber nicht mehr vorhanden waren oder sich weigerten, die in den Häusern oder auf den Straßen herumliegenden Toten zu beerdigen, gaben sich dreiunddreißig wackere Bürger der Stadt zu dem gefährlichen Geschäft her, die Pestleichen aus dem Bereich der Stadt zu schaffen. Das Andenken an diese Männer lebt in dieser noch heute bestehenden Dreiunddreißigergilde. Einmal im Jahr darf sie auf die städtische Feldmark ziehen und, immer in einem bestimmten Teil, dort frei jagen.

Eine dieser alten und kleinen Städte hat für Mecklenburg eine besondere Bedeutung. Waren heißt sie, und sie liegt an der Müritz, dem größten Binnensee Norddeutschlands. Hier findet man noch vier andere Seen, untereinander durch ein Flüßchen, die Elde, verbunden und eingehegt von Hügeln und Wäldern und Äckern. Ein Garten Gottes, und nichts in einem widerspricht, wenn man sich daran erinnert, daß Reuter, der mecklenburgische Nationaldichter, in seiner humorvollen *Urgeschichte von Meckelborg* den bündigen Beweis führt, daß in diesem Teil des Landes einmal das Paradies gelegen hat. Hier wohnt **Wossidlo**, der Altmeister des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen, ein Gelehrter, der über Mecklenburg und Deutschland hinaus bekannt ist. Der mecklenburgische Mensch hält noch heute an alten Überlieferungen und Weisheiten fest, Wossidlo ist derjenige, der von diesem Gut einen fast unübersehbaren Schatz gesammelt hat und, trotz seines Alters, immer noch unermüdlich darin ist. Ich erinnere mich an meine Knabenzeit, er kam auch in unser Dorf, und er hatte einen solchen Ruf, daß sich alle, die als Bewahrer alter Sprüche und Erzählungen in Frage kamen, in höchster Eile auf das Feld, in den Garten oder an einen anderen sicheren Ort begaben, wenn er angekündigt war. Trotzdem entgingen sie ihm nicht, er war noch klüger als das klügste alte Mütterchen, und wen er nicht fand, den wollte er für dieses Mal nicht finden. Seit Jahren geht er nun, in größeren oder kleineren Abständen, an seinen Schatz den er selbst gesammelt oder der ihm von Förstern, Studenten, Pastoren, Lehrern übergeben worden ist. Was er dann davon veröffentlicht, ist immer ein Stück Mecklenburg, mit Liebe und Verständnis gesammelt und mit Klarheit und Eindringlichkeit gesichtet. Daneben rührt eine große Sammlung von alten Trachten, Bildern und Haushaltsgegenständen von ihm her. Und wenn einmal ein Dorftag gehalten wird, in den sich heute freilich mancher faule Zauber mischt, dann sieht man davon immer wieder etwas.

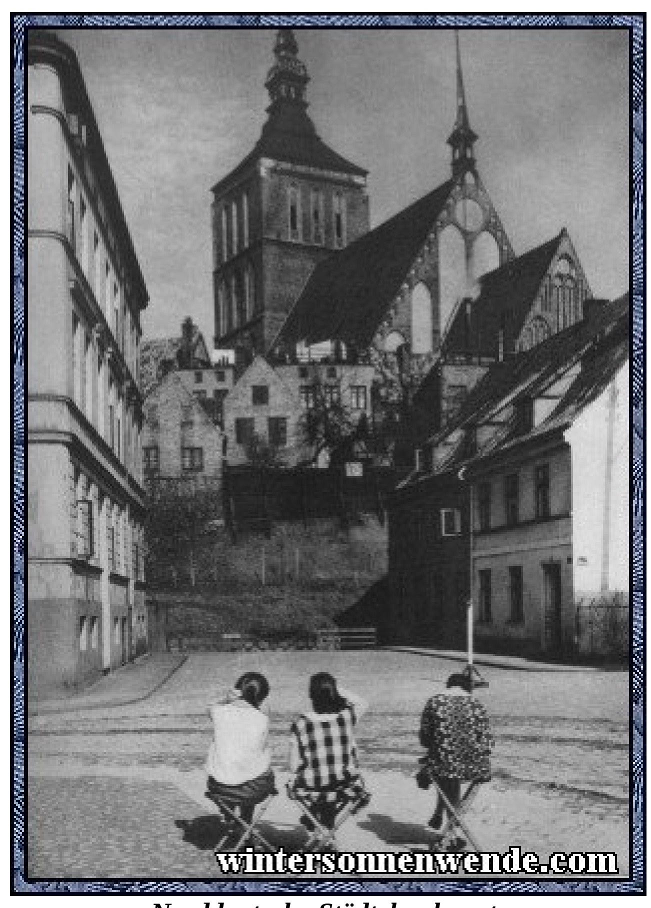
Ach, diese alten und kleinen Städte, noch heute ein wesentliches Stück Mecklenburg, nicht sehr

räumig gebaut, mit holperigem Pflaster und niedrigen Häusern. Die Kirche ist immer noch das Hauptgebäude, mehr als Rathaus und Schule, wenn sie ihre Glocken läutet, dröhnt das letzte Haus, und der Marktplatz summt jeden Ton mit. Vor den Kaufmannsläden steht hier und da ein Wagen, der in eins der umliegenden Dörfer gehört, die Kinder, die an einem vorüberlaufen, stehen still, und die kleinen Mädchen knicksen. Wenn sie im Sommer ihr Kinderfest feiern, fangen alle Betriebe früh um vier Uhr an zu arbeiten, damit die Väter am Nachmittag auf dem Festplatz sein können. Erwachsene und Kinder werden auf Erntewagen in den Wald gefahren, wo das Fest gefeiert wird, und bis zum Abend geht es unter Blumen und Kränzen hoch her. Beim Festmarsch durch die Straßen ist der Rat der Stadt mit im Zug, in Frack und schwarzem Hut. Am Abend versammeln sich alle auf dem Marktplatz, jetzt sind auch die Großmütter der ganzen Stadt dabei, und der Rektor der Schule muß eine Rede halten. Heute noch, wenn auch festgehalten werden muß, daß es in diesen kleinen Städten in unserer Zeit ziemlich trübe aussieht. Die Dörfer der Umgebung sind arm geworden, der Kaufmann verkauft wenig, und der Handwerker hat auch nicht mehr Kunden, der Rat der Stadt sitzt wohl noch in seinem alten Rathaus, aber der Klagen und Bedrängnisse kommen immer neue.



Schwerin.
Marktplatz mit Dom im Hintergrund.

Rostock und Wismar, die beiden wesenhaftesten Städte Mecklenburgs, liegen an der Ostsee. Wismar, die kleinere, vielfach mit der Geschichte des Landes verbunden und zur Zeit der Hanse eine wehrhafte und mächtige Stadt, liegt heute wie in sich selber hineingerissen und wie in sich verballt und verschnürt da. Überall erkennt man noch die einstige Größe, den mächtigen Geist, der sie hinaufriß, den Wagemut der Bewohner, die hier einst schafften und planten, aber es ist aus damit, der große Handel hat sich anderen Plätzen zugewandt, und die Stadt "an de Wismer" ist nur noch ein Bild der einstigen berühmten Handelsstadt.



Norddeutsche Städtebaukunst.
Die Nikolaikirche in Rostock.

Rostock, mit Wismar am gleichen Strand liegend, die Stadt mit dem siebentürmigen Rathaus, die Stadt der mächtigen alten Tore, heldenhaft in jedem Zug, mit der Marienkirche und dem gewaltigen Turm der Kirche des Heiligen Petrus, dem Meere zugewandt,

ungestüm, unruhig, aber mit der schöpferischen Unruhe des Nordens, hat auch von der einstigen Größe herabsteigen müssen, sie hat jene Zeit verlassen, da sie mit Königen und Herzögen, auch mit denen des eigenen Landes, kämpfte und nicht unterlag, aber sie ist noch mehr zum Schaffen befähigt. Sie hat sich offener halten können, die Zeit verließ sie nicht ganz, und so ist sie denn lebendiger geblieben.

Aber wer Mecklenburg sagt, meint See und Wald und Acker, er meint das mecklenburgische Dorf.

Im östlichen Teil des Landes bin ich in meiner eigentlichen Heimat, da bin ich am richtigen Ort, da bin ich geboren und bekannt und heimisch wie nirgends sonst. Da finde ich die großen Güter, die dem alten und ältesten mecklenburgischen Adel gehören und die diesem Teil des Landes seine besondere Art geben. Ich kenne sie aus meiner Jugendzeit, als ich ein Dorfjunge war und in allen Sommern die Kühe hütete. Da weiß ich sie alle, die mir aus jener Zeit her vertraut sind, auch die alten Geschlechter sitzen meistens noch auf den Gütern, nur daß jetzt statt des alten Herrn der Sohn oder der Neffe das Gut führt. Da liegen die weiten Felder, hügelig aufgebogen, fast grenzenlos, wenn auch immer wieder von Wäldern und kleinen Waldecken unterbrochen, da ist die Weite, die mich immer so gefangen nimmt, die Fortsetzung der unausmeßbaren östlichen Ebene. Da ist die unzählbare Menge der Feldteiche, der kleinen Bäche, der Gutsseen. Und da ist der Wald, weit und geräumig, mit seinem Unterholz, reich an Leben aller Art. Da taucht immer wieder einmal auf einem der Güter eins jener einfachen und doch so prächtigen Adelsschlösser auf, die nur dem Eingeweihten bekannt sind und die nur er findet. Da sind vor allem jene oft fast kreisrunden kleinen Teiche im Wald wie auf dem Acker anzutreffen, mit ihrem runden, aufgebogenen Uferrand, die hier im Lande Kolke genannt werden. Sie weisen in jene Zeit, da die mecklenburgische Erde entstand, und sie sind oft der Ausgangspunkt von Sagen und anderen alten Volkserzählungen.



Das Schweriner Schloß
Die schöne Residenz des ehemaligen Fürstenhauses.

Die Gutsdörfer selber machen diesen Teil des Landes nicht heimischer. Sie bestehen oft aus niedrigen, langgestreckten Katen, ohne Freundlichkeit und ohne Rücksicht auf die Eigenart des Landes erbaut, dunkel und wenig geräumige menschliche Wohnungen, nichts anderes. Sie liegen meistens an der einzigen Straße des Dorfes, nur das Schulhaus und vielleicht noch die Wohnung des Gutsschmiedes, des Gärtners heben sich aus dem grauen, unfreundlichen Einerlei heraus. Und ein völlig trüber Eindruck entsteht dort, wo das Gut außerdem noch eine Schnitterkaserne besitzt, die Wohnung der östlichen Wanderarbeiter. Zu Tausenden überzogen diese noch vor wenigen Jahren die mecklenburgischen Gutsdörfer, zu einem Teil selbst dem Gutsarbeiter willkommen wegen der schweren Arbeit im Zuckerrübenbau, der ganz von ihnen übernommen wurde, besonders aber dem Besitzer des Gutes erwünscht als billige Arbeiter. Ein häßliches, dunkles Mal im Gesicht des Landes, diese polnischen und galizischen Wanderarbeiter, eben der Art wegen, wie sie untergebracht waren und wie sie das Wesen des Dorfes in unwürdiger Weise beeinflußten. Ein mecklenburgisches Gutsdorf dieser Art war kein deutsches Dorf, es war das Zerrbild eines solchen, nur geworden und immer noch möglich in dem Mecklenburg bis zum letzten Kriege, weil in diesem Teil des Landes der Großgrundbesitzer der allein bestimmende Führer war, und doch, wenn dem deutschen Dorf auch wesensfremd, in bestimmter Weise zu diesem Lande gehörig, weil eine ewige Erinnerung an jene weit zurückliegende Zeit, da hier der Slawe, der Wende, mit dem deutschen Menschen um die Vorherrschaft in zähem Kampfe rang.

Die Bauerndörfer waren und sind in diesem Teil des Landes selten anzutreffen, und wo sie vorhanden sind, da bestimmt der Kleinbauer, der hier im Lande Büdner oder Häusler genannt wird, das Bild des Dorfes mit. Sie besaßen nur wenig Land, meistens nicht so viel, daß eine Familie darauf ernährt werden konnte, so mußten sie also im Sommer auf den umliegenden Gütern, im Winter in den Forsten Arbeit suchen. Die letzten Jahre haben hier und da ein wenig Änderung geschaffen, Büdner und Häusler haben mehr Land erhalten, aus Staatsbesitz, aus aufgeteilten Gütern, aber grundlegend hat sich das Gesicht dieses östlichen Landesteils auch dadurch noch nicht geändert. Die nähere oder fernere Zukunft wird es machen müssen.

Zu einem Teil wird die wirtschaftliche Not, die auch die großen Güter überfallen hat, dazu helfen. Auf einer Wanderung durch das östliche Mecklenburg im letzten Frühjahr hörte ich von einem Tagelöhner, daß auf einem Gut der Nachbarschaft mit Motoren nachts unter Scheinwerferbeleuchtung gepflügt werde. Das war eine große Neuigkeit für uns beide, aber wir mochten die Sache überdenken, wie wir wollten, wir fanden sie nicht besonders aussichtsreich. Das Land schien uns zu hügelig, um der Maschine den ebenen Raum zu geben, den sie braucht, Mecklenburg ist nicht Nordamerika, alles in allem also ein Zeichen der Not, dieser nächtlich beim Licht eines Scheinwerfers arbeitende Traktor, aber vielleicht - und hoffentlich - eine Not, die künftige Gesundung in sich birgt.

Das mecklenburgische Bauerndorf findet man vor allem in der Mitte des Landes, im Norden und Westen, und im Nordwesten gleicht sich das Bild der Felder langsam dem holsteinischen Dorf an. Auf die ganzen Dörfer gesehen, litt der mecklenburgische Bauernstand seiner oberherrlichen Zugehörigkeit nach unter einem Vielerlei wie nirgends sonst in deutschen Ländern. Es gab Domanialbauern, das heißt Bauern, deren Land fürstlicher Besitz, Herrengut, war. Ritterschaftliche Bauern gab es hier und da im Gebiet der großen Güter, ihre Hufen waren die Überbleibsel der Bauerndörfer, die zu einem Teil in früherer Zeit, vor allem nach dem dreißigjährige Kriege, "gelegt" worden waren. Die leeren oder noch bewohnten Hofstellen hatte der adelige Besitzer eines Gutes verschwinden lassen, die zugehörigen Äcker seinem Gut zugeschlagen und einige, meistens verkleinerte, Höfe bestehen lassen. Außerdem gab es im Landgebiet der größeren Städte Mecklenburgs noch Kämmereibauern. Auch sie waren vor allem ein Andenken an die unselige Zeit jenes großen Krieges, da ganze Dörfer verschwanden, die Städte Äcker und Waldungen an sich rissen und andere, noch leidlich bestehende, Dörfer unter ihre Oberhoheit brachten. Hier wie dort war das mecklenburgische Dorf nicht das Bild des deutschen Dorfes, sondern das Widerspiel eines

solchen.

Den eigentlichen freien Bauernstand hat es in Mecklenburg seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges kaum gegeben. Einmal war der deutsche Bauer in das Land gekommen, hatte, im Kampf gegen das vorhandene Wendentum und gegen den oft noch nicht urbar gemachten Boden, seine verbrieften Rechte bekommen. Es waren verdiente Rechte, weil er es vor allem gewesen war, der dem Lande die christlich-deutsche Kultur gebracht hatte. Freilich waren auch damals schon die adligen Grundbesitzer, die Stände, fast übermächtig, aber dies sein deutsches Recht, von ihm mitgenommen, wurde ihm zuerst noch gelassen. Dann wurde es abgelöst durch ein fremdes Recht, hier wie überall, und hinzukam, daß der Wende dem Deutschen gleichgestellt wurde. Unheilvoll wirkten sich nebenher in dem kleinen Lande die dynastischen Streitigkeiten und die ewigen Kämpfe zwischen dem Adel des Landes und seinen Fürsten aus. Durch bestimmte Ereignisse während des dreißigjährigen Krieges, die Herrschaft Wallensteins, der eine Zeitlang Herzog von Mecklenburg war, schwiegen diese Streitigkeiten innerhalb des eigenen Landes. Dann aber, als die Herzöge zurückgekehrt und die äußeren Bedrängnisse durch die Beendigung des Krieges aufgehört hatten, lebte der alte Hader und der alte Machtwille der Ritter wieder auf. Karl Leopold, Schüler und Anhänger Karl XII. von Schweden, war derjenige unter den mecklenburgischen Herzögen, der versuchte, die Macht der Ritterschaft seines Landes mit Gewalt zu brechen. In den Kirchen wurde für ihn gebetet, in Haufen kamen ihm seine Bauern zu Hilfe, aber so hart sein Unternehmen angefaßt war, so kläglich ging es zu Ende. Karl Leopold starb als Flüchtling, als Verbannter, für den im Lande heimlich gesammelt wurde, um seine bitterste Not zu kehren. Sein Nachfolger einigte sich mit der Ritterschaft, und deren Macht wurde in einem Vergleich festgesetzt, der ohne Einschränkung bis zur Beendigung des letzten Krieges galt, erst da wurde er von dem allgemeinen Zusammenbruch hinweggefegt.



Schäfer Lehsten.
Federzeichnung von Fritz Reuter.

Das alles möchte heute nicht mehr gar so wichtig sein, wenn sich durch diese besonderen Verhältnisse nicht der mecklenburgische Mensch und vor allem der mecklenburgische Bauer gebildet hätte. Gehalten in einer fast vollkommenen Leibeigenschaft, gebunden an die Scholle durch äußerlichen Zwang, aber der eigenen Scholle fast täglich wieder entfremdet durch die dem ritterschaftlichen Oberherrn zu leistende ungemessene körperliche Arbeit, die nicht nur auf den Bauern selber, sondern auch auf die Angehörigen, auf Knechte und Mägde und auf das Zugvieh ausgedehnt wurde, entwürdigt durch das Recht des Ritters, Prügelstrafen vornehmen zu dürfen, und völlig entrechtet durch die Patrimonialgerichte, die den Ritter über Tod und Leben seiner Bauern entscheiden ließen - so lagen diese in einer vollständigen Verknechtung. Alle guten deutschen Eigenschaften wurden in ihr Gegenteil verkehrt, aus der Freude an der Geselligkeit wurde der Hang zur Völlerei, aus Frohsinn und Humor wurde die Anlage und Empfänglichkeit

für oft billigen Witz, was sich noch heute darin äußert, daß **der** Reuter der "Läuschen un Rimels" und des "Unkel Bräsig" besser bekannt ist als der Dichter der "Franzosentid", daß in der Gegenwart ein Barlach im Lande fast völlig unbekannt ist, die Erzeugnisse eines Rudolf Tarnow aber in vielen Tausenden verbreitet sind. Und aus dem Selbstbewußtsein freier deutscher Männer wurde Unterwürfigkeit und armselige Genügsamkeit am einmal aufgezwungenen Knechtsein.

Diesen unheilvollen Überresten ehemaliger Leibeigenschaft stehen freilich Beweise urtümlicher Volkskraft gegenüber, die Hoffnung geben, daß jene Zeit mit ihren unverkennbaren Zeichen einmal völlig ausgelöscht sein wird. Beweis dafür ist vor allem die oben genannte ehrwürdige und heute, noch bei Lebzeiten, schon fast sagenhafte Gestalt des Forschers und Sammlers **Wossidlo**. Ihn liebt und verehrt das mecklenburgische Volk, und er ist auf dem letzten mecklenburgischen Dorf so gut bekannt wie in den Städten des Landes. Daß seine aufopfernde Tätigkeit aufgenommen und durchgeführt werden konnte, liegt begründet in dem Hang des Mecklenburgers, sich seinen Volksüberlieferungen da ganz hinzugeben, wo sie echt und zukunftsträchtig sind. In dem mecklenburgischen Menschen ruht - nicht sogleich sichtbar, aber deshalb nicht weniger stark - der Sinn, sich **der** Zeit seines Landes zuzukehren, als Mensch und Landschaft noch eins waren, als freies Recht auf freiem Boden galt. Daß ihm jene Zeit verbunden ist mit allerlei Sagen von Land und Menschen, von Irdischem und Unterirdischem, von zerstörten Kirchen und untergegangenen Dörfern, von Hexenhaftem und Mystischem, macht seine Eigenart aus und liegt zutiefst im Landschaftlichen begründet.

Wer Mecklenburg kennt, weiß, daß es zu einem großen Teil hügeliges Land ist, einmal wie von einem mächtigen Pflug aufgeworfen. Wie breite, riesenhafte, in der Vorzeit aufgeschlagene und dann in ihrer Lage nicht wieder veränderte Pflugfurchen, so zeigt sich dieser Teil des Landes quer hindurchgezogen die von Südosten nach Nordwesten verlaufende Mulde, an ihren Rändern die weithin ausladenden Abdachungen. Die Art, wie diese Hügel gelagert sind, wie sie immer wieder von Bächen, kleinen Flüssen, Teichen und einer endlosen Zahl von kleineren und größeren Seen unterbrochen werden, zeugt von der eigenwilligen Kraft, die diese Landschaft einmal geschaffen hat. Immer wieder ist eine Höhe da, dahinter eine andere und wieder eine andere, eine Bewegung, die scheinbar kein Aufhören kennt und im Unendlichen verläuft. Das gibt dieser Landschaft das Ruhelose, das inbrünstige Aufgerührtsein, das, was mir das kennzeichnende Nordische zu sein scheint. Alles ist hier auf das Einmalige gestellt, auf das Unverwechselbare. Obwohl ein Hügel wie der andere aussieht, ist doch jeder für sich da, der Weg, der zu ihm hinaufführt, hat an seinem oberen Ende keine Fortsetzung, aber dahinter geht es doch wieder hügelab, wie in das Grenzenlose hinein. Überall ist man unter diesen Hügeln wie am Ende der Welt, aber immer wieder muß man erkennen, daß der letzte nur ein neues Glied in der Kette ist - ein Urbett, dem Hingegebenen so leicht zu erkennen, wie es dem flüchtig Hinsehenden verschlossen bleibt. Außer diesem ist vor allem das östliche Mecklenburg ein so leeres Land, daß eine auftretende Erscheinung - ein Bild aus der Landschaft selbst, aus dem Leben der Tiere oder der Menschen - von verwandten Erscheinungen nicht gestört wird, ja, daß sie nicht einmal darauf bezogen zu werden braucht, vielmehr so stark ist, über ihr Zufälliges und Besonderes hinaus allgemeingültige Bedeutung gewinnen zu können. Darüber darf man dann bestimmte und ausgeprägte Gegenden Mecklenburgs nicht vergessen. Einen Teil des Südwestens nennt man hier im Lande "die graue Gegend". Da findet man Heide und Moorboden, und in dieser Ecke des Landes haben sich die Wenden vor den eindringenden Germanen besonders lange gehalten, hier störte man sie auch am wenigsten. Der Mecklenburger zieht über diese Gegend die Schulter, er liebt sie nicht besonders, sie ist ihm zu armselig. Trotzdem meint er es nicht abfällig, er weiß, daß hier ein tüchtiger Menschenschlag wohnt, der genügsam und fleißig ist und dem kargen Boden das Mögliche abringt. Hier trifft man auch ein besonders treues Festhalten an alten Volksüberlieferungen, das, wie es scheint, sich in der letzten Zeit lebendiger als in anderen Gegenden des Landes auswirkt. Hier hat nach der Sage einmal Ramm gelegen, die alte Stadt, reich und mächtig wie Vineta und untergegangen wie diese.

Im Südwesten des Landes findet man auch den schönsten Teil Mecklenburgs. Die Lewitz ist das, ein weites Gebiet von Wald und Moor und Wiesen. Hier sind die großen Fischteiche, von einer Unzahl von Möwen bewohnt, hier lebt noch der mächtige Hirsch, der in der Brunstzeit über Bruch und Unterholz röhrt, daß es wie Grollen der Urzeit klingt. Hier gibt es noch wilde Schwäne, den schwebenden Reiher, herrlich wie am ersten Tag, und auch den Birkhahn kann man beobachten, Wasserhühner rufen herüber, und hier ist wieder die Weite, das ebene Land, das stille macht und einen auch dann noch nicht verläßt, wenn man es schon längst hinter sich gelassen hat. Die seltensten Vogelpaare Norddeutschlands wohnen hier oder ziehen doch hindurch, und es macht nichts aus, daß einer einmal berechnet hat, im Gebiet der Lewitz seien 24 000 Millionen Pflanzen vorhanden, außerdem 183 Vogelsorten, seltene, verbreitete und allgemeine.



Caspar David Friedrich: ***Sonnenaufgang über Neubrandenburg****.*
(Kunsthalle Hamburg)

Im Nordwesten Mecklenburgs liegt eins der ausgesprochensten Heide- und Waldgebiete des Landes, es führt seinen Namen nach Rostock, der großen Stadt. Und nun mag man mir verzeihen: Hier habe ich mich an einem Vorherbsttag unter einen alten Baum gesetzt. Da lag nun der Sand, und die Kiefern bewegten ihre Häupter, langsam, o ja, sehr langsam, viel langsamer, als sie es in dieser Zeit eigentlich tun durften. Aber sie bedachten, daß ja auch das Meer drüben, nach der anderen Seite hin, die Ostsee mit ihrem grünen Strand, immer noch in der alten Weise rauscht, da behielten auch sie ihre Bewegung bei. Und sie bedachten ferner, daß um diese Heide und um den Wald einmal, vor fast dreihundert Jahren, großer Streit und viel Aufregung gewesen war. Damals jagte ein mecklenburgischer Herzog hier den gekrönten Hirsch, in diesem Gebiet also, das der größten Stadt des Landes gehörte. Er hatte das Recht von der Stadt bekommen, und er wollte der Rechte mehr. Aber die Stadt war ohne Furcht und nahm den Kampf auf. Zuerst verlor der Herzog, dann verlor die Stadt und dann wieder der Herzog. Und heute sind alle schon lange tot und begraben, der Fürst und die Bürgermeister und Ratsherren der Stadt, nur die Kiefern sind noch da, die Heide bewegt ihren Sand, und nichts konnte geschehen, daß auch sie es aufgaben.

Drüben wußte ich Rostock, die Stadt der alten Tore und der mächtigen Türme. Da saß ich, und wenn mich niemand trieb, wollte ich so lange bleiben, bis ich selber ein alter Baum geworden war. Aber niemand segnete mich, daß ich aus meiner Menschenhaut herauskam, meine Wurzeln in den Heideboden schlug und mit den Häuptern der alten Kiefern den Sturm auffing, der von der Ostsee herüberkam. Übrig blieb zuletzt doch nur ein Mensch, der Mensch, der auszog, das Fürchten zu lernen, das heilige Fürchten im Angesicht der Heimat.

Oldenburg
Diedrich Steilen

Tagaus, tagein rollen die Wogen des Meeres an die Küste, tagaus, tagein rennen sie gegen das Land, tagaus, tagein mahnt des Meeres Rauschen den Menschen, wohl auf seiner Hut zu sein. Seit Jahrhunderten schon ringt der Oldenburger mit der See und ward ihrer doch niemals völlig Herr. Es ist ein unaufhörlicher Kampf, in dem es kein Erlahmen geben darf. Küstenanwohner heißt, allzeit Streiter für die heimatliche Scholle sein. Die Wacht am Meere nahm alle Kräfte des Oldenburger Landes so sehr in Anspruch, daß es sich um die Vorgänge im Reiche wenig oder gar nicht kümmern konnte. Da es zudem im ruhigen Nordwestwinkel Deutschlands weder von feindlichen Kriegsscharen überrannt, noch von mißgünstigen Nachbarn - von kleinen Plänkeleien abgesehen - mit Krieg überzogen wurde, konnte es sich ungestört den eigenen Lebensfragen widmen. Oldenburg war niemals wie die Pfalz oder Schlesien Schauplatz blutiger Schlachten, noch suchten seine Herrscher, wie Braunschweigs Fürsten, Kriegsruhm, sondern gingen ganz auf in der Fürsorge für das eigene Land; sie fühlten sich als Väter des Landes. So blieben alle Kräfte der Heimat erhalten und wirkten sich in Werken des Friedens aus. Oldenburg betrieb unermüdlich und unentwegt eine innere Kolonisation und beschränkte diese keineswegs auf den alten Stammbesitz, sondern zog, sooft neue Gebiete hinzukamen, diese alsbald in die treue Fürsorge ein. Dadurch aber schweißte es um sein Gebiet einen Reif, der den Staat fester als Eisen und Stahl zusammenfügte. Indem eine weise Staatskunst so die Landeswohlfahrt als höchstes Ziel hinstellte und diesem selbst mit aller Kraft zustrebte, überbrückte sie innerhalb der Bevölkerung alle Gegensätze. Protestanten und Katholiken fühlen sich durch den Staat ebenso innig verbunden wie der wohlhabende Marschbauer mit dem minderbemittelten Geestbauer und dem ärmsten Moorkolonisten. Dabei verleugnet weder der Münsterländer noch der Butjadinger seine Eigenart; jeder bekennt sich mit einem gewissen Stolz zu seinen Wesenszügen und denkt keinen Augenblick daran, sie fahren zu lassen. Und doch kommt es jedem aus Herzensgrund, wenn er spricht: Ich bin Oldenburger und will es bleiben!

Zur Zeit der Hanse gab es an Oldenburgs Küste noch keinen größeren Hafen. In den deutschen Handel schaltete sich Oldenburg viel später ein, erst vor etwa hundert Jahren, als die ersten Fabriken im Lande entstanden. Oldenburgs Lage am Meere wurde bedeutsam, als Deutschland im 19. Jahrhundert in die Reihe der Seemächte eintrat. Als es damals galt, zur Lösung deutscher Aufgaben beizutragen, zögerte Oldenburg nicht einen Augenblick. Zweimal leistete das Land der werdenden deutschen Kriegsflotte vaterländische Dienste. Bereitwillig bot es 1848 der deutschen Bundesflotte, die Admiral Brommy befehltigte, in Brake einen Heimathafen. Als der erste Flottentraum verflogen war, und Preußen dann wenige Jahre später daran ging, eine eigene Kriegsflotte zu schaffen, konnte es solche Pläne nur durch Oldenburgs Entgegenkommen verwirklichen. Der preußische Staat grenzte damals noch nicht an die Nordsee, mußte sich also zur Anlage eines Hafens nach fremdem Gebiete umsehen. Oldenburg erkannte sogleich die deutsche Sendung Preußens und trat, sobald es darum angegangen wurde, am Jadebusen soviel Land ab, als für einen Hafen nebst Stadt erforderlich war. Durch das schnelle Aufblühen Wilhelmshavens wurden die drei angrenzenden oldenburgischen Dörfer Bant, Heppens und Neuende mit emporgerissen: aus ihnen erwuchs die Stadt Rüstringen, die heute 50 000 Einwohner zählt und unbeschadet der politischen Grenze mit Wilhelmshaven eine große wirtschaftliche Einheit bildet.

Seine Lage an der Weser wußte Oldenburg geschickt zu nutzen, indem es durch den Elsflether Zoll, des es mit Zustimmung des Reiches von 1624 bis 1820 erheben durfte, von dem Gewinne des auf Bremen gehenden Handels zehrte. Die Zollgefälle setzten den Landesherrn in die Lage, überall in seinem Staate die bessernde Hand anlegen zu können. Der vorzügliche Zustand der Oldenburger See- und Flußdeiche ward in jener Zeit eingeleitet. Der Bremer Handel gab der Oldenburger Flotte lange Zeit den Nährboden. In welchem Umfange das der Fall war, beleuchtet blitzartig die Tatsache, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts die europäischen Fahrten für den Bremer Handel fast ausschließlich von Elsflether und Braker Segelschiffen bestritten wurden. Die weitere Folge war ein blühender Schiffbau, sowohl an der Weser als auch auf dem Ammerlande. Das Holz lieferten die heimischen Wälder. Auch mancher Walfänger entstand auf den Werften an der Weser und ermöglichte es Oldenburg, sich an den Fahrten in die Arktis zu beteiligen. Als sich aber im 19. Jahrhundert die Wirtschaft umschichtete, änderte sich das Bild schnell. Bremerhaven, welches 1827 begründet wurde, entzog den Häfen zu Elsfleth und Brake bald einen großen Teil ihres Verkehrs. Der Übergang zu immer größeren Fahrzeugen und zum Eisenschiffbau versetzte den alten Oldenburger Werften den Todesstoß, und das Dampfschiff verdrängte den Segler. Zählte die Oldenburger Handelsflotte 1893 noch 83 stolze Dreimaster, so war 1910 kein einziges Schiff mehr davon vorhanden. Die um jene Zeit begründete Oldenburgisch-Portugiesische Dampfschiffahrts-Gesellschaft aber sah sich bald gezwungen, um bestehen zu können, ihren Sitz nach Hamburg zu verlegen. Daß sie weiterhin die Oldenburger Flagge führt, ist nur ein magerer Trost für das Land. Heute hat lediglich der Kleinschiffbau und die Flußfischerei am Oldenburger Ufer der Niederweser eine Heimstätte. Da blüht auf kleinen und kleinsten Werften der Bootsbau in solchem Umfange, daß wir an der ganzen Nordsee kein Gegenbeispiel aufzeigen können. Vor allem werden Rettungsboote für die Großwerften der Weser und Elbe, aber auch Brandungsboote für die afrikanische Küste geliefert. Dem eigentlichen Kleinschiffbau, der sich auf Heringslogger, Schleppkähne, Küstenfahrzeuge erstreckt, dienen die Werften zu Elsfleth, Hammelwarden, Brake und Nordenham.

Die Verhältnisse längs der Niederweser wurden durch die Weser-Korrektion, die Bremen um 1890 betrieb, völlig umgestaltet. Damals wurde der alte Hafen Elsfleth vom offenen Strom abgedrängt; dennoch sind seine Beziehungen zur See keineswegs erloschen. Die Navigationsschule besteht nun schon über hundert Jahre, und die Schulschiffe sind in Elsfleth beheimatet. Der Deutsche Schulschiffverein, dessen Gründer und Förderer der letzte Großherzog, Friedrich August, war, will der deutschen Handelsmarine einen tüchtigen, auf Segelschiffen geschulten Nachwuchs an Offizieren zuführen. Brake gewann durch die Korrektion; die größten Frachtdampfer können den am offenen Flusse gelegenen Hafen erreichen. Die Stadt entwickelte sich zu einem bedeutenden Umschlag für Getreide, der sich auf die Schweinezucht im eigenen Lande stützt. In guten Jahren liefern die oldenburgischen Schweinemästereien 700 000 fette Tiere. Erhebliche Getreidemengen werden natürlich auch den binnenländischen Märkten zugeführt; aber für den Absatz bedeutet es einen fühlbaren Nachteil, daß der Versand ausschließlich mit der Bahn erfolgen muß. Der Küstenkanal, der das Binnenland auf dem Wasserwege erschließen soll, harrt noch immer der Vollendung. Geradezu sprunghaft entwickelte sich Nordenham, welches etwa Bremerhaven gegenüberliegt. Von Nordenham, welches ungefähr mit Wilhelmshaven gleichaltrig ist, sprach man wohl hoffnungsfroh als von "Oldenburgs Zukunftsecke" und wollte damit zum Ausdruck bringen, daß es dem Lande an dieser Stelle gelingen müsse, an dem industriellen Aufschwung Deutschlands teilzunehmen. Lange Zeit war Nordenham Stapelplatz für Petroleum und Getreide, vorübergehend auch Liegeplatz der großen Lloyddampfer. Vor dem Weltkriege siedelten sich hier dann eine Reihe industrieller Werke an: die Seekabelwerke, die Zinkhütte, die Hochseefischerei Nordsee, eine Werft, eine Superphosphatfabrik und andere Betriebe.

Die Bewohner des Küstenlandes führen einen ständigen Kampf mit dem Meergott und werden dadurch gestählt. Für den Oldenburger trifft das ganz besonders zu. Er hat wie kaum ein anderer mit den Fluten gerungen und gestritten. Das Meer, erfüllt von Laune und Tücke, ist kein friedlicher Nachbar. Einst baute es mühselig den Boden auf, der heute als Küste seine Ufer säumt. Dann aber

zerstörte es wie ein frechtrotziges Kind oft wieder, was es selbst schuf. Der Mensch ward zum Schützer des Meergeschenkes, als er den güldenen Reif des Deiches um das Land legte, welches den Fluten entstieg.

Nur eine Spanne lassen sich die Naturkräfte bändigen, um sich sodann der Fesseln zu entledigen und mit um so größerer Kraft vorzustoßen. Jetzt deckt das Meer im Norden Oldenburgs weite Flächen ehemaligen Landes. Wo einst inmitten blumiger Wiesen Dörfer und Höfe lagen, singen heute die Wogen ihr uraltes Lied. Im Jadebusen feiert der Meergott seinen größten Triumph über schwache Menschenkraft. Zwar glückte ihm der Einbruch nicht mit einem Schlage. Lange genug tastete er umher, als er große Wellen gleich Vorposten übers Land schickte, bis er es dann entschlossen durch eine gewaltige Sturmflut an sich riß. Mit der Julianenflut des Jahres 1164 unternahm er den ersten großen Vorstoß; die Clemensflut setzte 1334 die Zerstörung fort. Ihr folgte 1362 die Marcellusflut. Und als die Antoniflut 1511 verebbte, war der Jadebusen vollendet. Bis an die hohe Geest von Dangast rauscht seitdem das Meer über alten Kulturboden, von dem bei niedrigem Wasser überschlickte Pflugfurchen und die Stümpfe verschlungener Wälder zeugen.



Vergehende Insel im Jadebusen.

Noch manch andere Schreckensnacht hinterließ ihre Spuren in Kolken und Braken. In langer Reihe begleiten sie den Deich und erzählen von gewaltigen Brüchen, die weite Strecken Landes verwüsteten und den Menschen zu immer neuen Kämpfen mit den Elementen zwangen. Lange mußte er sich quälen, bis es ihm gelang, die Bruchstellen wieder zu schließen, und nach unsäglichen Mühen glückte es ihm hier und da, den Deich vorzuschieben und dadurch altes Land zurückzugewinnen. Noch heute steht der Mensch im Außendeiche, um durch Dämme und Grüppen weiteres Land aus dem Meere zu heben. Nur innerhalb des Jadebusens kam die Landgewinnung zum Stillstand, weil hier durch weiteres Vorschieben der Deiche Ebbe und Flut behindert würden, das Fahrwasser der Jade offenzuhalten. Darauf kann aber im Hinblick auf den Kriegshafen Wilhelmshaven nicht verzichtet werden. Den großen Verlust an Millionenwerten, die in den dortigen Anlagen stecken, gleicht der Zuwachs an Land nicht im entferntesten aus. Deshalb mußten

neuerlich Pläne, wie sie hier bei der Suche nach Arbeitsbeschaffung mit einem Seitenblicke auf die Zuider-See auftauchten, zum Scheitern verurteilt werden.

Sobald die Oldenburger Grafen um 1520 die Marschen zwischen Weser und Jade in ihren Besitz gebracht hatten, trugen sie Sorge, die Stromspaltungen im Mündungsgebiete der Weser zu schließen und den inselhaften Charakter dieser Marschlandschaft auszutilgen. Es gelang durch die unablässige Arbeit eines halben Jahrhunderts. Heute säumen hohe, feste Deiche das ganze Land. Der Schutzwall ist so stark, daß nach menschlichem Ermessen auch die stärksten Fluten daran zerschellen müssen. Unter staatlicher Aufsicht stehen 247,9 km Deich, die insgesamt 117 100 ha Land schützen. Auf 1 m Deich entfallen demnach 0,473 ha Land oder 1 ha muß für 2,11 m Deich aufkommen. In den Deich- und Sielabgaben trägt der Küsten- und Marschbewohner ständig eine beträchtliche Last.
Das Meer nimmt - das Meer gibt. In den letzten 150 Jahren bauten die Fluten in der Wesermündung eine Insel von 1750 ha Fläche auf, die Luneplate. Sie reicht bis an die Stadt Wesermünde, gehört aber zum größten Teile zu Oldenburg und wurde vor wenigen Jahren landfest gemacht. Da wächst weiter im äußersten Winkel zwischen Jade und Weser seit etlichen Jahrzehnten eine neue Insel aus dem Meere, die alte Mellum. Vorläufig besteht dort nur ein Vogelschutzgebiet, das im Sommer von einem Vogelwart betreut wird. Geologen und Naturforschern wird dort die seltene Gelegenheit, das Entstehen eines Eilandes zu studieren.



Fischer in Wesermünde. Beim Schollenfang.

Von den ostfriesischen Inseln gehört Wangeroog zu Oldenburg; es ist ein bekanntes, gern aufgesuchtes Seebad. Als Seegrenze gegen Ostfriesland gilt die goldene Linie, etwa die Verlängerung der Harlemündung. Unter dem Druck der Westwinde macht Spiekeroog jetzt Miene, auf oldenburgisches Hoheitsgebiet zu wandern.

Auf engem Raum, nur etwa 60 km breit, von der Weser bis fast zur Ems, 120 km lang, von den Ausläufern des Wiehengebirges bis zur Nordsee, vereint Oldenburg miteinander die weite ebene Marsch, das dunkle geheimnisvolle Moor und die wellige Geest. Jede Landschaft behauptet ihren

eigenen Ausdruck, so daß das Gesamtbild mannigfaltig und abwechslungsreich wird.

Bis zu den Häusern Bremens erstreckt sich der fruchtbare Marschgürtel, der den wertvollsten Teil des Landes ausmacht. Er füllt den Ostrand an der Weser und den Norden am Meere. Wie das Meer, flach und eben, ist es auch die Marsch, die sich im Laufe langer Zeiten aus seinen Ablagerungen aufbaute. Keine Anhöhe, kein Hügel unterbricht die Weite der Ebene, es sei denn, daß Menschen in mühsamer Arbeit eine Wurt schufen, um dort sicher vor den Fluten des Wassers zu wohnen. Soweit das Auge reicht dehnen sich die grünen Weiden, nur durchschnitten von den feinen Wasseradern der schnurgeraden Gräben, im Frühling mit den leuchtenden Farben der Blumen übersät, im Sommer belebt von einer großen Zahl schwarz-weißer Rinder und edler Pferde. Im Winter, wenn das Wasser in der Gräben zu dickem Eis erstarrt ist, und Rauhreif auf dem Lande liegt, hallen die weiten Flächen wieder von dem Geschrei der Klootschießer und den anfeuernden Rufen der Zuschauer. Hin und her fliegt die Kugel, bis ein Gegner, in die Enge getrieben, sich als besiegt bekennen muß. Jedes Kind kennt die guten Klootschießer im Lande.

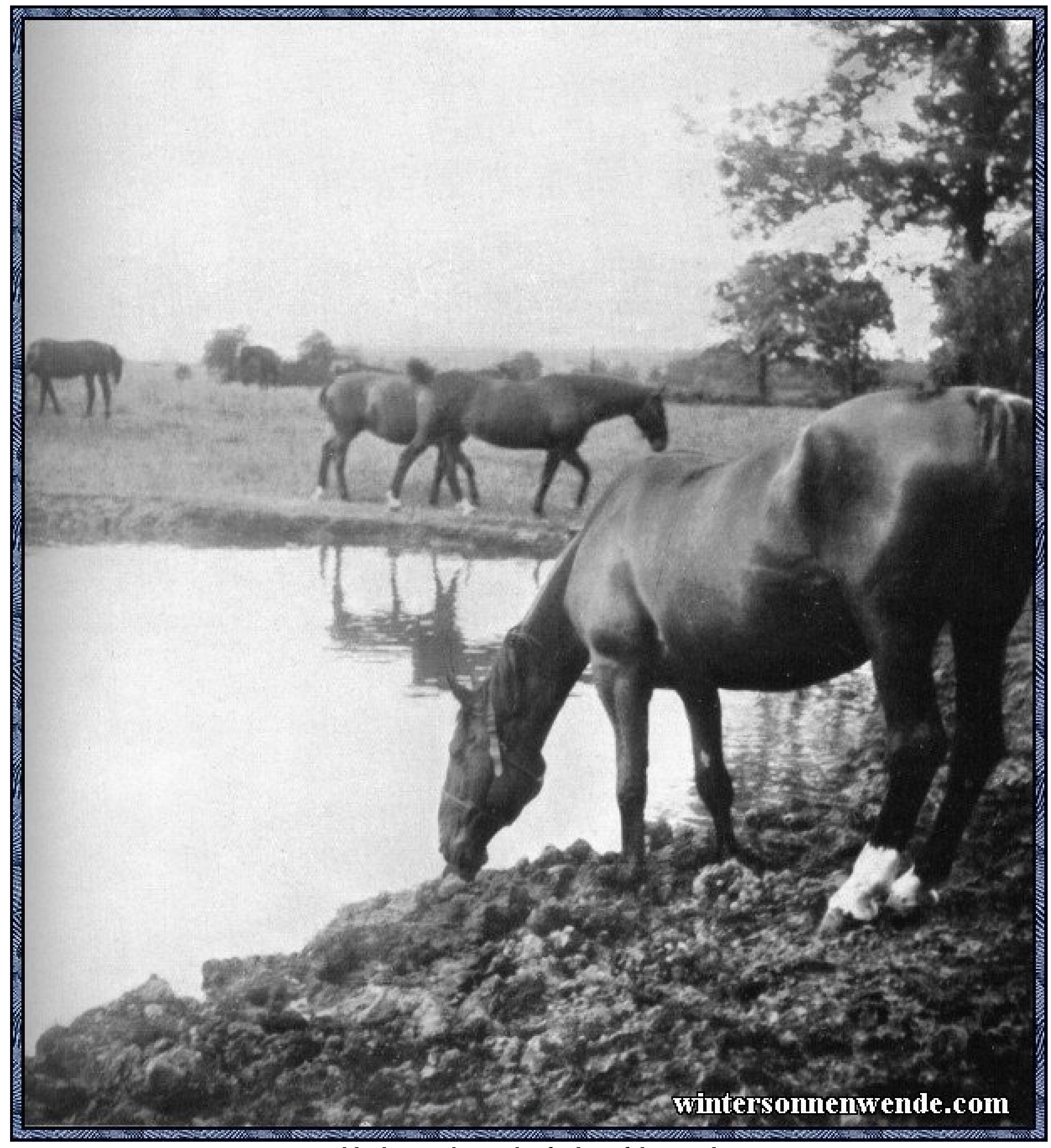
In der Marsch brachte es der Mensch, sobald er nur den Boden zu meistern verstand, zu Wohlstand; nur die sumpfigen Randstreifen bereiteten ihm zunächst unbezwingbare Hindernisse und lagen darum unbenutzt. Erst als die Meister der Entwässerungskunst, die Holländer, zu Beginn des 12. Jahrhunderts in die Bremer Gegend kamen, gaben sie durch ihr Beispiel die Möglichkeit, auch diese Gebiete zu besiedeln. In jener Zeit wurde die Moorseite des Stedingerlandes in lange, schmale Streifen aufgeteilt, die von der Marsch übers Moor bis an die Geest reichten.

Der Wohlstand in der Marsch weckte früh den Neid und die Gier der Nachbarn. Nach dem reichen Stedingen griff der bremische Erzbischof durch den Raubzug des Jahres 1234. Eine erdrückende Übermacht von Rittern und Abenteurern mordete die freien Bauern dahin. Fremde Söldner überschwemmten das Land. Aber nur eine kurze Spanne Zeit wurden sie des unberechtigen Besitzes froh, dann verließen sie das Land, und Söhne der alten Bauerngeschlechter setzten die Arbeit an der Väter Scholle fort. Auf dem Schlachtfelde hält ein schlichter Obelisk das Gedächtnis der Helden wach, die für Freiheit, Ehre und Besitz kämpften und erlagen. Nach den Marschen an der Wesermündung streckte der Oldenburger Graf 1514 seine Hand; nur mit Hilfe fremder Söldner glückte es ihm, die freiheitsliebenden Bauern unter seine Macht zu zwingen. - Die Herrschaft Jever, welche im wesentlichen die Marsch westlich des Jadebusen umfaßt, fiel 1575 durch Erbgang an das Haus Oldenburg und schloß den Ring an der Küste. Jever, die Stadt der Kunst, Sage und Geschichte! Der hochragende Schloßturm mit der zwiebelförmigen Kuppel - Jevers Wahrzeichen - beherrscht das Stadtbild.

Der hohe Stand der Oldenburger Viehzucht gründet sich vornehmlich auf die alten Marschen, während in den jüngeren Marschen und auf den Groden Ackerbau getrieben wird.

Das Oldenburger Pferd genießt Weltruf. "Das edelste Produkt unserer heimatlichen Flur ist seit Jahrhunderten das Pferd, unserer Landwirtschaft Stolz und Freude", hieß es in der Adresse, mit der Oldenburger Bauern dem Altreichskanzler 1895 anläßlich seines 80. Geburtstages zwei edle Zuchtstuten nebst Füllen überbrachten. Bis ins 16. Jahrhundert reicht die Neigung Oldenburger Fürsten für alle edlen Pferde zurück, und Graf Anton Günther vermochte während des dreißigjährigen Krieges seinen Wünschen mehrfach dadurch Nachdruck und Erfolg zu verleihen, daß er Fürsten und Feldherren Rassepferde schenkte. In jener Zeit setzte bereits eine zielbewußte Zuchtpflege ein; zudem erließ der Staat früh Vorschriften und stellte die Pferdezucht auf eine gesetzliche Grundlage.

Lange Zeit glaubte man, die Marsch sei unerschöpflich reich. Heute weiß man, daß solche Ansicht irrig ist. Die Fruchtbarkeit der Marsch beruht im wesentlichen auf dem Kalkgehalt des Bodens. Im Außendeich, wo die Flut das Land überspült, verjüngt sie ständig die Kraft des Landes. Seitdem



Oldenburgische Zuchtpferde auf der Weide.

aber Deiche die Marschen säumen, wurde der Kalkgehalt nicht ergänzt, wohl aber zehrten die Pflanzen von ihm, und der Regen wusch ihn in die Tiefe. So kommt es, daß die oberen Schichten mehr oder weniger entkalkt sind, während die tieferen noch Kalk enthalten. Durch Wühlen oder Kuhlen werden deshalb vielfach die unteren Schichten an die Oberfläche gebracht und die oberen in die Tiefe gestürzt.

Zum Hausbau schenkt die Marsch dem Menschen nur das Allernotwendigste. Wo der Baugrund zu feucht war oder Überschwemmungen zu befürchten waren, wurden Hügel, Wurten, wie der Volksmund sagt, aufgeworfen. Ein ganzer Landstrich, das alte Oldenburger Besitztum Land Wührden auf dem rechten Weserufer, erhielt von diesen Wurten seinen Namen. Das Haus selbst ist wie die Landschaft und die Menschen einfach, groß und klar im Aufbau. Aus knorrigen Eichen wurden Fachwerk und Balkenlage gefügt, wenigstens in den älteren Gebäuden. Die Wände werden mit Ziegelsteinen, welche aus Ton gebrannt sind, ausgefüllt. Die Kunst des Ziegelbrennens stammt aus Holland und wurde in Deutschland durch die Huder Mönche bekannt. Die Ruinen des

ehemaligen Klosters beweisen, in welchem Grade sie ihr Können zu meistern verstanden. Die leuchtend rote Farbe des Ziegels[1] verleiht dem Hause ein frohes Ansehen, besonders wenn er auch noch als Dachbelag gewählt wurde. Häufig genug wird das Dach aus Reit gemacht, jenen schlanken Halmen, die überall wachsen, wo sich Wasser zeigt. Das mächtige Dach, durch nichts in seiner klaren Gestalt unterbrochen, läßt den mannshohen Unterbau nahezu verschwinden. Im Schutze der Bäume scheint es fast aus der Erde zu wachsen. Im Küstengebiete herrscht heute das Friesenhaus; östlich des Jadebusens gab es vor 1795 noch kein Friesenhaus. Seitdem aber dringt es immer weiter vor und wird auch schon auf der Geest heimisch. Während der Bauer im Sachsenhause seine Ernte mühsam auf den Balken bringen muß, lagert sie im Friesenhause auf dem Boden. Dieser wirtschaftliche Vorteil und der geringe Holzbedarf für den Aufbau lassen ihm immer mehr neue Freunde gewinnen.

Für seine Kirchen verwandte der Marschbauer gerne den rheinischen Tuff oder den Wesersandstein und griff erst später zum Backsteinbau. Die Kirchen in den Marschen waren lange Zeit die einzigen Steinbauten und gleichen kleinen Festungen. Hinter ihre starken Mauern flüchteten die Bewohner mit ihrer wertvollsten Habe, wenn Seeräuber an das Ufer stiegen oder Feinde ins Land eindrangen. Darum sind auch die Kirchtürme so massig, ja fast klotzig. Jahrhunderte überdauerten diese Gebäude und waren den Anschlägen der Eindringlinge ebensosehr ausgesetzt wie den Angriffen der Elemente; aber sooft der Bau zu wanken drohte, wurde er durch Eisenanker wieder zusammengehalten. Die Außenwände scheinen oft damit übersät.

Zwischen Marsch und Geest schieben sich die Moore, vor allem auf der Grenze nach Ostfriesland hin; längs der Flüsse und Bäche dehnen sich große Flachmoorgebiete. Daß ihre Entwässerung erst unter holländisch-friesischem Einfluß geschah, hörten wir schon; vorher waren sie dem Menschen unzugänglich. Sie lieferten den Anwohnern in der Marsch als notwendigen Brennstoff den Torf, da bei der Waldarmut des Landes das vorhandene Holz zum Bauen verwendet werden mußte. Auch heute werden die Oldenburger Moore in weitem Umfange durch Torfstich genutzt. Ansehnliche Mengen verlassen das Land als Torfmull nach den kanarischen Inseln, um dort zum Verpacken der Früchte zu dienen. Der Erlös aus dem Oldenburger Torfmull reicht hin, um die gesamte Bananeneinfuhr Deutschlands zu bezahlen.

Die Hochmoore waren lange Zeit allein auf mühsam hergestellten Bohlwegen an wenigen Stellen zu begehen. Schaudernd nur wagte sich der Mensch in die Nähe der Moore; im Sausen des Windes glaubte der einsame Wanderer die lockenden Worte böser Geister zu vernehmen und die Jammerrufe ruheloser Seelen zu hören. Um die Mitternachtsstunde, wenn verführerische Irrlichter hin- und herhuschen, wenn die Riesenhalme des Schilfes aufgeregt raschelten und flüsterten, wenn Blasen aus der schwarzen Tiefe stiegen und das Wollgras aufgeregt nickte, klangen aus den unergründlichen Wasserlachen die Glocken versunkener Dörfer.

Neuzeitliche Arbeitsweisen, vor allem Maschinen und Kunstdünger, wandelten das Bild. Der schon erwähnte Küstenkanal erschließt große Hochmoorgebiete. Heute geht dort der Pflug, weidet dort das Rind, und die Erträge, die das Land jetzt liefert, stehen hinter denen der Marsch kaum zurück.

Die Mitte und den Süden des Landes erfüllt die Geest, der älteste Boden. Hier liegen noch ausgedehnte Heideflächen, die weder durch die Forstwirtschaft noch durch andere Kulturen erfaßt wurden. Die Oldenburger Geest, vor allem die Gegend von Wildeshausen und Ahlhorn trägt so viele Spuren vor- und frühgeschichtlicher Besiedlung wie kaum ein anderer Landstrich Nordwestdeutschlands. Da liegt südlich Wildeshausen das Pestruper Gräberfeld; über 300 Hügelgräber aus der Eisenzeit umfaßt es noch heute. Um es in seinem Bestande zu sichern, wurde das 36 ha große Feld schon 1908 vom Staate erworben. Die bekanntesten und größten Hünengräber treffen wir auf der Ahlhorner Heide, die Visbecker Braut, den Bräutigam sowie den durch prächtige

Eichen geschmückten Heidenopfertisch. Wir stehen hier vor Steinsetzungen von gewaltigem Ausmaße, die uns immer wieder mit Ehrfurcht erfüllen müssen gegenüber einem Geschlechte, das hier vor Jahrtausenden lebte und in diesen Malen zu uns spricht.

Der natürliche Mittelpunkt der Geest liegt in der Stadt Oldenburg selbst. Ihr Namen, der sich später auf das ganze Land übertrug, bedeutet soviel wie: alte Burg. Als Brückenort hatte die Siedlung von altersher einige Bedeutung; hier kreuzte der Handelsweg von Holland zur Weser, die Hunte, hier zweigte die friesische Straße auf Jever ab, und durch die Osenberge führte eine alte Heerstraße nach dem Süden. Die späteren Bahnlinien folgten im wesentlichen jenen alten Straßen. Die Stadt Oldenburg hatte zu keiner Zeit einen nennenswerten Handel aufzuweisen, wenn auch die Hunte bis Oldenburg schiffbar ist, und der Schiffsliegeplatz am Stau zu Zeiten ein recht malerisches Bild zeigt. Lediglich als Residenz und Landeshauptstadt durch den Sitz der Behörden konnte Oldenburg vor den anderen Städten des Landes einen großen Vorrang gewinnen. Die Zahl der Einwohner beziffert sich gegenwärtig auf 55 000. Die Stadt macht auf den Fremden einen vornehmen und gewinnenden Eindruck. "Die Stadt der Rosen" nennt sie sich selbst und kehrt dadurch ihr Wesen als Blumenstadt heraus. Als Alterssitz erfreut sie sich im ganzen Lande größter Beliebtheit. Vor allem aber gipfelt das ganze kulturelle Leben des Landes in der Hauptstadt.

Fast vor den Toren der Landeshauptstadt beginnt das Ammerland; der Name bedeutet soviel wie niedriges, wässeriges Land. Das Zwischenahner Meer, zwar nicht der größte, aber weitaus der schönste norddeutsche Binnensee, erinnert durch die Wälder an seinen Ufern an Ostpreußens Landseen. Die Geschichte und Kultur des Ammerlandes findet in dem Zwischenahner Freilichtmuseum, dem bedeutendsten und vollkommensten Niederdeutschlands, einen lebenswahren Spiegel.

Aus der Wesermarsch steigt die Delmenhorster Geest auf, auf der von weither die Stadt Delmenhorst mit ihren Türmen und Schornsteinen sichtbar ist. Die letzten vierzig Jahre wandelten die vorhin stille Landschaft in einen lebhaften Industrieort. Schon lange bestanden hier



Ammerländer Bauernhaus. (Freilichtmuseum Bad Zwischenahn.)

Korkschneidereien; auf ihre Abfälle gründete sich dann eine umfangreiche Linoleumfabrikation. Sanft gewellt zieht sich die Geest hin. In den Boden schnitten Bäche ihren Lauf. Wiesen wechseln mit Feldern; kleine Waldstücke zaubern immer wieder neue Bilder. Der Hasbruch krönt den Rand der Geest, während im Süden das Huntetal zwischen Huntlosen und Wildeshausen Schönheiten birgt, wie man sie hier kaum erwartet. Wildeshausen mit seinem alten gotischen Rathause und der mächtigen Alexanderkirche darf sich rühmen, eines der ältesten deutschen Schützenfeste zu feiern.

Den südlichen Teil des Landes mit den Städten Cloppenburg, Vechta und Löningen nennt man das Münsterland, weil es mit Teilen des Hümmlings früher zum Niederstift Münster gehörte. Es kam erst nach 1800 als Entschädigung für den ausfallenden Elsflether Zoll an Oldenburg; aber die Beziehungen nach Münster, zumeist kultureller Art, sind auch heute noch nicht ganz erloschen. Mehr als anderswo stellt das Münsterland eine durch den Menschen geschaffene Kulturlandschaft dar. Durch nie erlahmenden Fleiß und mühevolle Arbeit wandelte der Münsterländer seine vielfach karge Scholle in ertragreichen Boden. Auf den Höfen sitzen knorrige Bauerngeschlechter, die ihre Ahnenreihe durch Jahrhunderte zurückverfolgen können.

Gleich dem Ammerlande besitzt das Münsterland eine alte, hohe Kultur, die in einer reichen Volkskunst einen klaren Niederschlag fand. Aus einer völlig falschen Beurteilung des Münsterlandes heraus kümmerte man sich lange Zeit nicht um diese Dinge. Es blieb dem Cloppenburger Heimatmuseum, einer ebenso eigenartigen wie glücklichen Verbindung von Museum und Schule, vorbehalten, durch seine erst in den letzten zehn Jahren geschaffene Sammlung klar herauszustellen, daß das Münsterland wohl von den Nachbarn im Ammerlande, in Holland und im Artlande beeinflußt wurde, aber in seiner Volkskunst dennoch eigenen Wege ging und sie zu einer seither nicht geahnten Höhe entwickelte. Das Münsterländer Bauernhaus, ein Typ des niedersächsischen, zeichnet sich nicht nur durch reiches Fachwerk aus, sondern weist als Zierat vielfach die schönsten Schnitzereien auf.

Der Staat Oldenburg - in den Zahlen sind die beiden Streubesitze Birkenfeld und Eutin einbegriffen - deckt 6400 qkm Fläche, davon sind 668 qkm mit Wald bestanden, was etwa 10,4% entspricht. Marsch und Moor tragen keinen Wald, so bleibt als Hort der Wälder allein die hohe Geest. Seit langem sind die großen Eichen des Hasbruchs auf der Delmenhorster Geest berühmt. Altehrwürdige Bäume sind's, die zum Teil noch in die Tage Karls des Großen zurückreichen. Bäume im Alter von über tausend Jahren, die nun in ihrem Greisenalter, obschon sie Spuren des Verfalls tragen, noch mit allen Fasern am Leben hängen.



Die Große Eiche bei Hasbruch.

Der Neuenburger Urwald in der Gegend von Varel reicht nicht an die Größe des Hasbruchs heran, aber an Schönheit und Stimmungsgehalt übertrifft er ihn. Solche Märchenschönheit voll köstlicher Pracht und tiefem Zauber, wie sie uns hier begegnet, läßt uns den deutschen Wald liebgewinnen. Vor Jahrzehnten glaubte man, sowohl im Neuenburger Urwalde wie im Hasbruch, besonders schöne und alte Teilstücke des Waldes als Ausschlußgebiete von jedem forstmännischen Eingriff freihalten zu sollen,

damit das natürliche Bild des Waldes nicht getrübt werde. Aber schon heute sieht man, daß man von trügerischen Voraussetzungen ausging. Sich selbst überlassen, wandelt sich der Wald und stirbt. Die Buche, begünstigt durch das gegenwärtige Klima, verbreitet sich rasch, verdrängt, da sie die stärkere ist, die Eiche und unterdrückt sie. Der alte Eichen-Hudewald, das Bild, welches uns lieb und erhaltenswert erscheint, läßt sich dauernd nur sichern, wenn des Menschen ordnende Hand nicht fehlt.

Heute merkt man es nicht mehr, daß durch das nördliche Oldenburg etwa über Varel nach Brake einst die Stammesgrenze zwischen Friesen und Sachsen lief. Lediglich die friesische Wede, d. i. Friesenwald im nördlichen Oldenburg, erinnert noch daran. Das einzigste Gebiet Oldenburgs, in dem heute noch friesisch gesprochen wird, ist das Saterland an der Leda. Allerdings waren die ersten Siedler hier Sachsen, die Friesen kamen erst später und gewannen die Oberhand. Heute ist das Saterland neben Friesland die einzigste Stätte, wo sich das Friesische als Umgangssprache gehalten hat, wenn auch der Kreis derer, die noch am Friesischen hängen, von Jahr zu Jahr kleiner wird. Dagegen erwachte nach dem Kriege unter den Friesen im ganzen Küstenstreifen das Stammesbewußtsein in beachtlichem Umfange. Trennt die Westfriesen auch die politische Grenze von den Ost- und Nordfriesen, stammeskundliche Belange pflegen sie dennoch gemeinsam mit den Friesen im Reiche, und es darf hier vermerkt werden, daß der zweite Friesentag im Oldenburger Lande, und zwar im alten Jever, stattfand. Aber die Beteiligung an diesen Tagen geht wohl mehr von einer literarisch oder künstlerisch interessierten Oberschicht als von breiten Volkskreisen aus, und es darf bezweifelt werden, daß sich heute im Zeichen des Verkehrs noch Volksgrenzen schärfer wieder hervorheben lassen.

Oldenburg ist das Land der selbständigen Bauern. Große Güter sind so gut wie unbekannt. Auf den Großgrundbesitz (über 100 ha) entfallen nur 1,5% des Landes. Der Einzelhof herrscht vor. Der Oldenburger geht ganz auf in seiner Arbeit. Mag sein, daß er es sich eine Weile überlegt, ob er diese oder jene Arbeit angreifen soll, faßt er aber an, so läßt er nicht mehr los. Dem Breiten und Behäbigen in seinem ganzen Auftreten entspricht seine plattdeutsche Umgangssprache, in ihren traulichen Klang legt er sein ganzes Fühlen und Denken, seine Seele. Über alles liebt er seine Heimat, es ist ihm heiligstes Bekenntnis, wenn er in seinem Nationalliede singt:

> Wer deinem Herde naht, fühlt augenblicklich,
> Daß er hier heimisch ist, er preiset sich so glücklich;
> Führt ihn sein Wanderstab auch alle Länder durch,
> Du bleibst sein liebstes Land, mein Oldenburg!

Anmerkung:

1 Ein besonders hartgebrannter Ziegel, der Klinker, wurde im Oldenburger Lande seit langem als Straßenpflaster benutzt. In den letzten Jahren ging man auch dazu über, ihn zum Hausbau zu verwenden; das Chilehaus und andere Großbauten Hamburgs wurden aus Bockhorner Klinkern aufgeführt. Aus dem Lande selbst mögen der Hauptbahnhof in Oldenburg, das Rathaus in Rüstringen und das Krankenhaus in Delmenhorst als Klinkerbauten erwähnt sein. ...zurück...

Hannover
Konrad Tegtmeier

Im bunten Wechsel von weiter Heide und geheimnisvollem Moor, sanftgewölbten Bergen und stromzerschnittenen Tälern, satter Marsch und magerer Geest zeigt sich - angeweht vom Hauch des Meeres, dem sich die Ebene nordwärts ergibt - das vielgestaltige Gesicht der Landschaft um Hannover.

Das Meer kommt und geht in Ebbe und Flut und umspült die vom Möwenschrei gellende Küste, der sich die Ostfriesischen Inseln breit vorlagern, als wären sie Wächter über die heimtückisch lauernde Nordsee. Mehr als einmal machte sich die Sturmflut plötzlich auf, duchbrach die festgefügten Dämme und Deiche und überschwemmte weite Strecken des Landes, daß von den Dörfern nur noch die Kirchturmspitze aus dem Wasser ragte, wie ein Finger gegen den Himmel zeigt.

Die Ufer der Elbe und Weser, der Ems und der Aller säumen fette Marschen; auf üppigen Wiesen tummelt sich das Weidevieh, und in den alten geschnitzten Eichentruhen der stattlichen Bauernhöfe sammelt sich in blanken harten Talern der Segen Gottes. Geringschätzig sieht der Marschbauer in der wohligen Rundung seiner leiblichen Fülle auf das saure Tagewerk des Nachbarn auf der hohen Geest herab, der die Kartoffeln in den Sand steckt und Buchweizen sät, weil der Boden sonst zu nichts taugen will. Sorgenvoll hofft er vom einen Jahr zum andern auf eine gute Ernte, während der Wind die dürftigen Haferbreiten wie das spärliche Haar eines alten Mannes kämmt.

Trauriges Nebelland und voller Spuk und Geheimnisse ist das düstere Moor, über das im Sonnenschein frühjahrs lustiges Wollgras und im Herbst der Altweibersommer weht, während der aufgeschichtete Backtorf an der Luft trocknet und Jan von' Moor mit dem Leiterwagen zur Stadt klappert, um die Herrschaften mit Brennmaterial zu versorgen. Fäulnis und Krankheit lauern im Moore, und der Tod geht um wie der Hochzeitsbitter vor der Vermählung, um das Dorf zum Gästeschmaus zu laden.



Aus dem Naturschutzpark am Wilseder Berg.
Wacholder in der Heide.

Unendlich dehnt sich die braune Heide von Harburg und Lüneburg bis Hannover und Celle und in der Quere von Salzwedel bis Verden an der Aller. Aber zur Blütezeit sind alle Weiten in einen rosaroten Schimmer getaucht, und der weiße Sand der breiten, ausgefahrenen Heidewege um den Wilseder Berg gleißt in der Sonne mit den lichten Birkenstämmen um die Wette. Wie ein tiefer Orgelakkord erfüllt das Immengesumm die Luft, und der alte Schäfer träumt am Hünenstein im Schatten breiten Wacholders einer süßen Honigernte entgegen, während sich seine Schnucken im dichten Gestrüpp von Heidekraut und Ginster verlieren.

Ein breiter, fruchtbarer Landstrich, der von Braunschweig und Hildesheim über Hannover und Bückeburg bis Minden und Osnabrück reicht, bildet die Grenzscheide zwischen der nördlichen Ebene und dem hannoverschen Bergland, das sich südwärts bis Göttingen und Cassel erstreckt. Fetter Kleiboden treibt mannshohes Korn, Zuckerrüben und Weizen gedeihen, und mit Wohlgefallen geht der Kalenberger Bauer durch seine Felder und Wiesen, freut sich an Kohl und Klee und überschlägt den Ernteertrag des Obstes, das in den großen eingeheckten Grasgärten hinter den Höfen reift.

Die lieblichen Täler der Leine und Weser trennen den Oberharz vom Solling und spalten das vielgestaltige Wesergebirge, das sich bis zum Teutoburger Wald, der Grenzmauer Westfalens, erstreckt. Mit einem fröhlichen "Glück auf!" und dem Wunsche "Es geh Euch wohl!" grüßt der Oberharzer Bergmann seinen Kameraden, der mit seinem trüben Grubenlicht in den Stollen das Erz sucht, und in den Wäldern, wo im Angesicht des Brockens die Tanne grünt, dröhnt der Axtschlag und rauchen die Meiler, die der russige Köhler betreut. Groß ist der Reichtum des benachbarten Sollings an Laub- und Nadelwald. Die Waldleute suchen Beeren, schlagen hundertjährige Eichen, hüten Ziegen und Kühe oder sprengen in den Sandsteinbrüchen die Felswand, daß der Donner in allen Tälern grummelt und die Mägde beim Heuen ängstlich nach dem Wetter sehen. In den Glashütten taucht der Bläser sein Pfeifenrohr in den heißen, flüssigen Glasbrei und pustet allerlei merkwürdige Gebilde, aus denen sich Flaschen und Gläser formen, als bliesen Kinder Seifenblasen in den Wind.

Westwärts neigen sich die geschwungenen Linien der Bergrücken zur Weser hinab, die von Hannoversch-Münden, wo Fulda und Werra sich zum vielbesungenen deutschen Strom vereinen, der bis zur Porta Westfalica in zahllosen Windungen das Gebirge durchbricht und Burgen und Klöster, das Kreuz von Dreizehnlinden, Bodenwerder, die Heimat des Lügenbarons Münchhausen, und die alte Rattenfängerstadt Hameln grüßt. Geschichte und Sage winden dem Strom einen bunten Ruhmeskranz, und seit langem wetteifert das Wesertal mit den Ostfriesischen Inseln, der Lüneburger Heide und dem Harz um Lob und Preis landschaftlicher Schönheit.

Eine merkwürdige Mannigfaltigkeit geographischer Einzelzüge hat Hannoverland aufzuweisen; so vielgestaltig aber das Landschaftsbild ist, so einheitlich und geschlossen ist das Volkstum dieses niedersächsischen Kernlandes, das der weiter gezogene niederdeutsche Kulturkreis umschließt. Niedersachsen und Westfalen, Friesland und Mecklenburg, das meerumschlungene Schleswig-Holstein, und einbegriffen auch die Hansestädte, Lippe-Detmold, Braunschweig und Oldenburg: das ganze weite Niederdeutschland eint ein stark ausgeprägtes Volkstum, das sich in Sitte und Brauch, Volksglaube, Geschichte, Kunst und Kultur äußert. Und allen ist eine gemeinsame Sprache eigen, das Plattdeutsch, einst mächtiger und weit älter als die hochdeutsche Schwestersprache und heute noch zu verfolgen westwärts bis Holland und Flandern, im Norden bis in die skandinavischen Länder und östlich bis in die letzten deutschen Ostseeprovinzen. Freilich hat die niederdeutsche Sprache vielfach dialektische Abwandlungen erfahren, und so unterscheidet sich auch das gröbere Platt Südhannovers im Tonfall und in den Vokalen merklich von der Sprache des Heidjers oder der Fischer und Schiffer an der Wasserkante. Sie ist überaus plastisch und anschaulich, birgt tiefe Gefühlswerte und reiche Ausdrucksmöglichkeiten, und ihre Klangfarbe ist von einer unvergleichlichen Schönheit. Melodisch, weich und schmiegsam sind diese Laute, und ein feiner,

geheimer Spiegel der Menschen, denen sie über die Lippen kommen. Wieviel inniger und herzlicher klingt zum Beispiel so eine plattdeutsche Liebeserklärung "Ick hew Di leew, min Deern" gegenüber dem banalen "Ich hab dich lieb, mein Mädchen" im Hochdeutschen.

Stammverwandt und ähnlich im Charakter und in den körperlichen Merkmalen sind auch die Menschen Niederdeutschlands. Blond wie der Flachs und helläugig wie seine Blüten überwiegen sie gegen den brünetten Typ, der zum Süden zunimmt. Mehrfache Verschiebungen der Völker und Stämme haben mancherlei Vermischung zur Folge gehabt. Zur Zeit der Schlacht im Teutoburger Walde bewohnten germanische Stämme, die etwa 400 v. Ch. die Kelten unterworfen hatten und eingewandert waren, das jetzige Hannoverland. An den Ufern der Leine und der Oberweser saßen die Cherusker, in der Heide die Langobarden und zu den Seiten der Unterweser, hinter einem sicheren Wall, die Angrivarier. Während der Völkerwanderung machten sich dann die Sachsen aus ihrer nordelbinger Urheimat, dem heutigen Holstein, auf, verdrängten die germanischen Stämme und nahmen von dem heutigen Hannover, einschließlich Westfalen, Besitz. Der Sachsenbund unterschied Westfalen, Ostfalen und Engern. Die Ostfalen saßen zwischen Leine und Aller, und zwischen ihnen und den Westfalen, die noch heute die Bezeichnung ihres Landes beibehalten haben, waren zu beiden Seiten der Weser die Engern eingeengt. Erst in jüngster Zeit hat sich für das Hannoverland, die Stammheimat der Sachsen, die Bezeichnung Niedersachsen zum Unterschied von anderen, abgewanderten Teilen, die aber den Namen beibehielten, immer mehr durchgesetzt und nach vielen Begriffswandlungen gefestigt.

Ein stolzes, freies und zähes Volk; sturstakig im Willen, konservativ in der Gesinnung und seßhaft auf der angestammten Scholle sind die Niedersachsen. Manches Kirchenbuch, das der Wurm verschonte, und manche Bauernchronik der alten Heidehöfe, die den 30jährigen Krieg überstand, führt den Namen und Geschlechter in unerdenkliche Zeiten zurück. Die Ebene, die endlosen Fernen haben den Blick des Niedersachsen geweitet, offen und ehrlich, aber verbissen und hartnäckig versieht der Niedersachse seine Sache. Die Moor- und Heidebauern sind schweigsam und wortkarg, aber was sie sagen, hat doppelt Gewicht. Im steten Alleinsein mit sich und ihrer Arbeit sind sie zu Grüblern geworden, die Gedanken haben sich nach innen gerichtet. Es gibt Philosophen und Träumer unter ihnen, und viele haben das Zweite Gesicht. Die alten Leute, die am Ende ihrer Erdentage wieder Kind werden, spüren das Wetter, besprechen das kranke Vieh und deuten Erscheinungen und Zeichen.

In den Bergen sind die Menschen lebhafter und gesprächiger, das lustige Auf und Ab der Hügel und Täler hat ihnen mehr Bewegung und Temperament gegeben, sie haben den Schalk im Nacken und einen weltweisen, tiefsinnigen Humor.

Grobheit und Derbheit sind die äußeren Merkmale des Kalenbergers, der auf seinen Wohlstand pocht und es sich gut sein läßt. Aber so drastisch er sich auch gibt und so rauh und poltrig seine Worte sind, so gemütsvoll und empfindlich ist er doch im Grunde seines Herzens. Freilich muß man erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben, bis man sein Zutrauen erwirbt.

Karl der Große wird gewiß seine Lust gehabt haben, als er diesem Volke den alten Glauben austreiben wollte. Selbst das Blutbad zu Verden an der Aller erschreckte die Sachsen nicht, sondern brachte sie erst recht gegen den Franken auf. Noch heute gehen in Hannover und Westfalen Sagen vom Herzog Widukind, ihrem Führer, um, der auf einem Schimmel ritt; beide Länder führen das springende Roß, das den Sachsen heilig war, bis auf den heutigen Tag im Wappen.

Mit der Einführung des Christentums wurden Bistümer, Kirchen und Klöster in Niedersachsen errichtet. Die geistlichen Herren strebten aber auch nach der weltlichen Macht und wußten gleichermaßen den Bischofsstab und das Schwert zu führen. Obendrein zeigte der Bischof Bernward von Hildesheim, der um das Jahr 1000 seine Diözese betreute, einen ausgeprägten

Kunstsinn, und ihm verdanken wir die ältesten Werke niedersächsischer Kunst im Dom zu Hildesheim.



Hildesheim: *Kreuzgang im Dom.*

Eng sind die Geschicke Niedersachsens mit der deutschen Reichsgeschichte verknüpft. Mit Heinrich dem Löwen, der Barbarossas Freund war, kamen 1139 die Welfen im heutigen Hannoverland auf den Thron. Herzogtümer wurden gegründet und geteilt, und der Lüneburger Erbfolgekrieg, der 19 Jahre dauerte, und die Hildesheimer Stiftsfehde ließen das Land nicht zur Ruhe kommen. Ständig lagen sich Bischöfe, Fürsten und Herzöge in den Haaren, und das Fehdewesen gedieh wie das Kraut auf den verwüsteten Äckern.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nachdem Herzog Erich von Kalenberg-Göttingen einige Jahre vorher den Dr. Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms das gute Einbecker Bier hatte kosten lassen, wurde in Niedersachsen, zunächst unter Herzog Ernst dem Bekenner von Lüneburg-Celle die Reformation eingeführt. In jeder Stadt gab es heftige Widerstände, und jede schuf sich so ihre eigene Reformationsgeschichte. Hundert Jahre später wütete der 30jährige Krieg in Niedersachsen, und Tilly sowohl wie die Schweden räuberten, plünderten, schändeten und brandschatzten wo nur Gelegenheit dazu war. Im Friedenssaal zu Osnabrück machte man dem Schrecken schließlich ein Ende.

Im Jahre 1692 wurde Hannover Kurfürstentum, und die Stadt am Hohen Ufer (Hoh'n Over = Hannover) entwickelte sich zu einer Residenz *à la mode*. Herrenhausen bekam prunkvolle Gestalt, und der gute alte Leibnitz, der schon mit seiner Philosophie genug zu tun hatte und den obendrein noch die Gicht plagte, mußte das Modell für eine einfachere und leichtere Schiebkarre liefern und den Plan zu den Herrenhäuser Wasserkünsten entwerfen.

Während der französischen Fremdherrschaft regierte Napoleons Bruder Hieronymus, der "König Lustik", drei Jahre über das eigens zu diesem Zweck gegründete Königreich Westfalen, dem auch Hannover zugeteilt war, während die wehrfähigen Söhne Niedersachsens ausgehoben wurden und den Zug nach Rußland mitmachen mußten. Andere konnten nach England fliehen und auf der verbündeten Seite in "Des Königs deutsche Legion" gegen Napoleon kämpfen und sich glorreiche Lorbeeren auf Peninsula und bei Waterloo holen. Im darauf folgenden Freiheitskriege tat sich Johanna Stegen, das heldenmütige Mädchen von Lüneburg, hervor, die im dichtesten Kugelregen, den Zipfel der vollen Schürze im Munde, Patronen austeilte. Nach Beendigung des Krieges wurde Hannover Königreich und gut 50 Jahre später, nach der unglücklichen Schlacht bei Langensalza, preußische Provinz. Die gelbweißen Schlagbäume erhielten einen schwarzweißen Anstrich, aber die Jugend schabte die schwarze Farbe wieder ab, daß das Gelb durchschimmerte und pfiff dazu das Lied "Üb immer Treu und Redlichkeit". Nach der Reichsgründung, die wenige Jahre später erfolgte, heilte auch diese Wunde schnell.

In allen Winkeln der alten niedersächsischen Städte ist die große Vergangenheit des Landes lebendig, und überall geben ehrwürdige Kirchen und Klöster, feste Burgen und breite Wälle, lustige Schänken und brunnengezierte Marktplätze, katzenbucklige Bürgerhäuser und enge Gassen merk- und denkwürdige Kunde aus alten Tagen.

Da ist Göttingen mit der Landesuniversität, an der Bismarck einst studierte, und das Kleinstadtidyll der früheren Universitätsstädte Rinteln und Helmstedt mit der längst entschwundenen alten Burschenherrlichkeit.

Uralter Traum vom deutschen Kaiserreich wurde in Goslar, der alten Kaiserstadt, geträumt; aber der Kundige weiß nicht nur den Weg zur Kaiserpfalz, sondern auch das Dukatenmännchen oder die Butterhanne, drastische Derbheiten alter volkstümlicher Kunst Niedersachsens, zu finden.

Die Nachbarstadt Hildesheim, vielgepriesen als norddeutsches Nürnberg, muß man zu nachtschlafender Zeit durchwandern, wenn der Mond über die Giebeldächer der windschiefen Fachwerkhäuser klettert und auf das Pflaster der krummen Gassen und die schmalen Höfe hinter den großen Einfahrtstorbögen scheint. Sein Knochenhaueramtshaus, die Domschänke oder der Umgestülpte Zuckerhut - lustig und komisch anzuschauen - geben Zeugnis von der Blütezeit mittelalterlicher Baukunst, und wie der über tausend Jahre alte Rosenstock an der Dommauer grünt und blüht, gedeihen heute in Hildesheim, der Stadt der Schulen, Lehre und Wissenschaft und Erziehung und Bildung einer sich fröhlich tummelnden Jugend.

Unweit Hildesheim, bei Nordstemmen, wo die Leine aus dem Bergland kommt, grüßt das Schloß Marienburg, das der letzte König von Hannover seiner Gemahlin von dem vielgenannten Baumeister Haase errichten ließ,



Das Knochenhaueramtshaus in Hildesheim.

von bewaldeter Höhe; und westwärts, im Wesertal, flechten Hameln mit seinem Rattenfängerhaus und das liebliche Höxter mit dem benachbarten Corvey, der alten Benediktinerabtei, wo sich der Grabhügel über dem Sänger des Deutschlandliedes wölbt, bunte Bänder in den reichen Kranz der niedersächsischen Städte.



Mädchen in der alten Landestracht von Schaumburg-Lippe.

Hannover, das dem Land den Namen gab, bewahrte bis auf den heutigen Tag trotz seines großstädtischen Gesichts den Charakter einer ländlichen Residenz, und das ehemalig Königliche Hoftheater, das Leineschloß und die prunkvollen Gärten Herrenhausens träumen im Wandel der Zeiten noch genau so von besonnter Vergangenheit wie Leibnitzens Haus in der Schmiedestraße oder der Biergarten Mutter Pisewitts an der Langen Laube. Die alte Rokoko-Residenz Bückeburg am Harl, einem letzten Ausläufer des Wesergebirges, freut sich der drallen Töchter des Landes, die sich in ihren knallroten Röcken wohlgefällig in den runden Hüften wiegen und immer noch an ihrer farbenprächtigen, besonders durch die breiten, bändergeschmückten Flügelhauben auffallenden, aber kleidsamen Tracht festhalten. Und so hat jede Stadt ihre merkwürdigen Sonderheiten, ihre Schätze und denkwürdigen Bauten, ihre Erinnerungen und wechselvolle Geschichte.

Osnabrück, die Stadt Justus Mösers, brachte Deutschland nach drei Jahrzehnten unglückseligen Krieges den lang ersehnten Frieden, Verden hütet seinen ehrwürdigen Dom, die Heidestadt Celle hat ihr altes Herzogschloß und ganz in der Nähe das Kloster Wienhausen mit den wundervollen Bildteppichen der fleißigen Nonnen, Lüneburg wird von dem imposanten Schütting am Sande beherrscht, und endlich führt auch im Hannoverland - kurz vor Stade, dem Schmuckkästchen an der Unterelbe - die Stadt Buxtehude ihr märchenhaftes Dasein, an das im weiten Reiche viel weniger geglaubt wird als an die Wahrheit der Geschichte vom Wettlauf zwischen Swienegel und Hasen, der hier in den Furchen eines Ackers startete.

Sagen und Märchen, Volkslieder und Anekdoten haben in Niedersachsen ihren unerschöpflichen Quell, gespeist aus dunkler Überlieferung heidnischen Volksglaubens, aus der bewegten, bis in die graue Vorzeit zurückreichenden Geschichte des Landes, aus der mystischen Landschaft und der merkwürdigen Mentalität des niedersächsischen Menschen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß das Volksbuch vom Eulenspiegel, das Epos vom Reineke Voß oder auch der Sachsenspiegel Eike von Repgows in Niedersachsen ihre Heimat haben. Narrenpossen zu reißen, mit den Tieren wie mit menschlichen Lebewesen umzugehen oder auch aus der instinktiven Entscheidung für Recht oder Unrecht Regeln und Gesetze aufzustellen, sind typisch niedersächsische Neigungen.

In den Spinnstuben gingen Spuk- und Gruselgeschichten von Irrlichtern und vom Werwolf um, von Vorahnungen und vergrabenen Schätzen, vom Hellrieder und von Hexen, die Gewalt über Vieh und

Mensch haben. Kamen dann aber die jungen Burschen des Dorfes hinzu, um ihre Mädchen abzuholen, dann wurden Volkslieder gesungen und auf der Ziehharmonika die alten, ausgelassenen Volkstänze gespielt.

Groß ist der Aberglaube, der sich mit den Festen des Jahres und mit Geburt, Hochzeit und Tod verknüpft, und überaus reich ist Niedersachsen an alten Sitten und Gebräuchen, an denen immer noch festgehalten wird. Stumm und verschlossen bleibt die Trauer, die Sorge und die Not dieser Menschen, aber in unbändiger Fröhlichkeit und Ausgelassenheit feiern sie ihre Feste. Beim Schützenfest und Erntebier geht es hoch her, und eine recht vollwertige Bauernhochzeit, zu der das ganze Dorf geladen wird, dauert ihre guten acht Tage.



Hochzeit auf dem Alten Lande.

In alten Schnäcken, Bauernregeln und Sprichwörtern, Neckreimen und Wortspielen prägen sich scharfe Beobachtungsgabe und humorige Weltweisheit aus, und immer weiß der sonst so wortkarge Niedersachse sie treffend anzuwenden. Die Dörfer hängen sich gegenseitig Spottverse an, und ebenso werden die verschiedenen Berufe des alten bäuerlichen Dorfhandwerks gefoppt und gehänselt. Aber auch Schuster und Schneider, Töpfer und Leineweber, Wollkämmer und Holzschuhmacher sind ihrerseits nie um eine Antwort verlegen, und ihr Mundwerk stand ihrer Hände Arbeit nicht nach.

In den Heimatmuseen und volkskundlichen Sammlungen in Hannover, Celle, Hildesheim oder Verden werden die Erzeugnisse der früheren, doch hochentwickelten Handwerkskultur Niedersachsens gewahrt, wie man kostbare Schätze hütet. Neben formschönen Keramiken und wertvollen Schnitzereien bergen sie Zeugnisse der Dorfschmiedekunst, der Handweberei und der Drechslerei. Der goldene Boden des Handwerks ist freilich etwas blind geworden; manche Gewerbe haben es aber verstanden, sich der Industrie anzupassen, und so finden wir vielfach große maschinelle Betriebe, wo früher in kleinen Werkstätten das tägliche Brot geschaffen wurde.

Bei Wietze-Steinförde wird nach Erdöl gebohrt. Aus Wald und Heide ragen plötzlich die schwarzen Bohrtürme auf, und wie von Geisterhand getrieben, gehen die Pumpen auf und ab. Am Rande des Berglandes erheben sich aus wogenden Kornfeldern die hoch aufgeworfenen, leuchtend weißen Schutthalden der Kalibergwerke; die hohen Schlote der Zuckerfabriken speien dicken, schwarzen Qualm gegen den herbstklaren Himmel, wenn die Kampagne begonnen hat, und in den Wäldern singt das kreisende metallne Blatt der Dampfsägen.

In den Dörfern falten sich harte, schwielige Bauernfäuste zum stillen Gebet für Saat und Ernte, und hinter den letzten Ackern, wo die Stadt beginnt, rauchen die Hochöfen und stampft das Lied der Maschinen.

Aus der tiefen Verbundenheit mit der Landschaft und ihren Menschen wuchs eine erdhafte, bodenständige Kunst, die von Bischof Bernward und Meister Betram von Minden über Tilman Riemenschneider, der vom Harz zum Süden zog, und Hans Raphon bis zu den heutigen Worpswedern im Teufelsmoor bei Bremen reicht. Unbewußt, wie in den Werken früherer Meister, oder bewußt betont, wie in der Heimatkunstbewegung um die letzte Jahrhundertwende, immer ist das Wesen der Landschaft spürbar, das sich in den Linien, Formen und Farben, im Rhythmus und in der Komposition des Bildwerkes äußert.

Noch deutlicher aber als die bildende Kunst spiegelt das Schrifttum Niedersachsens Landschaft und Menschen, Kultur und Geschichte der hannoverschen Heimat. Von Roswitha von Gandersheim, der ältesten deutschen Dichterin, die im 10. Jahrhundert die Geschichte ihres Klosters und das Leben Otto des Großen aufzeichnete, bis zu den historischen Romanen Lulu von Strauß und Torneys wurde in der Dichtung die große Vergangenheit Hannoverlands deutend gestaltet. Wilhelm Raabe, den Niedersachsen als seinen bedeutendsten Dichter feiert, gesellte zu diesem Wissen um die Historie einen philosophischen Humor, und mit einem nachdenklichen, schalkhaften Lächeln versöhnt er das Schicksal seiner Buchgestalten, die Menschen der niedersächsischen Heimat sind. Münchhausens Lügengeschichten und die plattdeutschen Predigten des Limmer Pastors Jobst Sackmann wurden wie die lustigen Bilderwerke des Maler-Dichters Wilhelm Busch, dessen Wiege gleichfalls im Hannoverschen stand, schnell zum Allgemeingut der Deutschen, zu dem ebenso mit Fug und Recht die Musikantengeschichte Karl Söhles, die Heideschilderungen von Hermann Löns und das Balladenwerk Börries von Münchhausens zählen.

Kraft, Macht und Schicksal der Landschaft bestimmten zu ihrem Teil Dichter und Werk, durch die sie fortwirkende Stimme und Gestalt bekommen haben. So rundet und schließt sich das farben- und formenreiche Mosaikbild eines deutschen Landes, das der Fremde ehrfürchtig durchwandert und schätzen lernt, und an dem alle, denen es Heimat ist, in Liebe hängen wie die Kinder an der Mutter.

Braunschweig

Konrad Beste

Wer auf der Karte das Braunschweigische Gebiet aus seinen zehn versprengten Stücken zwischen Heide und Harz, zwischen Weser und Aller zusammensucht, dem drängt sich die Frage auf, mit welchem Recht von diesem Haufen bunt zusammengewürfelter Fetzen als von der Einheit eines "Landes" gesprochen werden kann, das seinen Platz innerhalb einer Gesamtwürdigung der deutschen Landschaften und Stämme beansprucht.

Die politische Idee des Braunschweigischen Staates, des letzten verwirklichten Restes von Heinrichs des Löwen großem dynastischen Traum, ist als eine reine Angelegenheit des welfischen Fürstenhauses mit dem November 1918 erloschen. Die wirtschaftliche Sonderexistenz des Landes

ist, zumal in der Not unserer Tage, zu einem Luxus geworden. Aber dennoch lebt dieses Land. Es lebt ganz einfach durch die Liebe, und so beweist es wieder, daß die unfaßbaren Kräfte des Lebens mächtiger sind als die Erwägungen der Vernunft und der Zweckmäßigkeit. Es ist die Liebe zu einem Lande, das, so zerrissen immer es daliegt, und so unterschiedlich in Stammesart und Temperament die Bevölkerung sich gibt, doch alle seine Kinder im Bann einer großen tausendjährigen Geschichte und schicksalhaft gewordenen kulturellen Gemeinschaft zusammenhält.



Der Löwe von Braunschweig.

Und diese Fünfhunderttausend werden noch fester zusammengeschlossen durch das stolze Bewußtsein, mit ihrem vielgegliederten Land eine unvergleichliche Fülle von Schönheiten erfaßt zu haben und nun als "Braunschweig" zu besitzen. Auf dem engen Raum von etwa hundert Kilometern im Geviet ist hier eine richtige Musterkarte deutscher Landschaftsbilder ausgebreitet: im Osten, um die Städte Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt schwelgt das Land laut in fruchtbaren Äckern, im Norden begrenzt es sich mit dem schweigenden Saum der Lüneburger Heide, im Süden erhascht es sein Teil vom Mittelgebirge, vom dunklen Raunen der Fichten unter der Herrschaft des Brockens, hoch oben vor Bremens Toren reicht es mit dem Amt Thedinghausen ins fette Marschland hinein - im Westen aber erlöst es sich aus der Düsternis des Harzes und dem schweren Ernst der Ebene im heiter geöffneten Stromtal der Weser, findet es eine Grenze voll zarter Verweisungen in die endlos verblauende Ferne der westfälischen Uferberge.

Braunschweig ist aber nicht nur ein schönes, es ist auch ein ungewöhnlich reiches Land. Bodenschätze und wirtschaftliche Werte sind in verschwenderischer Fülle und zudem in erstaunlicher Mannigfaltigkeit vorhanden. Es ist beinahe so, als ob die alten Herzöge, einem über 700 Jahre wirkenden unbewußten Streben folgend, in ihren unaufhörlichen Fehden aus dem größeren Niedersachsen jene Stücke unter ihrer Herrschaft zusammengebracht hätten, deren Erträgnisse ihnen eine Art "Autarkie" gestatteten. Es gehört vielleicht zum Wesen dieses



Hünengrab auf dem Bierberg bei Latdorf.

"Unbewußten", und es erhöht auch seinen Wert, daß manche dieser Gebietsteile Möglichkeiten in sich bargen, die erst viel später in modernen Industriebetrieben und Förderungsarten zum Leben kommen sollten. Sind etwa Erzbau und Steinbrüche im Harz, Solling und Hils uralte Wirtschaftszweige, so haben Kali, Asphalt und Erdöl erst in unseren Tagen den Weg and Licht gefunden. —

Das Weserland ist die Erfüllung der Braunschweigischen Seele. Freilich dürfen wir nicht auf jene Beamten hören, die, aus dem Landeshauptteil um die Stadt Braunschweig nach Holzminden versetzt, die neue Wirkungsstätte als ein Exil bezeichnen, geschaffen, die also Verbannten in einer hoffnungslosen Entfernung vom Hirn des Landes verkümmern zu lassen. Wir haben es erfahren, daß die Seele oft genug die Nachbarschaft des Hirnes ängstlich meidet, um sich ihre abseitigen Bezirke unberührt zu sichern - so hat sie denn auch in unserem Braunschweig vor dem "Haupt" des Landes sich so weit verkrochen wie es ihr irgend möglich war.

Das Weserland ist die Seele Braunschweigs, und es ist gewiß kein Zufall, daß es den Dichter des Landes geboren hat.

Wie dieses Land entstanden ist, in unvordenklichen Zeiten geformt durch die Fluten des Urmeers und, freigegeben, mächtig durchwühlt vom Strome, zerfressen durch die Regenstürme der Erdzeitalter, im üppigen Faltenwurf seiner Täler so kraus gestaltet wie kaum eine andere deutsche Landschaft, scheint es nur geworden und gereift, um im Werk dieses einen Raabe von sich und seinem Sinn zu künden.

Wer Raabes Land erleben will, tut gut daran, es sich langsam zu erobern. Er tut gut daran, einen

letzten Gruß des Harzgebirges und seines Vorlandes mit hinüberzunehmen auf den Gang nach der Weser - so wie der Dichter in seinem Werk aus Düsternis und Kargheit leise erst hineinfindet zu seinem befreiten Lächeln. Der Wanderer ins Weserland möge etwa in Wenzen, einer kleinen Station am Abhang des Hilsgebirges, den von Braunschweig nach Holzminden führenden Zug verlassen und so, zwischen den Ausläufern des Harzes und den Vorläufern der Weserberge, noch einmal Ausschau halten nach Osten und Westen. Hinter dem wuchtigen Riegel des Elfasgebirges, der ihm gegenüber das Tal begrenzt, sieht er zur Rechten die blaue Masse des in eine Windung der Weser geschmiegten Sollinger Waldes sich mit dem Himmel vermählen, zur Linken aber grüßt fernher vom Harze der Vater der Landschaft, der alte Brocken mit einer oftmals noch winterlich weißen Haube. Aus dem Bann dieses Tales bald entlassen, folgt der Wanderer dem scharfen Bogen des Hilsgebirges ins lieblich sich öffnende Tal der Lenne, des kleinsten Nebenflusses der mächtigen Weser. Aufatmend spürt er, wie die abseitige, dumpfe Schwere des verlassenen Tales sich löst im ersten befreienden Hauch des großen Stromes. Er sieht die weit zurückweichende Grenze des Lennetals, den Rücken des Ithgebirges, der wie ein ausgestreckter Arm einladend hinweist zur fernen Weser. Vor ihm, in der Senkung des Tales, liegt Eschershausen, Raabes Geburtsstadt, und hinter dem Städtchen wuchtet die waldige Masse des Vogelers. Auf steiler gewundener Straße westlich der Stadt erklimmt er das "Odfeld", und nun liegt mit einem Male weit aufgeschlagen das Weserland vor seinen trunkenen Blicken. Er sieht in dieses blaue Meer bewaldeter Kuppen, darüber der große Himmel sich wölbt. Im nahen Tale vor ihm liegt das Kloster Amelungsborn, eine der ältesten Zisterziensergründungen im ehemaligen welfischen Hoheitsgebiet, eine geistliche Bildungsstätte,die für die Christianisierung des slawischen Ostens und damit auch für seine Germanisierung das Größte geleistet hat. Es liegt zwischen zwei steilen Höhen, auf denen die feindlichen Herren der Ebersteiner und der Homburger saßen; ihre hundertjährigen blutigen Fehden tobten um den Frieden dieses Klosters herum. Am flachen Aufstieg des Sollings liegt das Dorf Deensen, der Geburtsort des großen Pädagogen Joachim Heinrich Campe. Sein Geschlecht sitzt noch heute auf dem Stadtgut des nahen Stadtoldendorf, des Raabeschen "Altershausens".

Mit dem Gewoge der Landschaft auf und nieder führt nun der Weg nach der Weserstadt Holzminden. Er führt durch reiche Dörfer, in denen, dem Strome entgegen, immer mehr das alte niedersächsische Bauernhaus zur Herrschaft kommt: das "Einhaus", das Menschen, Vieh und Tenne unter einem Dache birgt. Weiß leuchtet das Fachwerk zwischen dem tragenden Gerüst des wettergedunkelten Eichengebälks, darüber liegt warm und traulich das schwere Dach aus den



Niedersächsisches Bauernhaus.

moosüberwucherten Sandsteinplatten des Sollings.

Die letzte Geländewelle verklingt in dem nunmehr beglückend geweiteten Talgrund der Weser, die vor Urzeiten hier einen riesigen See gebildet hat, bis sie sich einen Durchgang nach Norden fraß. Weit weichen die Berge des westfälischen Ufers zurück, beherrscht vom Köterberge, auf dem, wie auf dem größeren Bruder Brocken, die Hexen ihre Walpurgisnacht feiern. Die gigantisch ausladende Arena kulissenblau ineinandergeschichteter Berge schließt das Tal, indem sie hinter den fernen Türmen von Corvey sich dicht bis ans Flußufer hinschiebt - indessen diesseits der Solling im weichen Zug seiner Felder und Wiesen nur sehr gemächlich sich loslöst vom Ufer...

Vor den Toren Holzmindens liegt Bevern, mit dem verschwenderischen Prunk seines Renaissance-Schlosses, das einst ein Freiherr Statius von Münchhausen in fröhlicher Überschätzung seiner Verhältnisse während neun kostspieliger Baujahre (1603-12) errichtete. Er geriet denn auch pünktlich in Vermögensverfall, und seine Erben mußten den Märchenbau an die Braunschweigischen Herzöge verkaufen. Diese fröhliche Überschätzung seiner selbst - kann sie wunder nehmen angesichts einer Landschaft, die sich in gelöster Anmut über sich selber erhebt und im endlos fortwogenden Fluß ihrer Berge alle Grenzen sprengt...? Kann es wunder nehmen, daß auf diesem Boden ein Nachfahr des sorglos bauenden Statius erwuchs: der edle Herr Hieronymus von Münchhausen auf Bodenwerder an der Weser...? wenn sein Ahn nur in Steinen sich überbaute, so erlag sein Enkel, ganz im Banne der Landschaft, dem süßen Drange, die lustigen Mauern seiner unsterblichen Lügenschlösser in schalkhaftester Übersteigung des eigenen Erlebens gen Himmel zu türmen.

Und dieses Geistes Kinder sind eigentlich alle Bewohner des Weserlandes. Wie sie im nahen Holzminden eine kühne, weitverzweigte Industrie geschaffen haben, die zum Teil (in zwei Riechstoffwerken) Weltgeltung errang, zum Teil aber auch nach hoffnungsvolle Anfängen jäh zusammenbrach, scheinen sie ganz getragen vom Sinn dieser Landschaft. Die heitere Liebenswürdigkeit dieser Menschen, ihre unbeschwerte Lebensauffassung unterscheidet sich merklich von den anderen Bewohnern des Braunschweiger Landes. So konnte ein Hermann Bahr bekennen, daß er nur bei den Bewohnern des Weserlandes die ihm vertrauten Züge des österreichischen Humors wiedergefunden habe. Und so weiß auch Goethe in seinen Tagebuchblättern über die Reise von Einbeck nach der Weser zu vermerken, daß ihm die Bewohner des Landes durch eine besondere Höflichkeit sehr angenehm aufgefallen seien. Und zeigt sich nicht Raabe, wenn er den Bitten des Vaterunsers die eine hinzugefügt sehen möchte: "Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!", auch hier wieder als ein Sohn seiner Heimat...?

Wenn der große Dichter uns ins Weserland geleitet, so mag er uns auch den Weg nach dem Harze weisen. Wir kehren zum Ausgangspunkt unserer Weserfahrt zurück und wenden uns nunmehr nach Osten, dem Braunschweigischen Harzrande zu, den Raabe so oft besungen hat. Wir durchkreuzen das Tal der Leine und kommen zunächst nach Gandersheim, das still seinen tausendjährigen Schlaf träumt. Schweigend, fast ein wenig bedrückt, ganz ohne die Spuren modernen Wirtschaftslebens, liegt es mit der Unversehrtheit seines alten Städtebildes im Schatten der berühmten Abtei, in der die Nonne Hrosvitha ihre Komödien schrieb... Erst die sehr kräftige Solquelle, die Gandersheim zum "Bad" erhoben hat, verheißt einen Weg zu neuzeitlichem Aufstieg.

Die Gegend hier ligt noch im lastenden Bann des Überganges zum düsteren Harzwald - aber der nördliche Rand des Gebirges, der nun nicht mehr fern ist, regt sich wie ein frohes Erwachen aus schwerem Traum:

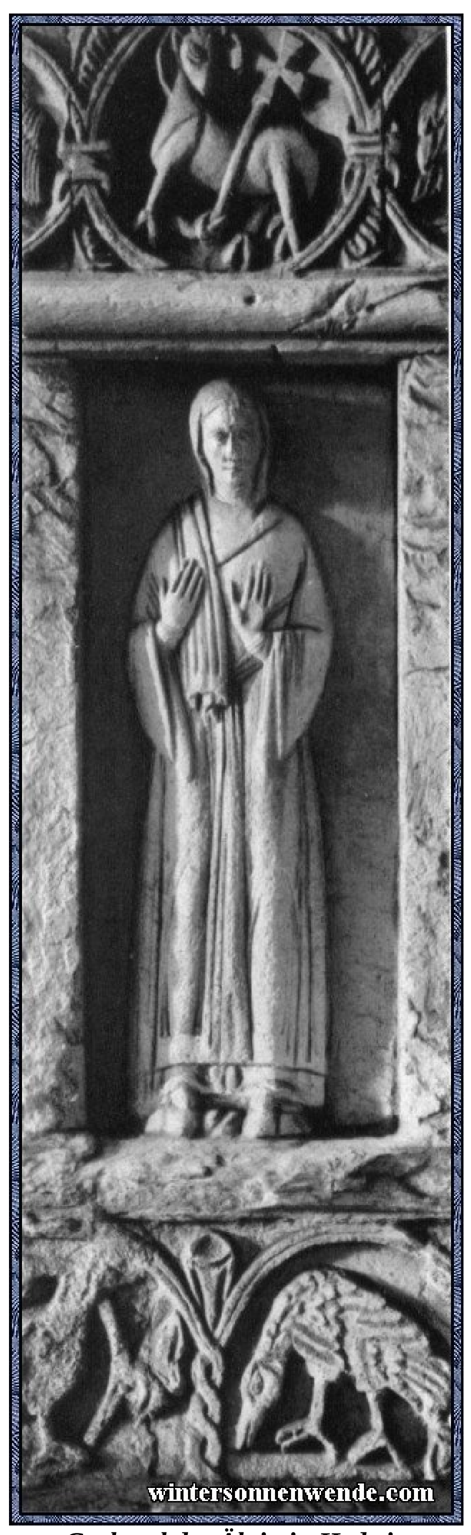
"Wo das Harzgebirge seine Vorberge gleich lustig grünen Vorwachten hinaussendet in die norddeutsche Ebene, da spürt man's in jedem Wasser und Wässerlein, das hervorsprudelt aus den Tannenwäldern und Buchenwäldern und dem Laufe der Täler folgt, wie eine Ahnung in jeder Welle,

daß der gewaltige ewige Reigentanz dieses Elementes, das Meer nicht allzu fern und nun kein Fels und Abhang mehr zu überspringen sei, um die Heimat, den lustigen Festplatz zu erreichen. Mit verhaltenem Jauchzen und einem allerliebsten, lachenden Leichtsinn,wie vierzehnjährige Mädchen aus der Schule, hüpfen die Bäche und kleinen Flüsse hervor: die Ilse und die Bode, die Oker und die Radau, die Selke und die Holzemme, und keine der ausgelassenen Dirnen weiß ihrer Lust genug zu tun bis mitten in das flache Land." So Raabe.

Freilich ist dieser Harzrand in seinem westlichsten Teile zerfressen durch Hüttenwerke und die ihnen folgenden Industrien, aber dann bricht aus den dunklen Bergen der Glanz der alten Kaiserpfalz Goslar hervor, von Braunschweigs Gebiet umklammert. Nicht fern ist die Schwesterstadt Goslars, das braunschweigische Weltbad Harzburg. Hier wohnt, zu wenig beachtet von seiner Umgebung und leider noch immer vom großen lesenden Deutschland, der Dichter Rudolf Huch, triefkräftig und wurzelfest, der stille Bruder der glückhafteren Ricarda... Der Ort ist das Haupteinfallstor in den Harz, für sommerliche Wanderer in gleichem Maße wie für die Wintersportler. So stark dieser Durchgangsverkehr nun flutet, so üppig die Fülle glanzvollen Badelebens sich über die Hauptstraßen ergießt, so bald führen die heimlicheren Pfade von hier ins unberührte Schweigen des Hochwaldes. Wie schnell ist das Lärmen der großen Welt verklungen, wie wesenlos fern nur ruft eine letzte Hupe - wie eindringlich stehen die Laute des Waldes nun auf: das Murmeln des Baches in dunkler Schlucht, darüber das schwere Rauschen der großen Tannen sich breitet, der schrille Katzenschrei des Bussards über den Klippen des Eckertales...! Wie ein Wandeln im Urwald wird manchmal der Weg, wie ein Bild aus dem Märchen erscheint es dem staunenden Blicke, wenn im Dämmern der alten moosbärtigen Fichten die Köhlerhütte ersteht... Aber der finstere Hüter des Meilers verschwendet kein Wort an die müßige Neugier des Eindringlings...

Dies aber sieht nur der Wanderer auf den abseitigen Pfaden. Wer dem Strome der Menge folgt, der wird auf den Brocken geschoben und wird von ihm, im seltenen Glücksfall günstiger Sicht, mit hundert anderen Augen den Blick in die turmreiche Ebene teilen - im anderen Fall aber wird er enttäuscht mit dem Schub in eines der wildzerklüfteten Täler gleiten, ins Tal der Oker oder der Bode. So herrlich immer sie schwelgen in der prunkvollen Romantik ihrer steilgetürmten Felsenmassen, so will es dem Freunde der Stille doch scheinen, als wäre vom Blick der Abermillionen Augen und photographierenden Linsen ein wenig von ihrer Seele abgewetzt... Und folgt er dem Laufe der Bode, so mag es ihm auch mit den berühmten Stätten der Roßtrappe und des Hexentanzplatzes ähnlich ergehen, die über die Talschlucht hinweg ihre jähen Schroffen einander entgegenlagern.

Hier beginnen die prächtigen Wälder um die Pensionopolis Blankenburg am Harzrande, eine der schönsten Braunschweigischen Städte, gleich berühmt durch seine



Grabmal der Äbtissin Hedwig
in der Sankt Cyriakikirche zu Gernrode.

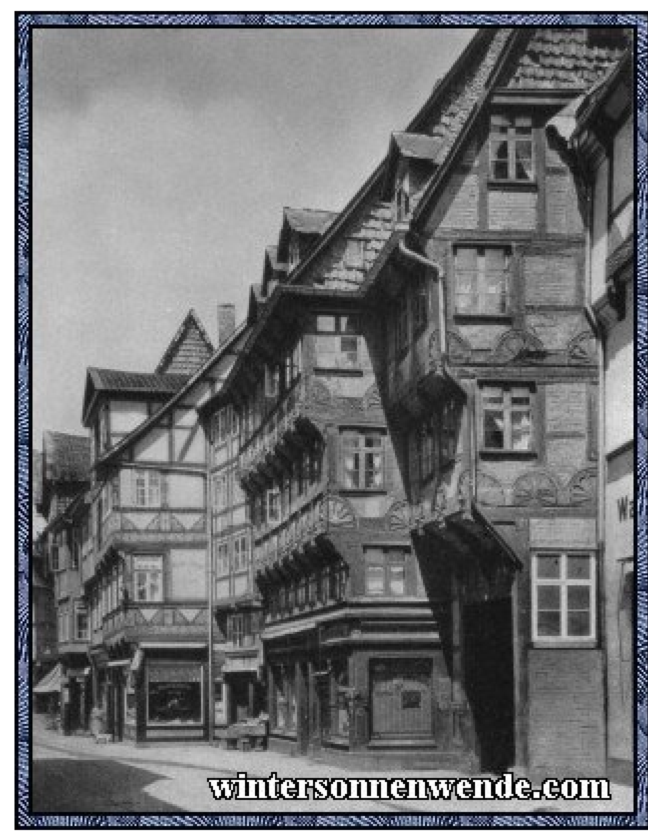
Teufelsmauer wie durch seine Institute für höhere Töchter, aber auch bestens bekannt als die Geburtsstadt Oswald Spenglers und August Winnigs. Zwei Trümmerstätten ruhmreichen mönchischen Lebens bewachen das Gebiet des ehemaligen Fürstentums Blankenburg: im Norden das Kloster Michaelstein und am Südrand des Harzes, schon hinabblickend in die Senkung zum Thüringerwalde, das von den Scharen Thomas Münzers verwüstete Kloster Walkenried mit seinem berühmten Kreuzgang aus der Reifezeit der Gotik.

Die Bevölkerung des Braunschweigischen Harzgebietes ist in sich weniger einheitlich als die der anderen Landesteile. Am Rande und in den nördlichen Bezirken sitzen reine Niedersachsen, und in den Dörfern wird plattdeutsch gesprochen, aber schon im Oberharz setzt mitteldeutscher Einschlag ein, während die zum Hoheitsgebiet der ehemals reichs-unmittelbaren Zisterzienserabtei Walkenried gehörende Bevölkerung nach Rasse und Mundart ausgesprochen thüringisch ist.

Auch die Bewohner des nördlich vom Harz gelegenen Landeshauptteiles sind kaum von einheitlicher Rasse. Weist aber der Harz die unvermischten Bestandteile verschiedener Stämme auf, so hat sich in jenem Teil aus Niedersachsen und Slawen eine so feste Mischung gebildet, daß der geringe wendische Einschlag sich nur noch durch eine, allerdings sehr eindrucksvolle, Schattierung des Volkscharakters verrät. So scheint auch die Sprache hier typisch für eine Mischung, die aus einander ursprünglich sehr fremden Elementen gebildet wurde. Daß diese Sprache mit ihren unreinen Vokalen (man höre sich vor allem das "a" an, aus dem "Raabe" einen "Räöbe" macht, mit Hilfe einer wirklich verflixten Mischung aus "ä" und "ö") eigentlich schön sei, wird selbst der Braunschweiger nicht behaupten wollen. Daß aber gerade in diesen "märigen" Lauten sehr viel Behagen und Witz zum Ausdruck kommt, wird niemand leugnen, der einmal die nähere Bekanntschaft dieses Volksstammes gemacht hat. Die Gegensätze, die ursprünglich vor der Mischung zwischen den Rassen bestanden, sind jetzt vielleicht in die Seele des Einzelnen verlegt. Und wenn man davon reden wollte, daß dieser Einzelne in einer Art Fortsetzung uralten Rassenhaders die in ihm lebenden Widersprüche zu bekämpfen suche, so könnte man den Ausdruck solchen Kampfes in der sehr charakteristischen Selbstironie des Braunschweigers entdecken. Dieses Nebeneinander von Gegensätzen hat denn auch glücklich in den Nachbarländern die Meinung gezeitigt: "Der Braunschweiger ist falsch." Er ist aber nicht "falsch", er ist sehr echt, ist nur komplizierter als der nördlichere Niedersachse. Er ist nicht so einfach, wie er auf den ersten Blick wohl erscheint, wenn er seinen massiven Wirklichkeitssinn bekundet, sein Behagen an Würsten, Spargeln und Kornbranntweinen, seinen Sinn für Dreschmaschinen, Lastautos und letzhin für die Methoden einer exakten Parteipolitik. Seine "Vieldeutigkeit" verbirgt sich gern hinter einer fast banalen Geste, aber wenn sich's innen dann einmal jäh verschiebt, der dröge Ernst ganz unverhofft in Eulenspiegels Lachen hinüberwechselt, das Behagen in grausamen Spott, dann eben ist jenes "Schillern" da, das manchmal mißdeutet wird. Wenn über dem Weserlande befreiend das Lächeln Raabes schwebt und die heiter zutraulichen Lügen des Barons Münchhausen, so sind hier die Menschen gleichsam springbereit abwartend, und ihre Heiterkeit ist leicht etwas von der endgültig aller Illusion der Kreatur ein Ende setzenden Art des großen Wilhelm Busch zugesetzt. Sie sind spottkundig bis zur Genialität, großartig in jenem Aufweisen der Gegensätze, das sich selbst in einer sanften Neutralität verhält, mit einem tiefen Hang zum "Relativismus", der so zum faustischen Menschen wie auch zum fruchtlosen, rein ironischen Genießer seiner selbst führen kann.

Wenn der Braunschweiger in diesem engeren Sinne wurde, was er nun ist, so kam ihm bei seinem Werdegang die Gestalt der Landschaft sehr entgegen. Dieser Mensch konnte nur auf einem fetten Weizen- und Zuckerrübenboden erwachsen und nur in einer Ebene, deren spärliche Höhenzüge, so reizvoll sie sich mit ihren schönen Buchenwäldern in Elm, Asse, Oder erheben, nichts sind als machtlose Lyrismen im Wuchten der nutzbaren Fläche. Das Gesicht dieses Landes wird durch die Fülle der Städte bestimmt. Selbst die kleinste dieser Städte, Schöppenstedt am Fuße des Elms, hat sich durch die seinen Bürgern zugeschriebenen, höchst braunschweigischen "Streiche" Weltruhm erworben. Und vielleicht stammt auch jener Ritter aus Schöppenstedt, der im nahen Walde den

Ablaßhändler Tetzel so witzig zu übertölpeln wußte... Daß endlich die Wiege Till Eulenspiegels (soweit er nicht nur ein Mythos ist) im Dorfe Kneitlingen vor Schöppenstedts Toren stand, legt weiter Zeugnis für Geist und Witz dieses Landes ab.



Eulenspiegelhaus und Flohwinkel in Braunschweig.

Ernsthafter waren sie an der anderen Seite des Elmes. Dort haben sie in Süpplingenburg nicht nur einen Kaiser hervorgebracht, sie haben in Helmstedt auch eine berühmte Universität gegründet, von der freilich in der Erinnerung des Volkes nichts lebendig geblieben ist als "jener problematische Mann", den Goethe eigens zu besuchen kam. Der Professor und Hofrat Gottfried Christoph Beireis, Mediziner, Physiker und Chemiker, eine Art Vetter im Geist der Eulenspiegel und Münchhausen, war zwar ein anerkannter tüchtiger Arzt, dabei aber ein mystizierender Windbeutel, von dem Goethe vermerkte: "Beireis habe sonst auch wohl gelegentlich zu verstehen gegeben, er wüßte, durch das »Universale« ausgesuchte Maikäfer in junge Krebse zu verwandeln, die er denn auch nachher durch besondere spagirische Nahrung zu merkwürdiger Größe heranzufüttern verstehe."

Der letzte sichtbare Zeuge des verklungenen Universitätsruhmes ist die Behausung der Hochschule, das von dem großen Baumeister Paul Franke geschaffene "Juleum", ein bemerkenswerter Renaissancebau. So ragt es ein wenig beziehungslos in Helmstedts Gegenwart hinein, die ihren kräftigeren Ausdruck ein einem bedeutenden Braunkohlenbergbau vor den Toren der Stadt findet.

Hat Frankes Schaffen der Stadt Helmstedt im "Juleum" ein museales Stück Sehenswürdigkeit



Das Lessinghaus in Wolfenbüttel.

hinterlassen, so trägt das stille Wolfenbüttel, Braunschweigs alte Hauptstadt, in seinem Innern, dem Frankes berühmte Marienkirche das ragende Wahrzeichen gibt, den Hauch eines einzigen großen Museums. Alle Spuren unserer Tage in modernen Wohnbauten und Industrieanlagen sind aus dem Bannkreis der alten Festungswälle verwiesen. Drinnen aber scheint die Zeit seit Lessing stehen geblieben, und die von Braunschweig kommende Straßenbahn, die sich mühsam durch die engen Gassen windet, wirkt wie ein schriller Anachronismus. Aber sie setzt ja die Stadt auch nur alle halbe Stunde in Aufregung. Zwischendurch schläft sie.

Es schlafen die dreihunderttausend Bände und Handschriften in Lessings Bibliothek, es schläft der *Codex Carolinus*, der Weißenburger Katechismus und Karls des Großen *Capitulare de villis*, es schläft Lessings Häuschen am Tore des Bibliothekgartens, es schlafen die fachwerkbunten Straßen, und schläfrig gluckst das Wasser der Okerarme, die hier als verdeckte Kanäle, dort als offene Flußläufe die Stadt durchziehen. Es schläft das alte Schloß der Herzöge, in dem nun Lyzeum und Mädchenalumnat untergebracht sind, und wenn der Schwarm seiner jungen Bewohnerinnen aus dem ehrwürdigen Portal sich auf die moosgrüne Steinbrücke des dunklen Flusses ergießt, dann blüht es wie flüchtige Blumen aus diesem alten Gemäuer.

Auch einen Traum hat dieser große Schlaf - das ist der Frühling, der immer wieder mit unvergleichlichem Leuchten hindurchzieht. Der Frühling, der sich gerade um diese schlafende Stadt mit unerschöpflicher Fülle entfaltet. Da ist der Ring der zu Parkanlagen verwandelten alten Festungswälle, und um ihn ist ein breiter Gürtel von Gärten gelagert. Dann schlägt im Mai das Feuer der Abermillionen Blüten zu einer einzigen mächtigen leuchtenden Flamme zusammen: die Kastanien, die dichten langen Mauern des Flieders, der Goldregen und der Holunder, die Weigelie und die bunte Vielfalt der anderen Ziersträucher auf dem Walle, die Weißdornhecken, das Meer der Obstbäume in den Gärten, das alles strömt ineinander zu buntem, süßestem Überschwang und brandet berauschend gegen die alten Mauern. Dieses träumende Wolfenbüttel ist ein Schattengewächs in der erdrückenden Nähe einer großen Stadt. Nur zehn Kilometer von Braunschweig entfernt, konnte es ein eigenes Wirtschaftsleben nicht entfalten. Es ist das Kennzeichen Braunschweigs, daß diese Stadt Heinrichs des Löwen bei einer wunderbaren Wahrung ihres mittelalterlichen Gesichtes mit neuzeitlichen Wirtschaftsimpulsen geladen ist und auch so jenes seltsam lebendige Nebeneinander von Gegensätzen bekundet.

Hier ist die romantische Burg Dankwarderode, die gotische "Alte Waage", der prunkvolle Renaissancebau des "Gewandhauses" - dort sind die Büssingschen Lastautowerke, die ersten der Welt, die Jüdelschen Eisenbahnsignalwerke, die in allen Ländern der Erde arbeitenden Mühlenbauwerke Amme-Giesecke. Da ist St. Blasien, der uralte Dom des Löwen und die Fülle der anderen romantischen Kirchen - dort sind die Grimme-Natalis-Werke mit ihren welterobernden Rechenmaschinen und die Unzahl der Wurst- und Konservenfabriken. Hier ist das Geburtshaus von Klaus Friedrich Gauß, Till Eulenspiegels historischer Bäckerladen, das Hoftheater, in dem der "Faust" seine Uraufführung erlebte - dort sind die großen Pianoforte-Fabriken, die Mumme- und Bierbrauereien, hier ist das Museum, ist Rembrandts "Familienbildnis", Vermeers "Mädchen mit dem Weinglase", sind die alten ruhmreichen Verlagshäuser von Vieweg und Westermann, in denen Gottfried Keller und Theodor Storm zuerst erschienen, dort ist die Reichsschule für Flugzeugführer, sind die großen Dampfkessel- und Gasometerfabriken.

Zwar singt dieses Volk:

> Brunswick, du leiwe Stadt
> Vor veel dusend Städten,
> Dei sau schöne Mumme hat,
> Wo ick Wost kann freten...

Und in den vielen Bierstuben und Schlachterläden hat es sich auch eine erquickende Fülle von Stätten eines animalischen Behagens geschaffen, in denen die Zwiespältigkeit seines Wesens sich so gerne einlullen läßt. Aber die Dämonen des inneren Widerspruchs schlummern nur, es ist seit 1200 kaum ein Jahrhundert vergangen, in dem nicht der blutige Aufruhr durch diese schönen alten Straßen johlte. Da wurden den Ratsherren die Köpfe vor die Füße gelegt, und ihre Partei wiederum ließ es sich bei guter Gelegenheit nicht nehmen, eine phantastische Rache zu üben und etwa einen Henning Brabandt auf öffentlichem Markte in bestialischer Weise zu Tode zu foltern... Da wurde, gleichsam im letzten Auswirken der ewigen Stadtfehden wider die Landesfürsten, noch im vorigen Jahrhundert ein verschwenderischer Herzog aus dem Lande gejagt und sein Schloß in Asche gelegt.

Immer wieder sehen wir die Seele des Braunschweigers im bunten Schillern der Gegensätze. Da räkeln sich, als Akteure eines saftigen Volkspossenspiels, ein Kunststopfer und eine Garderobiere in den Ministersesseln des Staates, indessen Wilhelm von Bode, ein anderes Kind Braunschweigs, als Generaldirektor der preußischen Museen von Berlin aus die Weltpolitik der Kunstgeschichte beeinflußt und Braunschweigs Tochter Ricarda Huch von München aus das große Werk ihrer reinen, zeitlosen Kunst über die Lande sendet.

Und wie sie da liegt, diese ganze wundervolle und reiche Stadt, so bunt sie ist und so nutzbar, so wild und so zähe, so trunken und nüchtern, so alt und so neu - wie sie da liegt und ihr Schmunzeln endlich über das ganze Braunschweigische Land hingebreitet hat, scheint sie in ihrem Antlitz die Züge dieser vier großen niedersächsischen Lächler zu spiegeln und in ihrem Zeichen sich selber zu feiern: im Zeichen der Raabe, Busch, Münchhausen und Eulenspiegel.

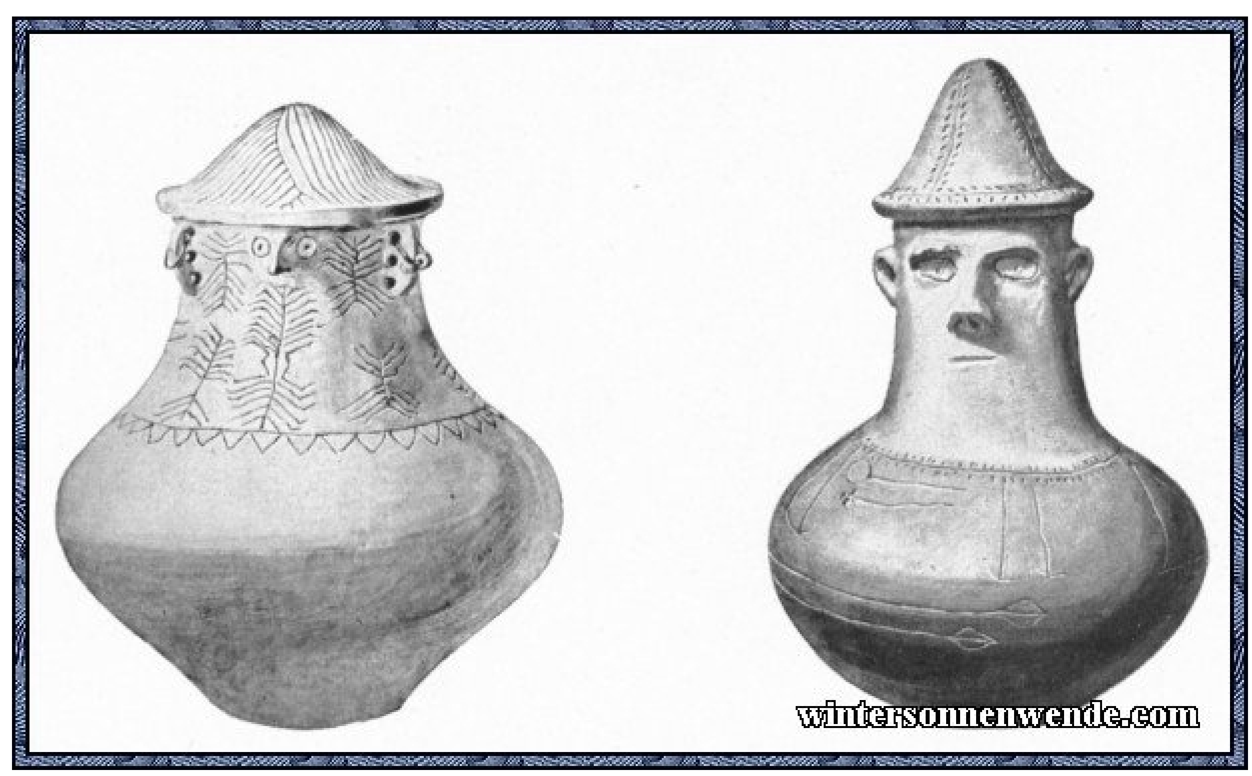
Die Mark Brandenburg

Maximilian Böttcher

"Mark" heißt Grenze, Grenzmark, Grenzprovinz. Im Falle der Mark Brandenburg: den Slaven entrissene, einem kaiserlichen Markgrafen zur Bewachung anvertraute Markgrafschaft. (Nicht zu verwechseln übrigens mit der ehemaligen, im westfälischen Regierungsbezirk Arnsberg gelegenen, an wechselvollen Schicksalen nicht minder reichen Grafschaft Mark.)

Bei Prenzlau in der nördlichen Uckermark war es, wo man zwischen Inlandeisgeschieben eine Hacke aus dem Geweih eines Rothirsches fand, Hinterlassenschaft eines brandenburgischen Steinzeitmenschen, der schon den Boden bearbeitete. Im Südosten von Berlin, in Schmöckwitz, und in Cladow an der Havel fand man aus Feuersteinen angefertigte Messer, Pfeilspitzen und Handwerksgeräte mancherlei Art. Bei Wusterwitz nahe der Stadt Brandenburg (Brennabor) kam eine Keule aus Renntiergeweih ans Licht, Andenken jener "Renntierzeit" genannten Epoche, in der die Ostsee noch ins Eismeer hinüberspülte. Dann wurde der Elch in der Mark heimisch, den man jetzt wieder in Mecklenburg und auf dem Darß ansiedeln möchte; in Fernwerder bei Ketzin grub man aus seinem Schaufelgeweih gefertigte Harpunen aus, auch Äxte und Steinkeulen. Dann finden sich, zunächst wieder in der Uckermark, in riesigen Steingräbern früheste Reste des märkischen Menschen selbst (nachdem man bis dahin seine Toten verbrannt hatte). In diesen Steingräbern lagen Waffen, Tongefäße und andere Gerätschaften, die schon ein wenig von der Kultur der jüngeren Steinzeit erzählen. Im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt herrschte wohl die Bronzezeit in der Mark; Bronzeäxte finden sich und Bügelnadeln zum Zustecken der Kleidung, sogenannte Fibeln, an deren technisch fortschreitenden Verzierungen sich eine erste Zeitrechnung ablesen läßt. Sogar Schmuckstücke aus gegossenem Metall grub man aus - bei Wustermark, Spindlersfeld und Seddin, man verstand also schon, das aus fremden Ländern eingeführte Kupfer und Zinn in heimatlicher Werkstatt zu bearbeiten; der sogenannte "Eberswalder Fund" mit seinen 78 Stücken aus Gold, der

kostbarste prähistorische Fund Deutschlands aus der jüngsten Bronzezeit, kann den Wettbewerb selbst mit den Altertümern von Mykene aufnehmen. Aus ihm läßt sich schließen, daß man mit der Sitte der Totenbestattung gewechselt und die Leichname wieder den Flammen übergeben hat; das Rad und das Hakenkreuz, das damals vielfach als Schmuck verwendet wurde, deuten wohl auf Sonnenkultus hin.



Gesichtsurnen aus Steinkistengräbern der spätesten Bronzezeit
(1/5 der natürlichen Größe). Provinzialmuseum Danzig.

Im Norden von Berlin, beim Vorort Buch, grub man ein ganzes bronzezeitliches Dorf aus: lauter viereckige Häuser, aus deren Inhalten man entnehmen kann, daß ihre Bewohner sich von Hirschen, Rehen und Vögeln genährt und alle die Tiere gehalten haben, die wir jetzt noch unsere Haustiere nennen. Rudolf Virchow, ebenso groß als Anthropolog wie als Mediziner, förderte die "Lausitzer Kultur" zu Tage: Burgwälle, Urnenfelder, nicht mit der Töpferscheibe, sondern mit der Hand gefertigte Gefäße buntester Form und Verzierung, Waffen und Geräte, die schon der frühen Eisenzeit zuzurechnen sind. Der berühmte Fund von Vetersfelde bei Guben dürfte aus der Zeit um 500 v. Chr. Geburt stammen; Waffen und Schmuck aus Eisen und Gold mit Löwen und Panthergestalten gehören einer fremden Welt an, entsprechen etwa den Funden vom Neuenburger See in der Schweiz und geben uns das Rätsel auf, ob sie als Handelsware eingeführt wurden oder als Überreste eines Skytheneinfalls zurückgeblieben sind. Ganz und gar keltisch muten die Gräberfunde von Vehlevanz im Osthavellande und von Breddin in der Ostprignitz an, die auf einen anderthalbtausendjährigen Betrieb, etwa bis 100 vor Chr. zurückblicken. Von urgermanischer Kultur zeugen die Dörfer- und Gräberfunde bei Großbeeren, Paulinenaue, im nächsten Umkreis von Berlin, ebenso wie die von Kyritz in der Ostprignitz und Küstrin in der Neumark. Bei Neukölln förderte man einen Reitersmann mitsamt seinem Pferde und dem Eisenschwert mit bronzenem Knauf in lederüberzogener Holzscheide an den Tag. Vermutlich aus dem 6. nachchristlichen Jahrhundert, in dem die Sueben vor der heranschäumenden Wendenflut südwestwärts nach Schwaben auswichen - bis auf die, die in der Mark bodenständig sitzen blieben und sich mit den Slawenstämmen niederer Zivilisation zu einer Volksgemeinschaft verschmolzen.

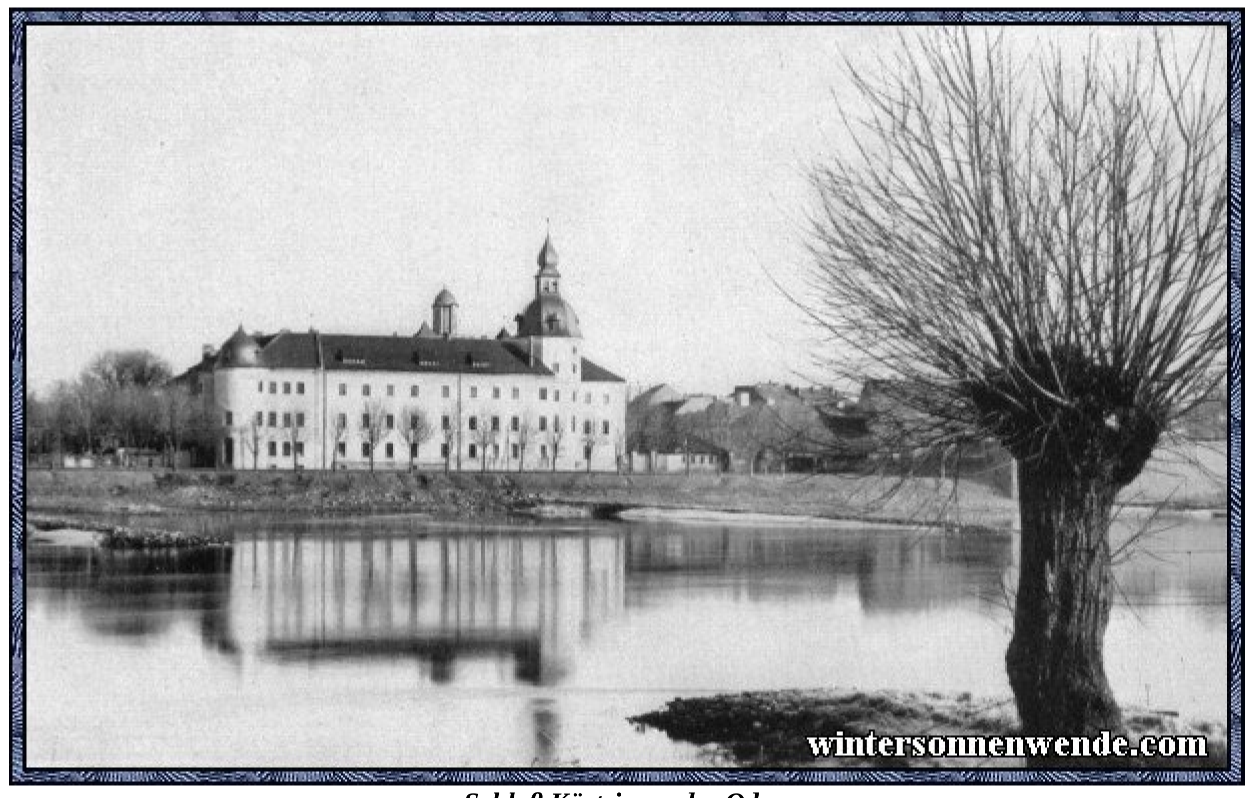
Karl der Große, der das heute von uns Mark Brandenburg genannte Land als sein Herrschaftsgebiet betrachtete, kam gegen die Völkerwanderung der Heveller, Liutizen und Obotriten nicht auf. König Heinrich räumte mit dem Slavengemisch zwar mächtig auf, eroberte auch ihre Hauptstadt

Brennabor; aber erst unter Markgraf Gero drängte der Christenglaube das wendische Heidentum zurück. Wie denn den askanischen Markgrafen das Hauptverdienst daran zukommt, die Mark zu einer Heim- und Heilstätte germanischen Christentums gemacht zu haben.

1134 belehnte Kaiser Lothar, als Sachsenherzog am Schicksal Norddeutschlands stärker interessiert als die fränkischen Herrscher, den Grafen von Askanien, der in der Geschichte Albrecht der Bär heißt, mit der "Nordmark" und allen Rechten auf ostelbisches Land einschließlich der Bistümer Brandenburg und Havelberg; und nun endlich, nach viertausend Jahren prähistorischer Existenz, wuchs die Mark in die Geschichte hinein. Albrecht der Bär entriß die Prignitz den Liutizen; aber Pribislav, der Hevellerfürst, hielt es für ratsam, das dürre Land südlich der Havel, von den Wenden "Zauche" genannt, dem Söhnchen Albrechts als Patengeschenk zu verehren, so daß der Bär sich nunmehr mit Fug und Recht "Markgraf von Brandenburg" nennen konnte. Aus Westdeutschland, wo damals schon ein "Volk ohne Raum" hauste, ergoß sich ein Strom von Ansiedlern über die Elbe ostwärts, begann aus wendischer Wüstenei deutsches Kulturland zu machen. Wobei mancher deutsche Herr dadurch auf friedlichem Wege rascher vorwärts kam, daß er sich mit den Töchtern slavischer Adliger verheiratete. Erst Albrecht II. stieß indessen durch den Barnim bis nach Oderberg vor. Auch thüringische Siedler fluteten mit den Askaniern in die Mark, sowie Rheinländer, Friesen, Ostfalen und Fläminger.

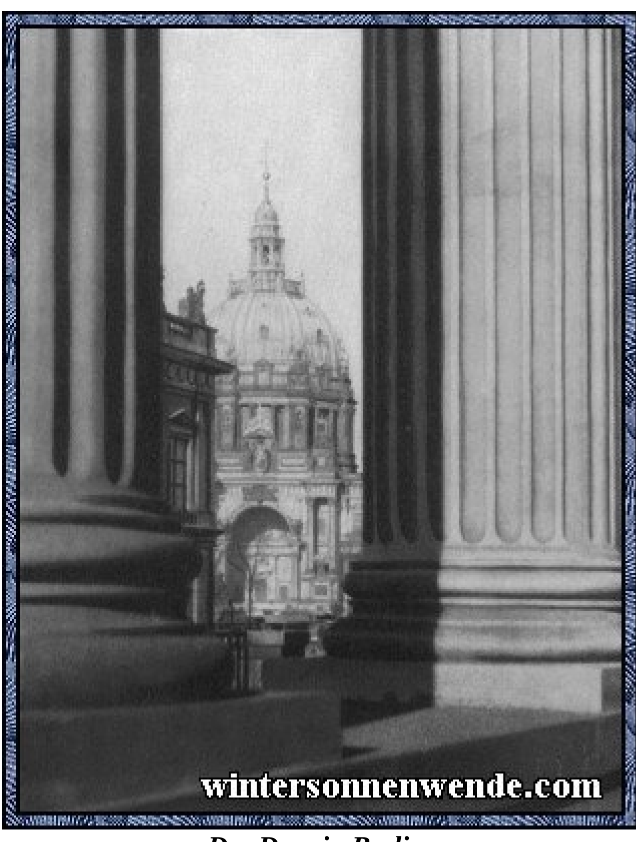
Prof. Dr. F. Lampe schreibt über die Mark Brandenburg:

> "Die adligen Großgrundbesitzer brachten Grund und Boden oder Rechte rings im Lande an sich; die Städte nicht minder, worüber Städte und Adel oft in harte Gegnerschaft gerieten. Der wirtschaftlich schwache Bauer fand überhaupt keinen Schutz. 1411 kündete Kaiser Sigismund seinen Märkern »einen rechten Obristen und Verwesser« an, Friedrich von Hohenzollern, auf daß sie ihm gehorchten. Dieser, der erste seines Namens, warf einige übermütige Adelsgeschlechter nieder, die Quitzows z. B., und bändigte die anderen bald mit Härte, bald mit Nachsicht. Verwüstungen des Landes durch böhmische Hussiten konnte er allerdings so wenig verhüten wie einst die Wittelsbacher verheerende Einfälle der Pommern und Polen. Sein Sohn Friedrich II. griff dann unter den Städten gerade Berlin-Kölln heraus,



Schloß Küstrin an der Oder.

um ein Beispiel zu geben, daß auch die Städte sich dem Staate einzuordnen hätten. Er erbaute zu Kölln eine kurfürstliche Burg und nahm Berlin seine alten Handelsvorrechte, so daß es, obgleich Residenz geworden, an Eigenmacht hinter anderen märkischen Städten zurückstand. So blühte Frankfurt an der Oder noch bis ins 16. Jahrhundert hinein, da zu seinem Speditionshandel bedeutsame Messen kamen, und es durch Begründung einer Universität auch zum geistigen Mittelpunkt der Mark wurde. Im Westen hatte die Bischofsstadt Brandenburg Ansehen. Gern wohnten im 15. Jahrhundert die Kurfürsten in Spandau, und Küstrin besaß seit dem 16. Jahrhundert eine Amtskammer und ein Kammergericht. Dort hat noch Friedrich der Große als Kronprinz arbeiten müssen; und von Küstrin aus wurde Neumark mustergültig verwaltet."



Der Dom in Berlin,
gesehen durch die klassischen Säulen des Kronprinzenpalais.

Auf der Landkarte nimmt sich die Mark fast wie der mächtige Brustkasten eines Riesenkörpers aus. Sein Halstorso erstreckt sich mit der Uckermark zwischen Mecklenburg und Pommern über Strasburg und Neuensund bis nahe ans Haff heran; sein rechter Armstumpf lehnt sich über Wittenberge und Lenzen an der Elbe hinweg auf die Altmark; sein linker und die Herzseite darunter ist nun wieder Grenzmark im wahrsten Sinne des



Auffahrt vor dem "Palais" gegenüber dem Zeughaus in Berlin, Unter den Linden.
Gemälde von Schwarz (1835).

Wortes geworden, Grenzmark gegen das neuerstandene, dauernd nach deutschem Lande gierige Polen. Im Süden stülpt sich der mächtige Brustkasten in der ungefähren Linie Sorau - Spremberg - Senftenberg - Uckro - Reppin auf Schlesien, Sachsen und Anhalt.

Vielleicht sind Bayern, der Harz, Thüringen und die Rheinprovinz landschaftlich reizvoller als die Mark. Doch bin ich mit nicht wenigen Süd-, Mittel- und Westdeutschen durch die übel beleumundete dereinstige "Streusandbüchse des Römischen Reiches" gefahren, und immer wurde meinen Begleitern die Endlosigkeit der tiefverschwiegenen Märkischen Wälder ebenso zum Erlebnis wie der Wechsel der Flußtäler, der romantische Zauber der Seen.

Würde ein Dichter wie Theodor Fontane, ein Maler wie Walter Leistikow sich so ganz und gar mit ihren höchsten und heiligen Künsten an die Mark verloren haben, wenn sie nicht aller Wunder voll wäre?



Potsdam.
Die Nikolaikirche auf dem alten Markt.

Wo soll ich anfangen, wo aufhören, meine geliebte Heimat zu preisen? Am besten wohl bei Berlin, der deutschen Reichshauptstadt. Auf rund 9000 Quadratkilometer Raum leben 4½ Millionen Menschen. Die Bevölkerung Berlins ist in drei Jahrhunderten von 6000 Menschen auf vier und eine halbe Million angewachsen, also um das Siebenhundertfache. Seht euch vom Schinkelplatz, am Nationaldenkmal des ersten Hohenzollernkaisers vorbei, den gewaltigen, kuppelgekrönten Bau des Schlosses an. Wendet euch im Schatten der uralten Platane und blickt über den Lustgarten zum Dom hinüber. Betrachtet, am besten bei hellem Mondlicht, die einzig schöne Fassade der Schloßapotheke, steht stumm in der marmornen Pracht des Kapitelsaales. Schreitet auf leisen Sohlen die Säulenhalle des alten Museums entlang, steigt das Kunstwerk der Freitreppe zur Nationalgalerie empor, bestaunt das Wunder der Museumsinsel in seiner Gesamtheit. Schlendert dann die historische Prachtstraße "Unter den Linden" dahin, vorbei am Zeughaus und der alten "Neuen Wache", in der ihr einen Augenblick der Toten des Weltkrieges gedenken möget. Vorüber an dem ehemaligen königlichen Opernhause, der Universität, dem Denkmal Friedrichs des Großen bis zum Brandenburger Tor. Macht auf dem Pariser Platz, der französischen Botschaft gegenüber, halt. Laßt den Verkehr, der durch die fünf Säulenportale flutet, auf euch einwirken, diesen rasenden Verkehr, der wie am laufenden Band aus dem Westen ins Zentrum, aus dem Zentrum gen Westen jagt. Und wenn ihr dann unter der stolzen Quadriga hindurch nur gute hundert Schritte weit in den Tiergarten hinein gewandert seid, wird Friede, weltabgeschiedener Friede, euch umfangen; nicht in der Oase einer von wilder Hast erfüllten Weltstadt werdet ihr euch fühlen, sondern im englischen Park eines Großen dieser Erde, der auf nichts als auf Ruhe und Behagen bedacht ist.

Und dann das prunkhafte Reichstagsgebäude dicht beim Brandenburger Tor. Wollen wir zum Schlosse Monbijou, das Eosander, der Günstling der Königin Charlotte, gebaut, und Sophie Dorothea, die Mutter des großen Friedrich, erweitert hat, und in dem neuerdings ein historisches Museum untergebracht wurde? Auch zum französischen Dom am Gendarmenmarkt, der einst wirklich ein Krammarkt war.

Dutzende von Baudenkmälern, die alle von großer oder kleiner Vergangenheit reden, müßten wir eigentlich noch besuchen, in erster Linie das Märkische Museum, unter dessen aus ganz Brandenburg zusammengetragenen Schätzen auch der "Kaak" aufbewahrt wird, der Vogelleib mit dem Menschenkopf, der einst als Wahr- und Warnungszeichen am Pranger vor dem Rathaus gestanden hat, und an dem um die gespensternde Mitternachtsstunde vorüber zu gehen die alten Berliner sich scheu hüteten. Vom Staub der Jahrhunderte bedeckt sind die Winkel Altberlins zwischen dem roten Rathaus und der großväterlichen Klosterstraße, in der neben der Parochialkirche mit ihrem fromm-beschaulichen Glockenspiel und neben allerlei historischen Amtshäusern auch das Gymnasium zum Grauen Kloster noch erhalten ist. Um die Welt- und Hauptstadt des Reiches kennen zu lernen, müßt ihr mit mir das Regierungsviertel um die Wilhelmstraße studieren, der Börse, den Kaufhäusern des Zentrums bis ins Reichsbankviertel und über den durch Umbauten völlig auf den Kopf gestellten Alexanderplatz hinaus Besuch abstatten. Von der Mühlendammschleuse oder der Oberbaumbrücke müßt ihr den Blick auf den Schiffsverkehr der Spree werfen, mit der Hoch- und Untergrundbahn in die Süd-, Südost-, Ost- und Nordostbezirke, auch in die Vororte hinausfahren, nach Treptow, nach Stralau, Reinickendorf und den nach ihren großindustriellen Gründern genannten Riesenfabriken "Siemensstadt" und "Borsigwalde".

Über die Villenkolonie des Westens nach **Potsdam!** Schloß Sanssoucis Säle wollen wir durchgehen, einen Blick in seine Bibliothek werfen und, vor der Vergänglichkeit alles Irdischen erschauernd, neben dem alten Lehnstuhl stehen, in dem der große König erlosch. Er, der sich mit gutem Gewissen den ersten Diener seines Staates nennen durfte. Auch die Mühle von Sanssouci sei nicht vergessen, das Denkmal des unbeugsamen und unerschütterlichen Rechtsbewußtseins preußischer Kammergerichtsräte, die sich durch nichts auf der Welt bestechen oder einschüchtern ließen. Weiter



***Kloster Chorin.** Inneres der Kreuzkirche.*

dann durch die Obstgärten von Werder nach Kloster Lehnin, das Otto, des ersten Markgrafen Albrecht Sohn, inmitten meilenweiter Wälder erbaut hat. Dereinst gehörte die Stadt Werder nebst 64 Dörfern und 65 Seen den Lehniner Äbten und Mönchen, durch die Sitte und Wohlstand in die slavische Zauche, das dürre und verlauste Patengeschenk des Hevellerfürsten Pribislav, gekommen sind, und deren Geist und Erbe sich fortgepflanzt haben in den Klöstern Paradies, Himmelpfort und Chorin, das schon um des einzig schönen Westgiebels seiner Kirche willen einen Besuch lohnen würde.



Potsdam.
Die historische Windmühle.

Doch wir wollen von Lehnin aus nordwärts, an einer ununterbrochenen Kette schönster Seen entlang, über Güter und Herrschaftsbesitze hinweg, nach **Brandenburg** (*brenna* = Schutz und *bor* = Wald), nach dem die Provinz ihren Namen trägt.

> "Am linken Havelufer zog sich Pribislavs Altstadt Pardunin hin, zwischen Fluß und Sandhang des Halunger Berges, wo einst Germanen, dann die Slaven ein hehres Heiligtum hatten. Rund fünfhundert Jahre stand an seiner Stelle eine liebliche Marienkirche. Noch heute vorhanden ist Pribislavs alte romanische St. Gotthardskirche, deren Feldsteinbau im 14. Jahrhundert zur gotischen Backsteinhallenkirche umgewandelt wurde. Auch das Altstädter Rathaus aus dem 14. Jahrhundert steht noch da. Nur stammen die schönsten Teile, Ostgiebel und Westportal, aus späterer Zeit. Und wie in der Altstadt noch der Turm am Rathenower Stadttor steht, so auf der anderen Havelseite, in der deutschen Kolonistenneustadt, noch der Steintorturm aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Gewaltig reckt sich aus der Neustadt die herrliche Katharinenkirche auf, mit ihrem farbenfreudigen, formenspielenden Backsteingiebel und den hohen drei Hallen ein Zeugnis aufstrebenden Bürgersinnes. Noch anders wirkt der wundersam weltabgewandte Kreuzgang von St. Paul, der zweiten Neustädtischen Kirche, die zum Kloster der schwarzen Dominikaner gehörte. Da ist solch ein Friedgarten mit uraltem Nußbaum, mit tiefen Schatten in den Gängen und den feingetönten Backsteinwänden des hineinschauenden, viel umgebauten Gotteshauses, wie wenige Orte im Brandenburger Land ihn besitzen. Besonders im Abendsonnenschein eines Sommertages wohnt ein ergreifender Zauber diesem Stein gewordenen Gedicht von seliger Ruhe inne. Im malerischen Brandenburg ist es eins der reizendsten Stadtbilder, wie aus dem bewegten Ufertreiben der Schiffe im Strom und des Menschenflusses über die Havelbrücke fort die an sich schmucklosen Bauten von Johanniskirche und Franziskanerkloster mit ragenden kecken Umrissen stark aufsteigen, das Ruhende in der Erscheinungen Flucht. Für den Kunsthistoriker freilich bleibt der geweihte Boden die kleine Havelinsel im Norden mit dem Dom darauf. Gerade ein Jahrtausend ist es her, daß im harten Winter 928 zu 929 König Heinrich über die gefrorene Havel nach Brennabor einbrach. Sein Sohn, der große Sachsenkaiser Otto, begründete an dieser Stätte das Bistum Brandenburg. Als in frühaskanischer Zeit auf dem unsicheren Baugrunde der Havelinsel in unsicherer politisch-militärischer Lage des Christen- und Deutschtums der

Dom in romanischer Bauform neu errichtet wurde, da konnten nicht ästhetische Gesichtswinkel die Bauausführung bestimmen. Erst im 13. Jahrhundert machte sich mit wachsender Sicherheit ein künstlerischer Sinn beim nie ermüdenden Dombau geltend... Auch einzelne prächtige Bürgerhäuser sind noch erhalten, in Alt- wie in Neustadt, besonders das mit wahrhaft liniensprudelnden Giebeln geschmückte Haus des reichen Geschlechts der Storbeck. Ihm gegenüber steht das Neustädter Rathaus, dessen alte Gotik nur noch innen erkennbar ist. Vor der Tür wurde 1474 der Roland aufgestellt, linkisch wie die Rolande von Perleberg und Potzlow; doch lustig wächst ihm der Hauslauch zum Kopf heraus, als wäre zur grotesken Blumenvase geworden, was einst Sinnbild polizeilicher Marktgerechtsame und später städtischer Freiheit war. Nun ist Brandenburg mit 60 000 Einwohnern lebhafte Industriestadt. Seine Räder und Kraftwagen, Maschinen und Blechspielwaren, Kinderwagen und Havelkähne gehen weit hinaus." (Professor Lampe.)



Blick auf die Orangerie im Park von Sanssouci.

Weiter, weiter nordwärts, an schimmernden Seen vorbei, durch Bauerndörfer, über Güter und Schlösser, deren Herren vielfach nicht mehr wissen, wie lange noch sie Herren sein werden auf der durch Jahrhunderte hindurch als heiligen Familienbesitz gehüteten Scholle! Immer hart an der Grenze der Provinz Sachsen entlang kommen wir nach Rathenow, das dereinst Standort der Ziethenhusaren war, und wo unter Friedrich Wilhelm III. der Prediger Dunker eine "königlich privilegierte optische Industrieanstalt" aufmachte, von der aus märkische Brillen, Ferngläser und andere Instrumente aus geschliffenem Glas die Welt eroberten. Nord- und ostwärts dehnt sich **das havelländische Luch**, von Flüssen, Bächen, Kanälen durchströmtes Sumpfgebiet, von Dämmen durchquert, dort, wo der Fleiß der Siedler es urbar machte, von Bauerndörfern und Gutshöfen durchsetzt, auf den Höhen von strotzendem Laubwald bestanden, aber in der Hauptsache doch Weideland für überall aus dem Grün auftauchende gemächlich grasende Viehherden. Städte hat das Luch eigentlich nur am Rande: neben Rathenow Plaue, Pritzerbe, Rhinow und Friesack.

Nun in nordwestlicher Richtung halten wir uns hart an der Grenze zwischen Brandenburg und der Altmark auf Havelberg zu, die älteste der Prignitzstädte. Zu Füßen des wuchtigen Doms, von dessen Aussicht wir schon sprachen, liegt die freundliche Inselstadt mit einem Kloster, einem Rathaus von 1698 und vielen malerischen Fachwerkbauten und Giebelhäusern. Immer an der Grenze der Altmark entlang kommen wir in das durch seine Wunderblutkirche berühmte Wilsnack und weiter nach Wittenberge. Via Perleberg durchqueren wir das fruchtbare Land bis Pritzwalk, statten dem Stift Heiligengrabe mit dem schönen Klosterhof einen Besuch ab und gelangen ostwärts nach Wittstock, südostwärts, durch zwei in die Prignitz hineingesprengte Mecklenburger Enklaven, nach Neuruppin, das seinen Ursprung aus einer altslavischen Burg zwischen dem herrlichen See und den Rhinarmen nahm. Wir eilen, nach Rheinsberg zu gelangen, ewig unvergeßlich für Preußen, weil von hier aus der in Schloß und Park romantische Feste feiernde Kronprinz Friedrich den jähen, schier unbegreiflich stolzen Sprung zur Größe seines Königtums tat.



Schloß Rheinsberg, *erbaut von Friedrich dem Großen.*

Über Gransee, die ganz in Grün eingebettete Landstadt, und über die Schifferstadt Zehdenick an der Havel, deren Einwohnerzahl sich in drei Jahrzehnten verdreifacht hat, dringen wir in die **Uckermark** ein.

Unregelmäßig gewelltes, kesselreiches Land mit vielen Seen und Höhenzügen aus grober Gesteinpackung, mitten drin der Waldberg mit 117 m Höhe, im Süden und Westen sandig und reich an Wäldern, im Norden fruchtbar, dem Anbau von Weizen, Gerste und Zuckerrüben dienstbar gemacht. Prenzlau, dereinst Pribislav, die weitaus größte Stadt des uckermärkischen Landes, das sonst mit rund 35 Bewohnern auf den Quadratkilometer der am schwächsten besiedelte Teil der Mark ist, hat seine 20 000 Menschen in Häusern angesiedelt, die sich um den mächtigen Bau der Marienkirche wie Küchlein um ihre Glucke scharen. Wie Prenzlau jetzt an der wichtigen Bahnstrecke von Berlin nach Vorpommern liegt, so wurde sie von jeher im Krieg wie im Frieden vom Verkehr bespült. Sonst ist die Uckermark ganz und gar Herrschaftsbereich ostelbischen Agrariertums; die Arnims hausen hier, in ihrer Mitte Graf Arnim-Boitzenburg auf einem herrlichen

Schloß, in dessen Fremdenbuch neben tausend großen Namen auch die Namen vieler preußischer Könige stehen. Der Wildpark inmitten meilenweiter Forsten voll Rot- und Damwild birgt noch Auerochsen, die letzten lebenden Zeugen urgermanischer Vergangenheit in der Mark. Zwischen Zehdenick und Angermünde dehnt sich um Grimnitz- und Werbellinsee das dereinstige Hofjagdrevier der preußischen Könige. Wir verlassen Schorfheide und Uckermark und betreten den Bezirk Oberbarnim. Über Eberswalde, die Stadt der grünen Forstakademiker, weiter zum Hohenzollernkanal, der nördlich der Finowniederung mit Schleusentreppen aus dem Oderbruch zur Uckermark hinaufsteigt, um über die Stettiner Eisenbahn hinweg nach Westen hin die Havel zu erreichen. Mit dem Bau des größten Schiffshebewerks Europas ist dieser Kanal zu einer stolzesten Sehenswürdigkeit deutscher Technik geworden und fordert im Wettbewerb mit dem Zeppelinluftschiff die Bewunderung der ganzen Welt heraus.

Über Wriezen, das schon 1322 Stadtrechte genoß, stoßen wir ins **Oderbruch** vor, die von Friedrich dem Großen seinem Königreich "im Frieden hinzugewonnene Provinz". Ehe der große Siedlerfürst, an dem die Kulturpioniere der Gegenwart sich ein Beispiel nehmen könnten, der Oder bei Neuglietzen einen weit kürzeren Weg nach Hohensathen erschloß, lagen Freienwalde wie Wriezen, die sich heute noch "a. O." nennen, wirklich an der Oder. Die Gilde der "Hechtreißer" holte aus den Wasseradern im Bruch Tausende von Zentnern Fische, auch Krebse, mit denen sie von Böhmen über Bayern bis Hamburg halb Deutschland versorgte (noch um 1700 konnte man bei ihnen für einen halben Groschen drei dicke Krebse kaufen). Jetzt tritt der Ertrag der Fischerei weit zurück gegen den Nutzen der Landwirtschaft.

Das Oderbruch gehört schon zur **Neumark**; über den Strom hinweg fahren wir nordwärts nach Königsberg zu (nicht mit dem in Ostpreußen zu verwechseln). Ein wunderschönes, fein gegiebeltes Rathaus, eine stolze Marienkirche gotischen Stils und alte Stadtmauern mit fünfzig Türmen gibt es dort zu schauen; doch kleben sich an das zinnengekrönte Schwedtertor, von der Wehrmauer durch ein schmalstes Gäßchen getrennt, Armeleutshäuser von beschämender Dürftigkeit an.

Die Neumark, im Westen von der Mietzel, einem Nebenfluß der Oder, im Süden von Warthe und Netze durchströmt, hat besonders in ihrem östlichen Teil rechts der Linie Friedberg - Arnswalde Seen über Seen. Zu zwei Dritteln in Händen des Großgrundbesitzes, zu einem Drittel in Bauernfäusten, dient sie ganz und gar landwirtschaftlichen Zwecken. Darum haben die Ackerbaustädtlein auf ihren Hochflächen nicht annähernd die Bedeutung wie die am Rande der Warthe- und Netzebruches gelegenen Orte Küstrin und Landsberg, durch die die wichtige Lebensader der Ostbahn läuft. Im Mietzelgebiet, **bei Zorndorf**, wurde Friedrich der Große 1758 im blutigen Ringen der Russen Herr. Landsberg, Zentrale landwirtschaftlichen Großhandels seiner Umgebung, leistet mit nahezu 40 000 Einwohnern Bemerkenswertes in Eisengießerei und Maschinenfabrik, in Sägewerken und Kunsttischlereibetrieben. Küstrin - mit einem halben Adler und einem halben Fisch im Wappen - vielumstrittene Festung durch vier Jahrhunderte, ruft zwei für Preußens Geschichte unvergängliche Erinnerungen wach: Aus einem Hoffenster seines Schlosses mußte am 6. November 1730 der gefangene Kronprinz Friedrich zusehen, wie sein Freund Katte enthauptet wurde, und am 1. November 1806 übergab der Oberst von Ingersleben die aufs Reichlichste verproviantierte Festung ohne Not einem heranschwärmenden Reiterhaufen Napoleons.

Zwischen den Ländern Lebus und Sternberg, die anschließend an Warthe- und Netzebruch die Mark nach Süden fortsetzen, liegt **Frankfurt an der Oder**. Durch die brutale Willkür der Verrückung unserer Ostgrenze ist es gleichsam Vorort der Hauptstadt des Deutschen Reiches gegen Polen geworden. Wir sprachen bereits davon, daß Frankfurt durch seine Universität, die übrigens bis 1811 bestand, zur Zeit des Humanismus geistiger Mittelpunkt der Mark gewesen ist. Dort lebten und dichteten, wenn auch nur auf kurze Zeit, Eobanus Hesse und der junge Ulrich von Hutten. Die Ratsherren, wachsam wie der die Tauben ankrähende Hahn in ihrem Wappen und allzeit auf dem

Posten, hatten sich schon in kurfürstlicher Zeit verbriefen lassen, daß die Oder nur bei Frankfurt überschritten werden dürfe, und strebten auch sonst ein Monopol für den Handel mit den östlichen Slavenländern an. Buchhandel und Gewerbe blühten, und die drei Messen des Jahres lockten Tausende und Abertausende an. Schlimmer als irgendeine andere deutsche Stadt hat Frankfurt im 30jährigen Kriege gelitten; bildete die Oder doch gleichsam die von Süden nach Norden verlaufende Grenze zwischen den Kaiserlichen und den Schweden. Schon als Eisenbahnknotenpunkt der Strecken Berlin - Warschau und Stettin - Breslau hat Frankfurt hohe wirtschaftliche Bedeutung. Drei namhafte Dichter wurden in Frankfurts Mauern geboren: Ringwaldt, Heinrich von Kleist und Franz von Gaudy.

Das Land **Sternberg**, von Nebenflüssen der Warthe und Oder reich durchströmt, weist vielfach Boden bester Klassen auf und dient, nur von etwa 40 Menschen auf den Quadratkilometer bewohnt, ebenso wie die Uckermark und die Neumark fast ausschließlich der Landwirtschaft großagrarischer und bäuerlicher Betriebe. Bei Goskar stürzt die 90 Meter hohe "Steile Wand" jäh in die Tiefe. Auf den Südhängen gedeihen überall noch Weinstöcke; im Lenz gleicht das Land ringsumher einem blühenden Obstgarten, im Sommer und Frühherbst breiten die Äcker sich wie ein bunter Teppich aus. Das Gelände von Lagow, zweihundert Meter hoch mit tief eingebetteten Seen, deren Spiegel kaum das Niveau von hundert Metern erreicht, erweist sich besonders mit dem Moor des Perschken Lauchs inmitten herrlicher Wälder als ein kleines Paradies und ist mit Fug und Recht zum Naturschutzgebiet erklärt worden.

Über das von Obstgärten zärtlich umschlungene Krossen wandern wir nach Guben, das bis 1815 den Meißener Markgrafen gehörte, heute nahezu 40 000 meist der Textilindustrie dienende Einwohner zählt und dort, wo die Lubst in die Neiße mündet, mit seinem quer durch den Fluß gebauten neuzeitlichen Elektrizitätswerk, der dicht benachbarten Lorenzkirche aus dem 16. Jahrhundert und dem malerisch auf eine Parkinsel hingestellten zierlichen Theaterchen starke architektonische Gegensätze hart aneinander rückt. Wir sind schon in der **Niederlausitz** (*luzyce* = Sumpf), im Gebiet der brandenburgischen Braunkohle, die den Städten Sommerfeld, Sorau, Forst, Spremberg, Senftenberg, alle nahe der Grenze Schlesiens und Sachsens gelegen, ihr besonderes Gepräge gibt.

Nun **Kottbus** an der Spree, mit seinen 50 000 Einwohnern die Hauptstadt der Niederlausitz. Als Brückenkopf der alten Straße, die von Sachsen über Schlesien nach Polen die Spree überschreitet, ist Kottbus in den Hussitenkämpfen und im 7jährigen Kriege schwer heimgesucht worden. Doch hat das Ausdehnungsbedürfnis nie rastenden Gewerbefleißes Burg und Mauern weggeräumt, die Wälle in Promenaden verwandelt und überall, wo zwischen Fabriken und Häusern Raum blieb, heitere Anlagen mit lachendem Blumenschmuck geschaffen.

Nordwestlich von Kottbus, bei Burg, nimmt der **Spreewald** uns auf, die eigenartigste Landschaft, die Norddeutschland kennt. In seinem oberen, zwischen Peitz und Lübben gelegenen, Teil dreißig Kilometer lang und - zwischen Neuzauche und Lübbenau gemessen - zehn Kilometer breit, ist er in seinem unteren Teil nur etwa halb so groß, 15 : 6 Kilometer. Offenbar ist das Spreewaldgebiet, dessen Boden bis zu drei Meter Tiefe aus Torf- und Moorhumus besteht, mit dazwischen gestreuten insel- und zungenartigen Sanddünen, dadurch entstanden, daß die Strömung des von Süden kommenden Flusses in der Lausitzer Niederung ein Delta anschwemmte, dabei selbst die Buchten des festen Eiszeitbodens bei Zeitz und Lübbenau mit Schwemmstoffen ausfüllend. Mühsam wühlte der Fluß sich nach Westen weiter, und selbst dort, wo er nach Norden umbiegt, kann er sein Wasser noch nicht in einem Bett fassen. So entstand eine Sumpfwildnis mit geradezu idealen Bedingungen für eine Urwaldvegetation. Eschen, Weiden und Pappeln bilden ein Gehege, das Hopfen, Winden und mannshohe Sumpfstauden um die Wette mit stachligem Brombeergestrüpp zu einem undurchdringlichen Dickicht verflechten. Die Wasserarme sind voll von Algen, Farnen, Schilf, Binsen, Kalmus und Seerosen; die Ufer strotzen von Lilien, Anemonen, Ranunkeln,

Sumpfdotterblumen und unzähligen andern blühenden Gewächsen, deren Nam' und Art nur der Naturforscher kennt. Auf dem trockenen Grunde der "Horste" trotzen uralte Eichen, wahre Wodanszeichen bei Byhlen und Straupitz, sonst überall Rüstern, Linden, Buchen, Birken, und was sonst Auge und Herz sich nur wünschen mögen. In allen Ecken und Winkeln wimmelt es von Sumpf-, Moor- und Wassergeflügel, Enten, Schnepfen, Rohrdommeln, Kiebitzen, Bekassinen, Bachstelzen, Eisvögeln, Reihern, Seeadlern und Störchen. Im Lenz schluchzt die Nachtigall, zu Pfingsten flötet der Pirol, im Herbst lärmt der Eichenhäher. Auch an Fasanen ist kein Mangel; und wer ein gutes Birkhahnrevier sein eigen nennt, der mag wohl an einem Morgen sein halbes Dutzend balzender Hähne schießen.Wie denn der höchste Zauber dieser Urwaldwildnis mitten in Norddeutschland sich vor allem den Jägern erschließt, deren Kähne in der Morgen- und Abenddämmerung oder im zauberhaften Mondschein die krausverschlungenen Gräben und schnurgeraden Kanäle entlang gleiten. Oder auch den Malern, die sich übrigens in Lehde (nicht zu Unrecht "Kleinvenedig" genannt) im Gasthaus "Zum fröhlichen Hecht" ähnlich wie in Worpswede zu einer ganzen Kolonie zusammengefunden haben. Ebenso wie in Lehde liegt in Burg und Leipe jedes Gehöft für sich auf seiner eigenen Insel. Selbstverständlich, daß sich aller Verkehr "hierzulande" zu Wasser abspielt.

Im Osten des oberen Spreewaldes, um Burg herum vor allem, sitzen heute noch unverfälschte Wenden; in Vetschau, Werben und anderen weniger vom Fremdenstrom durchspülten Orten tönen fremdklingende Namen auf. Während die urtümliche Stammestracht bei den Männern erloschen ist, findet sie sich bei den Frauen noch ziemlich allgemein, in den abgelegenen Ortschaften aus Überlieferung und Eigenwuchs, an den großen Ausflüglerstraßen im Interesse der Fremdenindustrie. Zum größten Teil sind die Bewohner des Spreewaldes allerdings germanisiert. Sie nähren sich von Viehzucht, Fischerei und dem Anbau von Gemüse, das weithin versandt wird; insbesondere hat Lübbenau durch seine sauren Gurken eine Art von Weltberühmtheit erlangt; aber auch der Spreewälder Ammen wollen wir pietätvoll gedenken.



Spreewälderinnen in einer Kottbuser Knüpfteppichfabrik.

Unsere Entdeckungsreise neigt sich ihrem Ende zu. Einen Husch in den schmalen, langgestreckten Kreis **Luckau**, den zwischen sächsisches und anhaltisches Gebiet hineingeschmiegten Südwestzipfel der Niederlausitz, sind wir unserm Wissensdrang noch schuldig. Denn hier gibt es trotzige Burgen und Schlösser, Kirchenruinen, Blockhäuser und Dorfkrüge aus Fachwerk von

höchstem malerischen Reiz in so reicher Fülle wie sonst nirgends in der Mark.

Und nun in **die Mittelmark**, südlich der Linie Berlin - Potsdam - Brandenburg. Von Wittenberg her streckt sich der hohe Fläming an der Grenze der Mittelmark entlang; von Belzig über Jüterbog nach Dahme die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen der Elbe und der Havel bildend. Den Namen hat der Höhenzug von den flämischen Kolonisten, die Albrecht der Bär ins Land rief. Belzig, Treuenbrietzen, Jüterborg, Dahme, liegen in fast gleichem Abstand auf und an der Höhe entlang. Jüterborg, in dessen Nähe die Nuthe entspringt, weist uns das Rathaus mit prunkvollem Giebel, dicht daneben die Nikolaikirche mit ihren beiden verschiedenartigen Türmen und sogar den Kasten des Ablaßpredigers Tetzel. Luckenwalde ist mit mehr als 20 000 Einwohnern die größte Stadt der Mittelmark. Das älteste Kulturzentrum der Gegend, Kloster Zinna, fordert mit der dreischiffigen Pfeilerbasilika aus Granitfindlingen und ihren romanischen Hallen unsere Ehrfurcht heraus, und wir versetzen uns in die Zeit zurück, in der dem Kloster elf Dörfer untertänig gewesen sein sollen.

Nordwärts hebt sich aus dem verhältnismäßig siedlungsarmen Gebiet die **Teltowfläche** mit den ausgedehnten Kummersdorfer Artillerieschießplätzen, lieblich eingerahmt von Kiefernwäldern. Bei dem freundlichen Landstädtchen Treuenbrietzen mit Bauwerken aus dem 13. Jahrhundert und der denkwürdigen Torinschrift "Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet darum selber Not, den schlagt man mit dieser Keule tot" finden wir sogar noch altslavische Spuren.

Quer durch die Zauche, an Ferch und Kaputh am lieblichen Schwielowsee vorbei, trägt uns der Wagen über Wildpark und Potsdam zum Ausgangspunkt unserer Reise, **Berlin**, zurück. Durch die Stadt unbeugsamen brandenburgisch-preußischen Pflichtbewußtseins in die Metropole deutscher Betriebsamkeit.



Berlin, das Luftkreuz Europas
Der Flughafen Tempelhof, einer der modernsten Flughäfen der Welt.

Mit den Wurzeln Pflichtbewußtsein und Betriebsamkeit wuchs die Mark aus der öden Streusandbüchse des römischen Reiches zu dem Lande höchster Kultur empor, als das wir sie kennen gelernt haben, zu einem Gebiet, in dem auf rd. 700 Quadratmeilen dereinstiger Wüstenei heute acht Millionen Menschen leben. Menschen, die alles, was sie sind, ihrem Willen und ihrem

Fleiß verdanken. Menschen, die aus den verschiedenartigsten Stämmen entsprossen, doch im Grunde ihres Wesens alle echte Deutsche sind. Deutsche, die weder die Not des Lebens noch die Feindschaft befehdender Völker je kleingekriegt hat.

Pommern
Karl Passarge

Den Binnendeutschen, zumal den Großstädter, überkommt meist so etwas wie eine heitere Vision, wenn er dann und wann einmal von Pommern hört. Pommern, das ist für ihn Sommer, See, Sonne, Freiheit von Amt und Bürden, Ferien vom Ich; denn Pommern ist für viele ja nur der schmale Küstensaum von Usedom und Rügen, die Kette der bunten oft so schreienden Badeorte, die zwar gar nichts Pommersches an sich haben. Das ist allenfalls noch Stettin und das anheimelnde Stralsund, die Ausgangshäfen aller schönen Seebäderfahrten. Und sonst? Nun ja, die Landwirtschaft; Pommern ist ja das Land der Gänsebrüste, der großen Kartoffeln, der unübersehbaren Roggenfelder, in denen langweilige Ackerbürgerstädte unberührt vor sich hinträumen, und der endlosen Wälder, in denen sich die Füchse gute Nacht sagen. Eine gewisse nützliche, aber mäßig interessante Landschaft. Was hört man denn schon Großes aus Pommern? Und wann hätte je in der deutschen Geschichte Pommern politisch, wirtschaftlich, kulturell oder sonst wie irgend eine entscheidende Rolle gespielt?

Es ist richtig: Pommern stand niemals unmittelbar im Brennpunkt des deutschen Geschehens. Seine Geschichte ist längst nicht so farbig und weit weniger heroisch als die seiner Nachbarländer, der Mark und des Ordenslandes, in denen europäische Geschichte gestaltet wurde. Die Lage abseits der großen historischen Entwicklungsrichtungen, fern der Welthandelsstraßen, die schwerblütige Mischung aus deutschem und wendischem Volksgut und vor allem der Mangel an politisch denkenden und staatsmännisch handelnden Führerpersönlichkeiten bestimmte den Ablauf seiner Geschichte.

In endloser, eintöniger Reihe ziehen im Mittelalter die pommerschen Herzöge aus dem Greifengeschlecht vorüber, die zahllosen Bogislav, Barnim, Wartislav, die selbst der Fachhistoriker nur mühsam auseinander halten kann, brave, urwüchsige Gestalten, die immer nur mit großer Mühe das nötige Geld zu bürgerlich bescheidener Hofhaltung auftreiben können und sich lieber in den Wäldern und Heiden auf der Jagd als im Herrschersaal bewegen, meist gutmütige, aber schwache Landesväter, nicht immer rückständig, oft nicht ohne Kunstverständnis. Nur einmal, in Bogislav X. (1474-1523), dem Großen der pommerschen Geschichte, gipfelt dieser in uralter slavischer Vorzeit wurzelnde, dann so ausgesprochen deutsche Fürstenstamm in einer ragenden Herrschergestalt; um sie spinnt des Volkes naive Liebe und träumende Sehnsucht die schönsten Heimatsagen. Der zehnte Bogislav faßt das in ein Dutzend Splitter verzettelte Erbe kraftvoll zusammen, er schafft die einheitliche Staatsgewalt, **eine** Landesverwaltung, **ein** Münz- und Gerichtswesen, er beugt die immer rebellierenden Stände dem herzoglichen Willen, läßt alle Künste der Diplomatie am kaiserlichen Hofe spielen, er bereist mit fürstlichem Gefolge die Zentren der damals bekannten Welt, greift selbst - ein Vorbild ritterlicher Tugenden - zum Schwert gegen die Korsaren des Mittelmeeres, er bringt für kurze Zeit aus der Isolierung des Kolonialgebiets sein pommersches Herzogtum als politischen Machtfaktor zur Geltung. Alles mit dem einen klar erkannten Ziel: die Souveränität Pommerns zu sichern gegenüber dem immer mächtiger zur Großmachtstellung drängenden märkischen Nachbarn, der niemals seine Lehns- und Erbansprüche aufgegeben hatte. Am Abend seines Lebens sieht er dennoch sein Werk gescheitert: Pommern muß das

brandenburgische Anfallrecht anerkennen, die kaiserliche Belehnung seiner Herzöge erfolgt in Gegenwart des Märkers.

Auf Bogislav folgt ein Jahrhundert neuer Zersplitterung, politischer und wirtschaftlicher Kämpfe auf allen Fronten, Konfessionswirren und Handelskriege, bis das deutsche Geschehen in jenen gewaltigen dreißigjährigen Weltkrieg ausmündet, der bald auch Pommern in den Strudel zieht - 1628 Wallenstein vor Stralsund - und mit dem Untergang seiner Eigenstaatlichkeit endet. Alle Zweige des blühenden Greifenstammes welken plötzlich dahin, sterben schnell hintereinander ab - war es fluchwürdiges Verbrechen der Märker, war es Hexerei? Sidonie von Borcke mußte jedenfalls dafür den Hexentod sterben. Das Schicksal gibt dem Letzten seines Stammes, Bogislav XIV., noch einmal die Gesamtherrschaft über die pommerschen Lande in die Hand und zugleich damit die vielleicht einzige große politische Chance der pommerschen Geschichte. Der große Krieg wälzt sich, alles vernichtend, aus Böhmen und der Rheinpfalz nach Norden. Die bedrängten evangelischen Fürsten und die Städte des niedersächsischen Kreises unter dem Dänenkönig Christian IV. erwarten Wallensteins Angriff auf ihre Küstenbasis an der Ostsee. Beide Parteien drängen Pommern zu Gefolgschaft und Waffenhilfe, für beide ist Pommerns Anschluß entscheidend wertvoll. Bogislav zaudert, palavert mit seinen wie immer starrköpfigen Landständen, zerbricht fast an diesem brutalen Entweder-oder, denkt immer nur daran, sein Land vor den drohenden Kriegsgreueln zu bewahren, und findet schließlich zu den beiden möglichen Wegen den unmöglichen dritten: er erklärt sich und sein Herzogtum neutral. Damit ist Pommern für beide Teile Feindesland. Brennend und mordend ergießen sich von beiden Seiten die Horden über das unglückliche Land; nur Stralsund leistet heldenmütig Gegenwehr. 1630 landet Gustav Adolf, der nordische Eroberer, Bogislavs kraftlosen Verwahrungen zum Trotz, an der Peenemündung; bald ist der ersehnte Retter ein gefürchteter Zwingherr. Als man zwei Jahre darauf den silbernen Sarg in Wolgast einschifft, hausen die verwilderten, keiner Macht gehorchenden Schweden ärger noch als einst die Wallensteiner in der ausgebrannten Wüste, die ehedem das blühende Pommerland war. Der letzte Herzog steht diesen Ereignissen, von Freund und Feind verhöhnt und verachtet, teilnahmslos gegenüber; völlig mittellos, körperlich und geistig gebrochen siecht er auf seinem Schloß Stettin dahin. In uneigennütziger Gutmütigkeit hatte er seinen letzten wertvollen Besitz, das Kloster Eldena mit allen Gütern, der Greifswalder Universität geschenkt, um diesen Sitz der Wissenschaften seinem Lande zu erhalten. Verlassen und unbeachtet stirbt er 1637; erst achtzehn Jahre später gewährt ihm der neue schwedische Landesherr ein feierliches Begräbnis; niemand hatte es bis dahin der Mühe und Kosten wert erachtet, den letzten Greifen würdig zur Ruhe zu geleiten.

Pommern aber war als selbständiger Staat ausgelöscht, in seiner Einheit zerrissen, unter Schweden und Brandenburg aufgeteilt, in seiner Wirtschaftskraft vernichtet, verödet, menschenleer - Pommerland war abgebrannt.

Dieses halbe Jahrtausend pommerscher Eigenstaatlichkeit ist nicht nur in seinem Ausgang vom Schein brennender Bauernhöfe blutrot umdüstert; es war stets ein unaufhörlicher Kleinkrieg gegen die stärkeren, aktiveren Nachbarn gewesen. Dänen, Polen, Brandenburger griffen immer irgendwo plündernd, brennend und mordend über die Grenze. Geschichte, Sage und Volksdichtung berichten von unzähligen Fehden und Kriegstaten, nennen getreulich alle Schlachtfelder vom Kremmer Damm bis zur Langener Heide, feiern alle ritterlichen und hansebürgerlichen Helden, sie schweigen aber zumeist von dem Stand, der in all diesen Wirren immer von neuem wahre Hekatomben an Blut- und Besitzopfern bringen mußte: vom pommerschen Bauern. Wie steht es denn eigentlich um den pommerschen, um den ostdeutschen Bauern? Den des flachen Landes, wie den der Städte, denn die östlichen Städte waren fast ohne Ausnahme, sind heute noch zum großen Teil Ackerbürgerstädte, geschlossene Bauernsiedlungen.

Um 1200 waren in das slavische "Land am Meer" - *po morje* - freie deutsche Siedler "bei hellen

Haufen" eingewandert, gerufen von den Landesherren, besonders Barnim I., geführt und geschützt von deutschen Rittern und wehrhaften Mönchen. Sie bauten auf den gleichen Fluren, an denselben Flußläufen ihre Höfe und Kleinstädte auf, an denen einst ihre germanischen Vorväter als Herren des Landes gesessen hatten, ehe nach der Völkerwanderung die slawische Überfremdung einsetzte. In harten Kämpfen, mit wechselndem Erfolg wird ein Teil der wendischen Bewohner nach Osten abgedrängt; ein anderer - vielleicht der größere - Teil geht nach anfänglichem Widerstreben allmählich in der Welle der niedersächsischen, mitteldeutschen, niederrheinischen Einwanderer auf, verliert - bis auf die Reste der Lebakaschuben - slawische Sprache und eigenes Volkstum, wirkt dafür aber seinen Blutanteil bei der Prägung des neuen Menschentypus aus, an dem dann Landschaft, Klima und die uns unbekannten Kräfte durch sieben Jahrhundert weiterformen.

Schon um 1300 ist der Sieg des Deutschtums entschieden.

Pommern war ein Bauernland geworden. In zahlreichen Dörfern, neu geschaffenen langgestreckten Hagendörfern oder übernommenen und ausgebauten wendischen Rundlingen, in siebzig teils offenen, teils ummauerten Ackerbürgerstädten lebt deutsche Kultur auf. Die Feldklöster Stolpe, Grobe, Belbuck, Kolbatz, Eldena sind nicht nur die kirchlichen Mittelpunkte, sondern zugleich die Ackerbauschulen des Landes. Noch sind längst nicht alle damals anbaufähigen Böden in Kultur genommen, noch Jahrhunderte dauert das Urwaldroden; aber im Vorpommern und im fruchtbaren Küstenstrich zwischen Oder und Leba sitzt vielfach schon Bauer neben Bauer; auch der wendische und zugewanderte deutsche Adel wirtschaftet zunächst in vorwiegend bäuerlichen Betriebsformen.

Pommern ist nicht Bauernland geblieben. Der Bauer braucht mehr als jeder andere Stand Freiheit, Ruhe, Sicherheit und Schutz für seine schwere Arbeit. Das alles konnte ihm Pommerns Entwicklung nur schlecht gewähren. In all den kriegerischen Wirren wachsen kirchliche, feudale, dynastische Gewalten bald über ihn hinweg. Geduldig, fügsam nimmt dieser Packesel der deutschen, besonders der ostdeutschen Geschichte die stetige Einschränkung seiner Freiheit, seiner Produktionskraft wie ein Fatum hin; protestieren war zwecklos - wer hätte wohl auf das Schreien der Bauern gehört? -; rebellieren wie seine süddeutschen Leidensgefährten war ihm schon rein blutmäßig versagt. Nirgends fand der pommersche Bauer eine Stütze in seiner Not, am wenigsten bei seinen an sich gutmütigen Landesherren; im Gegenteil, die braven Greifenherzöge, meist in peinlichsten Geldverlegenheiten, waren, wenn die übermächtigen Stände, Adel und Städte nicht mehr Geld herausrückten - und das war die Regel - geradezu darauf angewiesen, rücksichtslos das Letzte aus dem Bauern herauszupressen. Bogislavs X. sonst so modern anmutende Staatsreform schuf dann mit der Domanialgewalt der Gutsherrschaften die völlige Abhängigkeit der Bauern. Besonders verhängnisvoll aber gestaltete sich die Lage, als 1572 das Stettiner Bankhaus der Loitze plötzlich die Zahlungen einstellte, ein Unternehmen von, man kann fast sagen, europäischem Ruf, das gewaltige Auslandsanleihen finanzierte. Sein Zusammenbruch traf vernichtend vor allem den hinterpommerschen Adel, der sich nunmehr durch verstärktes Bauernlegen zu sanieren suchte. Die freien Kolonisten des Mittelalters wurden Leibeigene; die Freizügigkeit, das erbliche unantastbare Nutzungsrecht an den Höfen, das ihnen in der ersten großen Siedlungsperiode für ewige Zeiten verbürgt war, ging verloren.

So trat das pommersche Bauerntum in seiner Lebenskraft bereits gebrochen in den großen Krieg von 1618 und seine Schrecken ein; bei seinem Ausgang ist in vielen Landesteilen von einem eigentlichen Bauerntum kaum noch zu sprechen.

Es bleibt das unbestreitbare Verdienst der beiden großen preußischen Könige, daß sie in den neu erworbenen pommerschen Landen dem Bauernlegen nach Kräften Einhalt geboten und darüber hinaus die kolonisatorischen Gedanken des 13. Jahrhunderts in neuen Formen wieder aufnahmen. "Der König hat" - so heißt es in einer Verordnung Friedrich Wilhelms I. für Hinterpommern und

Kammin vom März 1719 - "in Erwägung gezogen, was es denn für eine edle Sache sei, wenn die Untertanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen, das Ihrige desto besser genießen, ihr Gewerbe und ihr Wesen mit um so mehr Begierde und Fleiß als ihr Eigenes betreiben und ihres Hauses und Herdes, ihres Ackers und Eigentums sowohl für sich als für die Ihrigen, für Gegenwart und Zukunft desto mehr gesichert seien." Das waren in Pommern allerdings neue und unerhörte Gedanken. 1739 erfolgt ein generelles Verbot des Bauernlegens mit schweren Strafandrohungen, dem man aber so viel Widerstand entgegensetzte, daß es längst nicht überall wirksam wurde. Zugleich begannen noch unter Friedrich Wilhelm I. umfangreiche Öd- und Moorlandkulturen im Randowtal und in der Ückermünder Heide; die königlichen Domänen und Ämter wurden zu Mustergütern ausgestaltet; für Ackerbau, Viehzucht, Aufforstung, für die besonders vernachlässigte Obstzucht und Gartenpflege ergingen besondere Bestimmungen, deren Durchführung der König selbst überwachte.

Von weit nachhaltigerer Bedeutung wurde indessen das Siedlungswerk Friedrichs des Großen, das totz der gerade für Pommern furchtbaren Heimsuchungen des Siebenjährigen Krieges zu zahlenmäßig selbst für heutige Verhältnisse recht stattlichen Ergebnissen führte: mehrere 100 000 Morgen wertvollen Ackerlandes neu gewonnen, 159 neue Dörfer gegründet, meist nach verdienstvollen Staatsmännern und Generalen benannt: Podewilshausen, Coccejendorf, Winterfelde, Forcadenberg, Spaldingsfelde, Raumersaue, Finkenwalde und viele andere, fast 30 000 neue Ansiedler wandern in Pommern ein, die Viehbestände wachsen z. T. zu bis heute nicht wieder erreichter Höhe; der Entwurzelung der Bauern durch Einziehen ihrer Stellen wird mit allen Mitteln entgegengearbeitet.

Leider steht diesen bedeutsamen Fortschritten im preußischen Teil Pommerns eine mehr als unglückliche Entwicklung in Schwedisch-Vorpommern gegenüber; sie wirkt sich bis zum heutigen Tage in der Wirtschaftsstruktur der Provinz äußerst nachteilig aus. Unter der milden, auf allen Gebieten duldsamen schwedischen Herrschaft - um die Erhaltung mittelalterlicher Bauwerke und kultureller Schätze hat sie zweifellos größere Verdienste als das brandenburgisch-preußische Regime im übrigen Pommern - führte das durch staatliche Maßnahmen nicht gehemmte Bauernlegen zur fast restlosen Vernichtung des freien Bauernstandes. Besonders spekulativ veranlagte Gutsherren machten - wie es neuerdings Graf Günther von der Goltz schildert - ein förmliches Gewerbe daraus, ganze Bauerndörfer zusammenzukaufen und die neu entstandenen Ackerwerke mit großem persönlichen Gewinn weiter zu verkaufen. In einer Erklärung der vorpommerschen Stände vom Jahre 1796 wird als allgemeiner Brauch erwähnt, daß man die gelegten Bauern zu "Einliegern", also Gutstagelöhnern, machte und die Bauernhäuser als Landarbeiterwohnungen in den Besitz der Gutsherrschaft übernahm.

Es mag hier nur kurz gestreift werden, daß das in seiner Konzeption so gewaltige Bauernbefreiungswerk des Freiherrn vom Stein durch seine Nachfolger Altenstein und Hardenberg unter dem Druck der Landstädte nicht nur wirkungslos gemacht, sondern in entscheidenden Teilen geradezu ins Gegenteil, nämlich zur Preisgabe des alten preußischen Bauernschutzes, umgewandelt wurde. Was der geniale Schöpfer Stein beabsichtigt, was der mutige Vorkämpfer Ernst Moritz Arndt, selbst aus leibeigenem rügenschen Stamm geboren, gerade für Pommern gehofft und gefordert hatte, was der große Oberpräsident Johann August Sack sich als Lebensaufgabe gestellt hatte, "ein zweites und drittes Pommern in Kultur und Bevölkerung" zu schaffen, das alles blieb bis zu diesem Tage unerfüllt. Wohl hat sich allen Widerständen und Verfolgungen zum Trotz ein bodenständiges pommersches Bauerntum erhalten; im Pyritzer Weizacker, im Rügenwalder Amt, in der fruchtbaren Strandzone zwischen Kammin und Köslin sitzen überall wurzelechte, wirtschaftlich erfahrene, politisch rege Bauern auf ihren schönen Höfen.

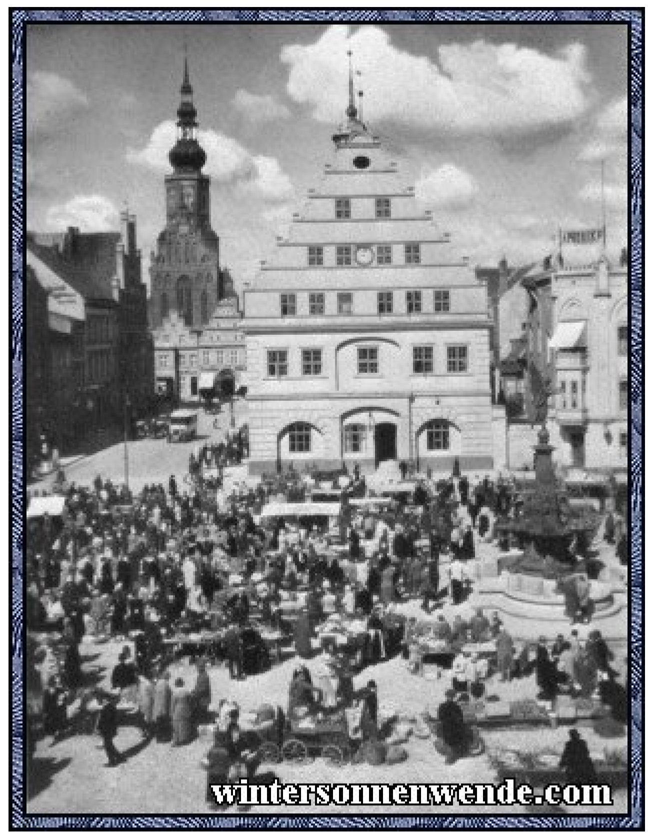
Aber Pommern wird in Zukunft wieder weit stärker Bauernland werden müssen, wenn es seine nationalpolitische und wirtschaftliche Aufgabe als Grenzmark gegen Polen erfüllen soll. So

entscheidend heute die Bedeutung des gesamten Großgrundbesitzes für das Wirtschaftsleben der Provinz und für die Volksernährung, so unentbehrlich der einzelne gut bewirtschaftete Großbetrieb als Muster und Lehrmeister für bäuerliche Ackerkultur und Viehzucht ist, - es läßt sich heute in Pommern ohne Schwierigkeiten hinreichend Land bereit stellen, um neben dem lebensfähigen Großbesitz ein neues blühendes Bauerntum zu schaffen, das den bereits im Veröden begriffenen und menschenleer werdenden Osten mit neuem deutschen Leben erfüllt. Die Ansätze für diese dritte Siedlungswelle sind schon erkennbar. Es war nicht nur ein Pommer, sondern auch ein bekannter pommerscher Großgrundbesitzer, Schlange-Schöningen, der 1931 als Reichspostminister bewußt von Steins Reformwerk ausgehend durch den Sicherungsschutz und den Entwurf eines modernen Ostsiedlungsgesetzes schöpferisch die Grundlagen für eine neue bäuerliche Ostraumwirtschaft legte, deren Aufbau in der nächsten Zukunft über Pommerns Schicksal entscheiden wird.

Indessen Pommern besteht nicht nur aus Großgrundbesitz und Bauern. Mag auch die Landwirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart das Gesicht des Landes maßgeblich bestimmt haben, so sind doch die Städte, zumal die größeren, an schiffbaren Gewässern gelegenen, aus der historischen Entwicklung, aus Handel und Wandel und auch aus dem pommerschen Landschaftsbild nicht weg zu denken. Sie waren die ganze pommersche Geschichte hindurch die wirtschaftlichen, sie wurden nach der Reformation ausschließlich die geistigen Mittelpunkte des Landes. Gewiß, die vielen kleinen Landstädte, nicht viel mehr als große Bauernsiedlungen, oft in Tributpflicht, fast Privatbesitz des umwohnenden Adels, haben niemals entscheidenden Einfluß ausgeübt; - von ihnen gilt insgesamt, was der alte urpommersche Reimspruch von ihrer einen behauptet:

> Massow, dat was so,
> dat is so un bliwt so;

die See- und Hansestädte indessen, Stralsund, Greifswald, Wolgast, Stettin, selbst Rügenwalde pflegten zeitweise über das Ostseegebiet hinaus bedeutsame Handelsbeziehungen und brachten den pommerschen Namen manchmal recht nachdrücklich zur Geltung. Sagte doch z. B. gerade das kleine Rügenwalde im 14. Jahrhundert einmal dem mächtigen Amsterdam Fehde an und nahm unbekümmert dessen Schiffe, wo es sie nur finden konnte. Unter den pommerschen Städten herrscht wirtschaftlich im Mittelalter Stralsund, in der Neuzeit Stettin; auf geistigem und wissenschaftlichem Gebiet hat Greifswald mit der 1456 gegründeten Universität stets auf das gesamte Ostseegebiet ausgestrahlt.



Markttag in Greifswald

Das Gesicht der Städte formte vor allem die Hansa; ihre vollberechtigten Mitglieder Stralsund, Greifswald, Stettin, das allerdings in der Belagerung von 1677 stark zusammengeschossen wurde, Anklam, Wolgast, Kolberg, Stargard, Stolp und Rügenwalde sind daher baulich Pommerns schönste Städte; in ihren gewaltige gotischen Backsteinbauten, Kirchen, Stadttoren und Giebelhäusern lebt noch heute etwas von der geistigen Tatkraft patrizischer Kaufleute, vom Lebensrhythmus des freien, bewußten Bürgertums, das 1370 unter Führung des großen Stralsunders Bertram Wulflam sich Königs- und Fürstenmacht dienstbar machte.



Stargard, Portal der Marienkirche,
ein Schmuckstück norddeutsch-gotischer Baukunst.

Sie liegen in weiten grünen Wiesenflächen, ihre kupfergedeckten Kirchtürme ragen ernst und ruhig in den nordisch klaren Himmel; an ihren Wassertoren ankerten einst die massigen Hansekoggen, bis die Entdeckung neuer Welten den Handel aus der Ostsee in das Weltmeer vertrieb; und dreihundert Jahre später zu Joachim Nettelbecks und Kasper Ohms Zeiten sind ihre Häfen noch einmal von hochgetakelten Briggs und Galeassen belebt, die Vaterstädte ganzer Geschlechterfolgen großer

Segelschiffskapitäne in den männlichen Zeiten, da die Seefahrt nach der Goldküste und nach Surinam noch eine Kunst war. Pommerns größter Maler Caspar David Friedrich hat sie romantisch verklärt, zart und schwermütig in seinen Bildern festgehalten.

Auch die mittelbaren Bundesmitglieder Demmin, Wollin, die alte Bischofsstadt Kammin, Gollnow, Treptow a. R., Greifenberg und die der Hanse nur pflichtigen und befreundeten Landstädte Köslin, Belgard, Greifenhagen, Gartz und Damm, sie alle fanden Schutz, Absatz ihrer Erzeugnisse, Eintausch unentbehrlich werdender fremder Waren, auf sie alle strahlt verdünnt, verästelt und dennoch hier in einem Stadttor, dort in einem verlorenen Giebelhaus erkennbar etwas aus von jener hanseatischen Unternehmungslust, von jenem freien Bürgerstolz, der dann im Untertanengeist der späteren Entwicklung so gründlich begraben wurde.

Die meisten pommerschen Städte haben eine Vergangenheit, wenige eine Gegenwart, nicht viele eine Zukunft.

Aber die Gegenwart hat immer recht. Das unromantische Stettin, schon zu des Wendenapostels Otto von Bamberg Zeiten "ein Haupt aller pommrischen Städte", regiert diese pommersche Gegenwart und sicherlich auch die Zukunft: der größte deutsche Ostseehafen, ein Industrie- und Handelsplatz von internationaler Bedeutung, ein Zentrum des Schiffs-, Eisenbahn- und Luftverkehrs, die Stadt mit den schönen Parkflächen und dem ganz unpommerschen Tempo und Getriebe, der Stolz jedes guten Pommern. Der Große Kurfürst, 1677 nach der furchtbaren Belagerung, die Stettins hanseatische Kunstbauten in Asche legten, im Besitz der Stadt, trug sich mit der Absicht, seine Residenz in Berlin aufzugeben und Stettin zur Hauptstadt Brandenburgs zu erheben. Der Friede von St. Germain zerschlug den Plan, Stettin blieb schwedisch. Es ist müßig und reizt doch immer wieder die Phantasie: wie hätte sich wohl das Schicksal Pommerns und Preußens gestaltet, hätte damals schon Brandenburg den Zugang zur See erhalten, um "am Commercium der Welt teilzunehmen", wäre Friedrich der Große in Stettin mit dem Blick auf die Ostsee und ihre Küstenländer herangewachsen...

Dem Pommern ist ein erstaunliches Maß nüchterner, leicht ironisch gefärbter Selbstkritik gegeben. Immer war sein eigenes Urteil über sich, über sein Land, über sein Tun härter und skeptischer als das fremder Beobachter.

"Unser Volk hat von den Wenden und dem strengen Himmel, unter dem es wohnt, noch viel Grobheit an sich; darum hält es wenig oder nichts von den *studiis* und freien Künsten. Darum hat es nicht viel gelehrte Leute, wie wohl es sehr feine *ingenia* hat, wenn sie nur dazu angehalten würden"... so urteilt der ehrliche pommersche Chronist Thomas Kantzow um 1540. Und einer der großen neueren Heimatdichter, Hans Hoffmann, der aus der Sonne Griechenlands immer wieder den Weg zu dem strengen Himmel seines Ostseelandes fand, singt scherzend:

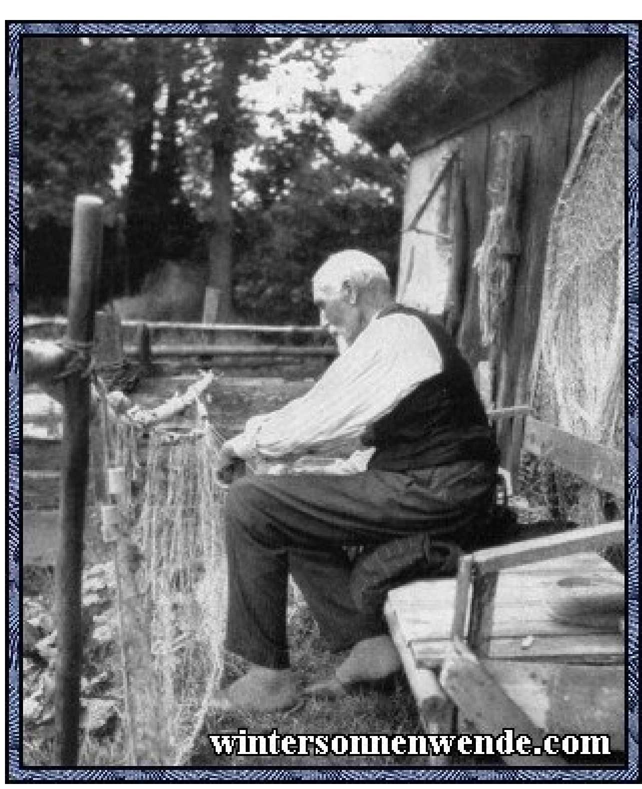
> "S'ist wahr, wir hinken noch ein wenig sehr
> In manchem nach, was man Kultur so heißt;
> Gediegne Nährkraft gilt uns meistens mehr
> Als lustge Schönheit, Anmut, Witz und Geist."

Aber schon zu Kantzows Zeiten hören wir bemerkenswerte freundlichere Stimmen. So schreibt Melanchthon, der viele Pommern zu seinen Schülern und Freunden zählte: *"...non facile alibi posse reperiri tot homines multa et eleganti eruditione expolitos ut in Pomerania."* Und ein Gang durch Stralsunds wunderbare Gotik, ein Blick in die pommerschen Museen und großen Bibliotheken zeigt, daß Pommern den Vergleich mit andern Landschaften wohl aushalten würde.



Stralsund mit Marienkirche.

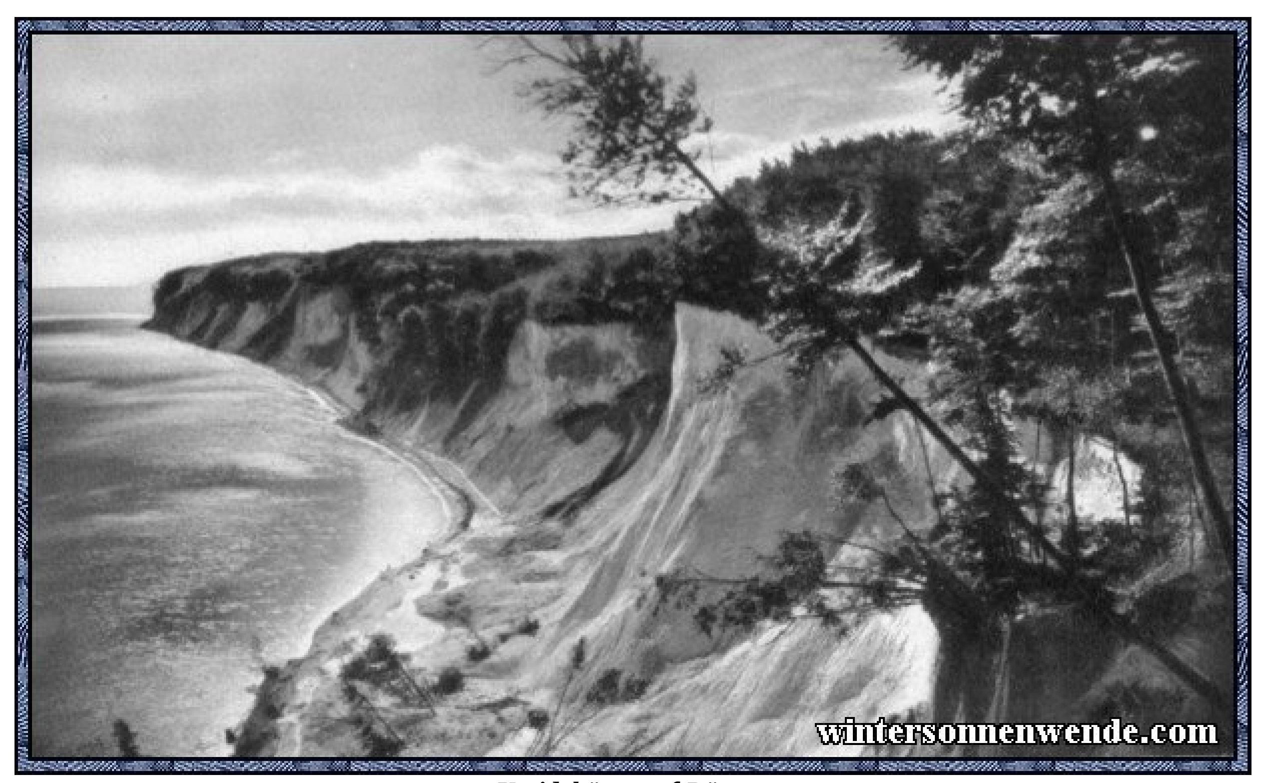
Ohne große Mühe ließe sich auch eine recht lange Reihe feiner, zutiefst in der pommerschen Landschaft verwurzelter Ingenia aufzeigen, von Witzlav, dem Minnesänger, über den Reformator Bugenhagen, die Dichter Ramler, Ewald von Kleist, Ernst Moritz Arndt, die beiden Maler Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich, die Politiker und Wissenschaftler Virchow, Stephan, Kleist-Retzow, Lothar Bucher, Schwerin-Löwitz, die Soldaten Wrangel, Roon, Lettow-Vorbeck, die Geschichtsschreiber Droysen und Delbrück... Doch solcher Verteidigung bedarf es ja nicht; einzelne hervorragende Ingenia beweisen nichts für die geistige und seelische Struktur von Land und Leuten. Aber wer das Volk in seiner Umwelt und bei seiner Arbeit sucht und findet, den Kossäten am Pfluge, den Fischer im weltverlorenen Strandnest, den Mann am Bollwerk, den kleinstädtischen Handwerksmann in seiner Werkstatt, der wird diesen ein wenig verschlossenen Menschenschlag werten und lieben lernen; und wer nach langen Jahren in die Heimat zurückgekehrt und sich pommersche Augen erhalten hat, unsere alte Eigenart zu erkennen, und plattdeutsche Ohren, unsere Sprache zu verstehen, der erlebt dann wohl - wie Nettelbeck in Lissabon - die eine Stunde im Leben, wo auch ein Pommer einmal überschwenglich wird, und singt mit dem Schlußvers des Heimatliedes:



Der 85jährige Fischer Bradhering
in Arenshoop (Ostsee).

Bist ja doch das eine
In der ganzen Welt,
Bist ja mein, ich deine,
Treu dir zugesellt,
Kannst ja doch von allen,
Die ich je gesehn,
Mir allein gefallen,
Pommerland, so schön."

Pommern ist weder geographisch, noch historisch eine geschlossene Einheit; das sieht jeder, der diese vielgestaltige Landschaft einmal durchfahren hat von Rügens buchengekrönten Kreidefelsen über die wiesengrüne Oderniederung zum steinigen Landrücken, der Stralsund, Greifswald, und etwa Stolp und Lauenburg besucht hat.



Kreideküste auf Rügen.

Auch die "pommersche Nation", von der Friedrich der Große spricht - sie bestehe aus vortrefflichen Soldaten, aber schlechten Diplomaten -, ist volkstümlich keine wirkliche Einheit; überall tritt heute noch die grundverschiedene Blutmischung klar hervor. In Hinterpommern jener schwere, die freie Lebens- und Willensentfaltung hemmende, wendische Einschlag; in Vorpommern - besonders in dem Teil nördlich der Peene, der im Volksmund heute noch Schwedisch-Vorpommern heißt - das lebendigere, leichtere Erbteil aus dänischen und schwedischen Zeiten, die nahe Stammverwandtschaft mit den benachbarten Mecklenburgern. Reuter, der sich übrigens wie Bismarck gern als halben Pommern bezeichnete, hat diesem lebensfrohen Menschenschlag in vielen seiner Läuschen und vor allem in seinen beiden schönsten Gestalten Karl Habermann und Onkel Bräsig das naturgetreue, heute noch gültige Denkmal gesetzt.

Der Hinterpommer - der amtlich leider neuerdings Ostpommer heißt - wird von dem braven Thomas Kantzow (sagen wir: für jene Zeit wenigstens sicherlich) richtig geschildert: "Es ist das Volk mehr gutherzig, denn freundlich, nicht sonders wacker oder fröhlich, sondern etwas ernst und schwermütig; sonst aber ists ein aufgericht, treu und verschwiegen Volk, das die Lügen und

Schmeichelwort hasset." Diese Menschen sind fest und in innerer Harmonie mit ihrer kargen Heimat verwachsen, von der eine hinterpommersche Dichterin unserer Zeit, Katharina Zitelmann, meint: "Unsere Gegend ist von bescheidener Schönheit, sie geht nicht auf den Schein; sie begnügt sich mit Liebe, während andere Bewunderung heischen; sie wirkt auf innerliche Menschen, sie ist tief und ernst und spröde und gibt sich nicht jedem."

Auch in diesem Zusammenhang darf der pommersche Landmann ein Wort für sich beanspruchen, denn mehr als Dreiviertel der Bevölkerung lebt auf dem flachen Lande und in den Kleinstädten.

Fritz Reuter scherzt:

"De pommersch Bur, dei is to kenn',
Wenn hei t Gewehr fött bi dat En',
Wenn hei den Kolben fluschen lett
Un - wenn hei dicke Arwten frett..."

Der pommersche Bauer ist und war von je im guten Sinne konservativ. Abenteuererlust gehört nicht zu seinen vorwiegenden Charaktereigenschaften. Den Landknechtshaufen des dreißigjährigen Krieges schloß er sich erst an, wenn der eigene Hof für immer zerstört war und es geradewegs zum Verhungern ging. Auch in allen Händeln der herzoglichen Zeit zeigt er mehr derbe Rauflust in der Abwehr feindlicher Anstürme als im eigentlichen Sinne soldatischen Angriffsgeist. Trotzdem gelten mit Recht die Pommern als besonders gute Soldaten. Die unvergleichlichen Grenadiere von Leuthen waren pommersche Bauernsöhne, geführt von pommerschen adligen Offizieren; die pommerschen Truppenteile des Freiheitskrieges hat der Freiherr vom Stein "Teufelskerle, die wahren Schlachtenbahnbrecher" genannt; in den deutschen Eingungskriegen und im Weltkrieg haben sich an allen Fronten die pommerschen Regimenter mit beispielloser Tapferkeit und Hingabe geschlagen. Es ist allein das Werk der beiden großen Preußenkönige, aus den Grundeigenschaften des Pommern, Gefolgstreue und Gehorsam - der Pommer ist kein Räsoneur -, Traditionsbewußtsein, unbedingte Pflichttreue, zähes Festhalten auf dem Platz, an den ihn die Vorsehung stellte, den soldatischen Geist geradezu zum Typ herausentwickelt zu haben. Für den Pommern ist es eine Selbstverständlichkeit geworden, der vorbildliche Soldat zu sein, Gut und Blut herzugeben, wenn es um die Verteidigung des Reiches geht. Deshalb wird auch nirgends so wenig mit militärischen Heldentaten geprahlt wie unter pommerschen Bauern; denn unser Bauer ist an sich ein Mann des Friedens; in Pommern auf dem Lande kennt man weder Raufereien, noch Prozeßhanselei. "Die Pommern sind weder grausam, noch blutdürstig, und ihre Sitten meist sanft; man bedarf keiner Strenge, um sie zu regieren," sagt der große König.

Ein altes Sprichwort meint: die pommerschen Bauern sind wie ihre großen Kachelöfen; sie werden ganz langsam warm, dann aber hält es auch vor. Der Bauer ist sich dieser Eigenschaften durchaus bewußt; er weiß auch, daß sie ihn so oft in den Ruf kultureller und wirtschaftlicher Rückständigkeit gebracht haben. Das Wort vom "langsamen, groben Pommern" ist ja seit Kantzow immer lebendig geblieben. Der einst so berühmte Romanschreiber des 18. Jahrhunderts Johann Timotheus Hermes hat sich in seinem damals viel gelesenen Wälzer *Sophiens Reise von Memel nach Sachsen* damit sehr ernsthaft und empört auseinandergesetzt; der geistvoll-fröhliche Hans Hoffmann schöpfte daraus den Stoff für eine seiner reizendsten Novellen. Der Pommer war gegen solche Vorwürfe hellerer und flinkerer Nachbarn niemals sehr empfindlich; er quittiert ja selbst irgendeine heimatliche Riesendummheit stillvergnügt-spöttisch: "Na ja, so lang, als de Hinnerpommer lewt, starwt de Oß nicht ut..." Aber er ist auch nicht geneigt, sich um des günstigeren Urteils fremder Beobachter willen in seinem Grundwesen zu verändern, - selbst wenn er das könnte. Im Gegenteil: mehr als je hält er heute daran fest; immer wieder kann er z. B. in diesen schwersten Krisenjahren der östlichen Landwirtschaft beobachten, wie zugewanderte Neuerer mit Feuereifer und großem Redefluß sich neuen Anbaumethoden, neuen Werkzeugen, modernen Allheilmitteln verschreiben und dann nach kurzer Zeit ruiniert die eben erst erworbene Scholle wieder verlassen.

Gewiß, die Nivellierung unserer Zeit, die Mechanisierung seiner Berufsarbeit, die Einengung durch heutige Nachrichten- und Verkehrsmittel haben dem Bauern manches von seiner alten Eigenart genommen; aber er erkennt bereits die lauernden Gefahren und beginnt wieder, sich seiner Stellung innerhalb der Volksgemeinschaft und seines Wertes für die Erneuerung der Nation bewußt zu werden. Noch lebt in ihm das geistige und sittliche Erbe der Väter, der Stolz, das entschlossene Festhalten an der überkommenen Scholle - Pommern stellt selbst in wirtschaftlichen Notzeiten so gut wie keine Auswanderer -, das Mißtrauen gegen alle hohle Betriebsamkeit, die Abneigung gegen das laute Getöse und den Flitterglanz der großen Städte: "all sin Sorg un Mäuh un sin Wirken in de Gottesnatur makt ut den pommerschen Buren en Mann von ruhigen graden Sinn, die sülwst nich vel Redensorten makt un mißtrugsch gegen de Lüd is, dei den Mund vull nehmen, en Mann, den de Minschenverstand, so as Gott em gewen hett, nich verkrüppelt is mit angelihrten un anstudierten Putz, en Mann von einfultig, unverdorwen Sitten, vull Tru und Glowen an den ollen Herrgott, dei all Vadders un Großvadders Herrgott west is, un vull Vertrugen up den, den sinen Wirt hei erfohren hett, en Mann, de weit, dat hei de Fruchtboom is, von den sin Früchte de annern Stän'n miteten, dei sich besinnt, ob hei vör Lüd mit sine Stäwel den Haut afnehmen sall, dei di gastfrei upnimmt un di ehrlich helpt, wenn 't in sin Vermögen steiht" (Heinrich Bandlow).

Pommern ist durch die unselige Grenzziehung von Versailles wieder Grenzmark geworden. Wieder wie im ganzen Mittelalter ist seine Ostgrenze Kulturscheide und, da Polen seine Entdeutschungspolitik mit aller Härte fortsetzt, bald auch Sprachgrenze. Wieder steht Pommern im Kampf gegen den gefährlichsten und zielbewußtesten Feind seiner langen Geschichte, der stets seine angeblichen Anrechte auf alles Land östlich der Oder aufrecht erhielt. Der Pommer kennt polnische Kampfmethoden, schätzt mit seinem nüchternen Tatsachensinn die wirtschaftlichen und nationalpolitischen Energien seines Nachbarn keineswegs gering ein; er weiß, daß dieser siebenhundertjährige Kampf um den deutschen Ostraum auf die Dauer nur dann erfolgreich weitergeführt werden kann, wenn das ganze deutsche Volk die Sache des Ostens zur deutschen Sache schlechthin macht.

Pommern ist von außen bedroht, im Innern in Not.

Schwerste Wirtschaftskrise lastet in der Gegenwart und wohl für lange Jahre hinaus auf Stadt und Land. Das Fundament des einstigen Wohlstandes, die Landwirtschaft, ist in allen ihren Zweigen bis in die Grundfesten erschüttert; zahlreiche Großbetriebe, oft seit Jahrhunderten im Besitz derselben Familie, brechen rettungslos unter untilgbarer Schuldenlast zusammen, auch der bäuerliche Besitz ist bereits ernsthaft bedroht, und der Landarbeiter findet oft kein Hüsung mehr. Die Landstädte, in ihrem ohnehin bescheidenen Wirtschaftsleben auf Gedeih und Verderb mit der nächsten ländlichen Umgebung verbunden, welken dahin. Die heimische Industrie, in ihrem Binnenabsatz durch die Agrarkrise gelähmt, mit ihrer Ausfuhrerzeugung auf überfüllte Auslandsmärkte und starre Zollmauern stoßend, sieht sich vor fast unlösbare Aufgaben gestellt; ihre Arbeiterschaft füllt das Arbeitslosenheer, schrumpft ein, verschwindet oft ganz: denn Bauernnot ist Arbeitertod. Das wirtschaftliche Gesamtgefüge Pommerns wankt, neue wirtschaftliche und soziale Formen ringen um Gestaltung.

Wie so oft in seiner Geschichte ist das Leben des Pommern in solcher Zeit neuen Werdens bitterster Kampf um das bißchen Leben, harte Arbeit, Verzicht und Genügsamkeit. Nirgends aber herrscht Verzweiflung; denn wie stets in den Notzeiten seiner Geschichte wächst des Pommern zähe Lebenskraft, sein wortkarger Wille, die angestammte Scholle, die ererbte Werkstatt, den alten Arbeitsplatz wenn nicht für sich selbst, so doch für die kommende Generation hinüberzuretten zu dem Tage, da an dem strengen Himmel, unter dem wir wohnen, wieder eine hellere Sonne emporsteigt.

Westpreußen und die Grenzmark
Paul Fechter

Ein Novembertag an der Weichsel. Im abendlichen Licht versinkt drüben Marienwerder, dessen prachtvolle Burg- und Domanlage mit dem phantastischen Griff des Danskers von der Höhe in die Niederung herab fast noch deutlicher als die Marienburg über der Nogat erkennen läßt, wie die große Zeit der späten Gotik sich im Osten, nicht mehr im Westen abgespielt hat; fern unter der Sonne dämmern im Dunst die Höhen jenseits des Stromes herauf, der breit, majestätisch, ruhig und leer seine Bahn zieht.

Wir stehen auf dem Deich an dem berühmten deutschen "Zugang zur Weichsel" bei Kurzebrack. Unten im neuen Hafen, der den Polen gehört, obwohl er auf der deutschen Seite liegt, hat gerade der kleine Dampfer angelegt, der ein- oder zweimal wöchentlich von Marienburg her die Fahrt stromaufwärts macht. Pustend kommt die Kleinbahnlokomotive von Marienwerder herangewackelt; sie darf jetzt über den Vier-Meter-Streifen bis ans Wasser fahren, um dort die Güter, die das Schiff gebracht hat, in Empfang zu nehmen und heraufzuschleppen. Wir dürfen nicht auf den deutschen Zugang zur Weichsel; man darf ihn nur mit einem Ausweis der Polen betreten. Der Pole, der auf der deutschen Seite am Hafen rechts neben dem Wegeinschnitt haust, ist zwar gerade nicht da, ist unten an der Landungsstelle, aber die Sache ist riskant, wenn man nicht viel Zeit zur Verfügung hat. Man geht lieber ein Stück stromaufwärts den Damm entlang, der hier für eine kurze Strecke unter deutscher Verwaltung steht; dann kommt ein polnisches Stück, dann wieder ein deutsches, wieder ein polnisches, zuletzt noch ein deutsches. Alles auf Grund von Versailler Weisheit, die hier selbst den Polen schließlich zu dumm geworden ist.

Wir stehen auf dem Damm bei den herrlichen alten Bäumen über der alten versumpften Hafenanlage aus der Friderizianischen Zeit. Der mächtige Strom leuchtet im abendlichen Licht; nur ein dunklerer Schatten liegt drüben spitz stromaufwärts über seiner Mitte. Man versucht zu erkennen, was diesen Schatten bedingt. Der Begleiter lacht: "Eine Sandbank. Der ganze Strom ist voll."

Er wendet den Kopf nach der anderen Seite, nach Norden zu, wo man fern im grauen Nebeldunst die Türme von Mewe ahnt: "Passen Sie einmal auf."

Ein Schiff kommt schattenhaft aus dem schon abendlich sinkenden Grau von Norden her, ein polnischer Dampfer. Er fährt ungefähr in der Mitte der Weichsel stromaufwärts. "Geben Sie acht - jetzt wird er gleich nach der polnische Seite hinüber abbiegen."

Ein paar Augenblicke später schlägt das Fahrzeug wirklich einen Haken nach rechts bis fast ans Ufer heran.

"So - jetzt wird er eine Weile drüben entlangfahren."

Der Dampfer tuts.

"Und nun kommt er auf unsere Seite herüber - über die Stommitte hinweg - sehen Sie?"

Der Dampfer gehorcht, nähert sich, als ob er aufkreuzt, schräg aufwärts steuernd dem deutschen Ufer. "Und jetzt wird er wieder nach der Fahrrinne in der Mitte zurückkehren."

Auch das trifft ein. Auf einen fragenden Blick zuckt der Mann die Achseln. "Alles Sandbänke, Herr. Man muß heute sehr genau Bescheid wissen, wenn man nicht alle Augenblicke festsitzen will. Der ganze Strom versandet, weil die Polen nicht baggern."

Das ist Westpreußen - an seinem Strom, an seiner Weichsel.

Eine Stunde später kommen wir die Straße entlang, die von Marienwerder südwestwärts zu der Stelle führt, **an der einst die mächtige Eisenbahnbrücke nach Münsterwalde hinüberging. Von der Brücke ist nichts mehr zu sehen: die Polen haben sie abgerissen, weil sie möglichst wenig Verbindungen über den Strom hinüber und herüber bestehen lassen wollten.**

Da der innere Damm und das Land zwischen dem äußeren und dem inneren Damm hin wieder polnisch ist, besteht ohne Visum keine Möglichkeit, bis an die Weichsel heranzukommen. An der Grenzlinie hört die Straße auf; sie verliert ihren Sinn; einen Kilometer weiter hört sie überhaupt auf, endet am Ufer in der leeren Luft. Neben ihr liegen auf dem hohen Bahndamm die verrosteten Eisenbahnschienen der Bahnstrecke, die einst über die Münsterwalder Brücke hinüber nach Westen führte, und den Mittelgegenden des deutschen Ostens, insonderheit der Stadt Marienwerder und ihrem Hinterland eine zwei Stunden schnellere Verbindung mit Berlin gewährte. Da wo sich heute die Grenze hinzieht, geht über die Eisenbahnschienen ein Querdamm, ein Balken, in halber Mannshöhe; hier ist die Welt zu Ende, und nicht weit dahinter sind es die Schienen auch: sie sind aufgerissen, der leere Bahndamm zieht sich sinnlos noch bis zu der leeren Weichsel hin.

Auf der andern Seite der Straße liegen verlassen zwei Grenzbuden, die deutsche und die polnische. Sie sind unbewohnt, die Fenster vernagelt; in dem Kalkbewurf sieht man noch die Kugelspuren von der letzten freundnachbarlichen Begegnung zwischen Polen und Deutschen.

Das ist Westpreußen - zwei Beispiele für unzählige. So wie hier am Strom in Jahrhunderten gewordene natürliche Verbindungen abgehackt, unterbrochen, unterbunden und zerstört wurden, so sind längs der Grenzen auf beiden Seiten des **Korridors** unzählige **Bahnen, Straßen, Chausseen, Landwege ihres Sinns beraubt;** die natürliche Bewegung des Lebens im Raum wurde abgerissen, dem westöstlichen Strom der Volksbewegung, die hier die natürlich ist, hart und feindselig vernichtend und künstlich die südnördliche entgegengestellt, ohne daß das natürliche Rückgrat einer solchen Bewegung, der Strom, die Weichsel in diese politische Richtung hineinbezogen, als natürlicher Orientierungsfaktor benutzt wurde. Man hat aus Westpreußen mit dem Korridor das Herzstück herausgeschnitten und hat zugleich doch das organische Rückgrat des Gebiets, das man uns nahm, den Strom im Weichselland, fast möchte man sagen eingehen lassen. Die Weichsel, zu deutschen Zeiten der natürliche, sinnvolle Verbindungsweg aus dem damals russischen Polen durch das deutsche Gebiet zur Ostsee, das natürliche Transportmittel für Holz und alle möglichen Waren, ist heute nicht nur tot in bezug auf den Verkehr; sie stirbt auch, weil nichts für sie getan wird, als Strom. **Sie versandet, weil keine Fahrrinne wie zu deutscher Zeit durch Baggern frei erhalten wird.** Sie kehrt, weil Polen an dem Strom, der bei Danzig mündet, gar kein Interesse hat, sondern seinen staatlichen Wirtschaftswillen auf die südnördliche Bahnlinie nach Gdingen konzentriert, in den Urzustand zurück. In den Deichverhältnissen des Grenzgebiets hat die harte Lebensnotwendigkeit über den politischen Irrsinn gesiegt: da hat sich, um eine einheitliche Erhaltung der für beide Völker lebensnotwendigen Dämme zu sichern, ein deutsch-polnischer Deichverband gebildet, der versucht, eine vernünftige Pflege der Deiche durchzuführen. Der Strom selber, an dem die Deutschen keinen Anteil haben, verkommt.

Das Schicksal Westpreußens ist im Grunde viel härter gewesen als das Ostpreußens. Das Diktat von Versailles riß sein Kernstück, das Weichselland, heraus und gab es an Polen, trennte Danzig und das Werder ab und ließ nur kümmerliche Reste der Provinz übrig. Das Reich hat die beiden Reststreifen

Westpreußens in entgegengesetzte Richtungen orientiert, hat den Strich östlich der Weichsel zu Ostpreußen geschlagen, also daß seine Bewohner mehr oder weniger gezwungen sind, nach Königsberg als dem neuen Zentralpunkt des Landes zu blicken, und hat den westlichen Rest, die Grenzmark, nach dem Reich hin, nach Westen eingeordnet. Man wollte die Überreste zu größeren Verwaltungsverbänden hinzuschlagen - obwohl es vielleicht viel sinnvoller und zukunftshaltiger gewesen wäre, die Landstreifen zu beiden Seiten des Korridor selbständig zu erhalten, unter dem Namen Westpreußen, unter einer gemeinsamen Verwaltung und so über den Korridor hinweg eine unsichtbare, aber fühlbare Brücke zu schlagen. Man konnte dadurch die Vorstellung Westpreußen nicht nur in sich selbst, sondern auch im Reich viel lebendiger erhalten und konnte zugleich den leeren Raum unter dieser Brücke den Nachgeborenen als ständige Aufgabe vor Augen halten. Heute ist es so, daß der Begriff Westpreußen im Bewußtsein der Jüngeren bereits im Versinken ist, während die Bezeichnung Grenzmark in dem Menschen im Reich die gefährliche Vorstellung erzeugt, daß die heutige vom Reich aus gesehen diesseitige Grenze gegen Polen die eigentliche ist.



Danziger Fischer.



Im polnischen Korridor.
Strohhütte der polnischen Grenzwache bei Kurzebrack an der Weichsel.

Westpreußen hätte es durchaus verdient, in der Vorstellung der Menschen im Reich als ein Ganzes weiterzuleben, und nicht nur, wie es heute der Fall ist, mit seinem Leben und seiner Schönheit zu einem fast sekundären Anhängsel Ostpreußens gemacht zu sein. Die Unterschiede der Geschichte und die Verschiedenheiten des Bodens, des Blutes, der Sitten hat im deutschen Osten die gleiche

Differenzierung der Menschen und ihrer Lebensformen geschaffen wie im Westen, im Süden des Reichs. Es hatte seinen guten Sinn, daß das Land rechts und links der Weichsel Westpreußen hieß; ein gut Stück der preußischen Geschichte lebte in dieser Bezeichnung mit. Die Menschen, die das Land zwischen der Passarge und den Grenzen Pommerns bewohnten, waren und sind östliche Menschen, aber zum Teil von sehr andrer Art als die eigentlichen Ostpreußen: man braucht nur einmal die Jugenderinnerungen des Westpreußen Halbe neben denen des Ostpreußen Ludwig Passarge zu lesen. Die Schönheit des westpreußischen Landes ist sehr verschieden von der des eigentlichen Ostens, und sein Lebensraum, wie man heute wohl sagt, hatte durch See und Weichsel eine erheblich andere Orientierung als der des Ordensstaates Ostpreußen, der heute dem ganzen Bereich jenseits des Korridors den Namen gegeben hat. Es ist sehr merkwürdig, wie verschieden schon der Charakter der Landschaft im Westpreußischen gegenüber dem der ostpreußischen Gebiete ist. Ostpreußen, das ist die Steilküste des Samlandes und das kurische Haff mit dem toten Wunder seiner riesigen Dünen. Das ist Masuren mit seinen dunklen Wäldern und den weiten, einsamen Seen: das ist das noch unentdeckte Wunder der Niederung, des Landes der Litauischen Geschichten zwischen Ruß und Gilge - das ist die Rominter Heide und das Instertal. Westpreußen aber ist ganz etwas anderes. Westpreußen ist die viel südlichere Schönheit des Frischen Haffs mit dem Hohen Land von Elbing, den bewaldeten Höhen über Cadinen und dem Thüringen-Idyll der Rehberge. Es ist das Land der Oberländischen Seen zwischen Eylau und Allenstein, die ganz anders sind als die masurischen, ebenso unberührt, ebenso einsam, aber von einem helleren höheren Zauber überleuchtet. Westpreußen ist die Danziger Bucht mit dem südlichen Reiz ihrer waldigen Hügelwelt und ihrer silbernen Freundlichkeit; es ist das Werder mit seiner holländischen Weite und Fruchtbarkeit, durch das majestätisch und ruhig im Gefühl des trotz allem nicht Gebändigtseins die schon fast russische Breite der Weichsel dahinzieht.



Die Marienburg.

Westpreußen ist Marienburg, diese höchste Leistung der späten Gotik, mit der im Reich kaum ein zweites Schloß wetteifern kann: es ist das weite Land um die Weichsel zwischen Thorn und der Montauer Spitze, diese ungeheure Melancholie des Stroms zwischen Osten und Westen, auf den hin das Land seit uralten Zeiten, als hier die Goten noch hausten, orientiert war. Ostpreußen - das ist Härte und Herbheit und ein Rest von dem Willen zum Vorstoßen ins Unbekannte, den einst der Orden mitgebracht hat. Westpreußen - das ist Reichtum und Blick über die See, Handel und Handwerk in viel höherem Maße als drüben. Man braucht nur einmal Königsberg und Danzig

miteinander zu vergleichen, so hat man den ganzen Wesensunterschied der beiden östlichen Bezirke. Königsberg ist heute noch Vorort des Reichs mit der Front nach Nordosten, eine preußische Stadt der Verwaltung und der Landwirtschaft, eine Burg und eine Festung. **Danzig, vielleicht die schönste unter den deutschen Städten überhaupt,** ist die alte Stadt des monumentalen Bürger- und Handelsgeistes, der reichen Kaufherren und Geschlechter, kriegerisch, aber aus sich selbst ein Ding für sich, viel mehr der Welt verbunden durch ihren Handel als dem Lande, das sich hinter ihren Mauern weitete. Eine Anlage wie der Lange Markt, wie die reichen Gassen um das Wunder der ragenden Frauenkirche hat es in Königsberg nie gegeben; diesen Reichtum besaß nur Westpreußen.



Danzig. *Blick auf die Frauenkirche.*

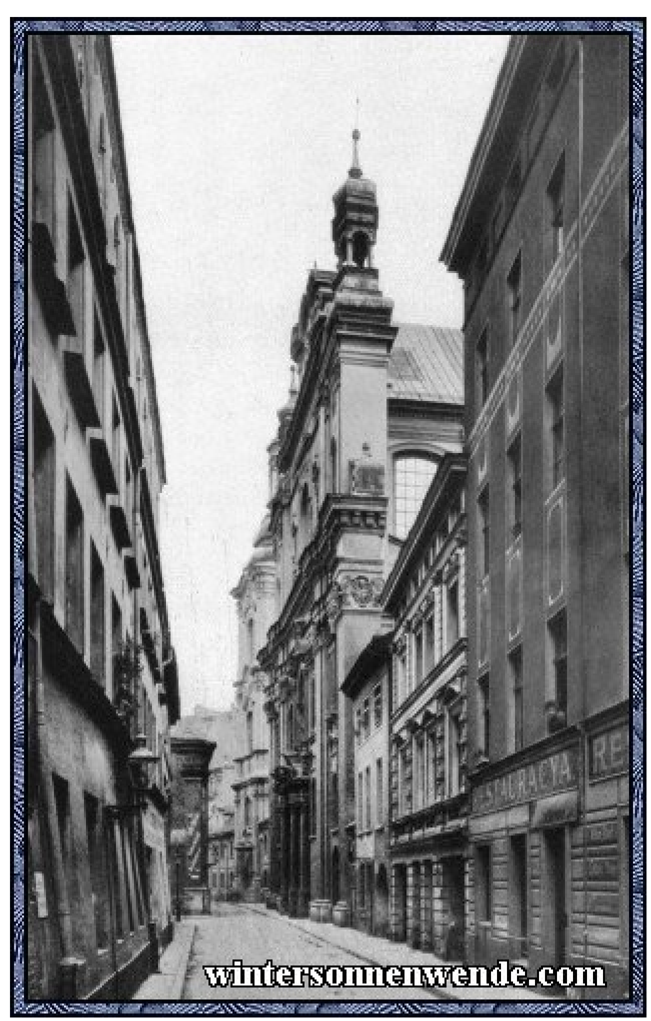
Infolgedessen hat der westliche Teil der beiden preußischen Provinzen auch viel mehr gelitten als der östliche. Westpreußen war nicht nur Landwirtschaft, Bauernland und was dazu gehörte - so herrlich und so reich die Welt seiner Güter, seiner Bauernhöfe auch war und ist. Es war Industrie, war Handel, nicht nur im Ostseebereich. Danzig war die Zentrale des russischen Holzhandels bis England hinauf, der heute bis auf klägliche Reste zerschlagen ist, zum



Die stillgelegte Schichau-Werft bei Danzig
mit dem berühmten 250-t-Kran "Der krumme Gottlieb".

Teil von den Russen selber. Elbing, das war neben Danzig Zentrum des östlichen Schiffbaues, besaß in der Schichauwerft eine der stärksten Stätten der Marinebautätigkeit, über die das Reich verfügte.

Heute wächst da, wo Hunderte von Torpedobooten gebaut wurden, wo die großen Öldampfer entstanden und unzähliges andere, mannshoch Gras und Unkraut; die Riesenkräne rosten und stehen leer. Die Fensterscheiben der weiten Hallen, die den ganzen Stadtteil am Fluß entlang bis hinauf an den alten Friedhof der Leichnamskirche aufgefressen haben, fallen von Tag zu Tag mehr den Steinwürfen der Jungens zum Opfer. Das ganze Riesenwerk einschließlich der Lokomotivwerkstätten in Trettinkenhof ist zerfallen und dem Untergang geweiht. Es fertigt Schulbänke und dergleichen, soweit es überhaupt noch etwas fertigt. Auf dem Marktplatz aber stehen in dichten Gruppen die Arbeitslosen; denn die andern Fabriken in der Stadt, Komnick, Neufeld - wie sie alle hießen - sind in gleicher Weise zusammengebrochen. Das **Diktat von Versailles** hat sein Werk getan, so sichtbar und bösartig, wie man es anderswo selten erleben kann.



Posen. *Jesuitenkirche (17. Jahrhundert).*

Man begegnet seinen Spuren hier überall im Lande. Gewiß, die Städte haben auch in Westpreußen da und dort neue Schulen gebaut und neue Krankenhäuser; Marienburg; das durch den Irrsinn des Friedensdiktats Grenzstadt gegen Danzig geworden ist, also daß ein Teil seiner eigenen Einwohner drüben in der Vorstadt Kalthof jenseits der Nogat, wenn er unter den Lauben etwas einkaufen will, ja nicht seinen Paß vergessen darf, um die Schiffbrücke unter dem Schloß passieren zu können - Marienburg unter seinem rührigen Bürgermeister hat sich ein neues Rathaus geschaffen und durch den verstärkten Verkehr innerhalb des östlichen Randgebiets, durch die visumfreie Autobuslinie nach Danzig und die Weichselbahn, die jetzt aus dem Süden alles herüberbringt, was ins Reich will, eine Menge neues Leben bekommen. Elbing versucht, sich zum Hafen des gesamten westpreußischen Hinterlandes bis nach Osterode hinauf zu machen mit Hilfe des oberländischen Kanals, der heute die wichtigste südnördliche Verkehrsader im westlichen Teil Ostpreußens geworden ist. Aber das sind alles Versuche, noch das Bestmögliche aus Zuständen zu machen, die eigentlich widernatürlich sind. Der östliche Restteil Westpreußens vom Oberland bis zum Frischen Haff ist seiner Natur nach durchaus nicht in der Richtung nach Norden orientiert; sein natürliches Auswirkungsgebiet geht nach Westen - und ist ihm heute durch den Korridor versperrt oder genommen. Das war ja die Absicht von Versailles, die Insel Ostpreußen durch die neue Grenzziehung dem Reich gegenüber so zu isolieren eben durch das ausfallende Korridor-Zwischenstück, daß **keine Tarifpolitik der Eisenbahn, keine noch so überlegten neuen Verbindungen einen wirklich funktionierenden und natürlichen Ersatz an Absatzgebieten und Lebenswegen schaffen konnte.** Wenn die Erzeugnisse des östlichen Restbestandes von Westpreußen heute nordwärts über Elbing ihren Weg suchen, so stoßen sie eigentlich schon ins Leere, während sie früher unmittelbar im angrenzenden Gebiet, in den Teilen der eigenen Provinz, die heute herausgeschnitten sind, Absatz und Verwendung fanden. Das Gleiche

gilt von dem westlichen Restbestand Westpreußens, dem heutigen Bezirk der Grenzmark. Es hat das gleiche schwere Schicksal erlitten; seine natürlichen Verkehrswege nach Osten sind genau in der gleichen sinnlosen Weise abgerissen, zerstört, unterbrochen; das Leben stößt dort nach Osten hin in seine natürlichen Richtung ins Leere und auf Grenzmauern, an denen es hilflos, wie die neuen Chausseen und Eisenbahnen deutlich zeigen, nach Norden und Süden abgleitet, neue Wege sucht, die doch keinen Sinn haben können. Drängt es aber nach Westen, so stößt es auf Bereiche, die aus sich selber leben, selbst geben möchten. Liest man die Geschichte der Grenzmark Posen-Westpreußen während der Nachkriegsjahre, so erlebt man eines der traurigsten Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte, einen Verfall, der noch über den der östlichen Landesteile hinausgeht. Dort hat sich der ganze deutsche Bereich trotz mancher inneren Kämpfe etwa gegen die Vorherrschaft Königsberg, zu einer Einheit zusammengeschlossen, die gemeinsam kämpft und gemeinsam wirbt; die Grenzmark aber steht für sich, wird vom Reich aus noch gar nicht als Osten empfunden und hat auch nicht wie die westpreußischen Reste jenseits der Weichsel ein Anlehnungsgebiet, weil Pommern, die Mark selber, unter den neuen Verhältnissen leidend, nicht in gleicher Weise die Randbezirke zu sich hinzunehmen konnten, wie es Ostpreußen mit dem Rest des Weichsellandes tat.

Da, wo das rechte hohe Weichselufer, auf dessen Höhe Marienwerder thront, gegenüber der Montauer Spitze auf die Nogat stößt, westlich von Stuhm, ragt auf dem hohen Land das Westpreußenkreuz - an der sogenannten Dreiländerecke, die der überlegte Irrsinn von Versailles hier mitten im deutschen Bereich geschaffen hat. Das Land östlich von Nogat und Weichsel ist deutsch; die Spitze des Werders zwischen Nogat und Weichsel ist Freistaat Danzig - und drüben liegt Polen. Das Kreuz, das im deutschen Osten heute schon ein allgemein bekanntes Symbol der Landesnot geworden ist, ragt fast im Mittelpunkt des einstigen nördlichen Westpreußen auf. Das Gefühl, aus dem es an dieser Stelle entstand, ist vollkommen richtig; es ist, als ob dieses Kreuz Brennpunkt und Sinnbild dessen geworden ist, was dieses alte deutsche Land seit fünfzehn Jahren erduldet hat und zugleich, was aus der heutigen Situation ihm und damit den Menschen im ganzen Reich an Aufgaben erwächst, was die Zukunft an Lösungen für dieses gequälte und zerrissene Kernstück des deutschen Ostens und damit des Gesamtreichs wird bringen müssen. Das Kreuz steht hochragend, hell und einsam über der wunderbaren großen Landschaft des Stromtals, über der Gegend, die heute ebenso wie Oberschlesien Land unter dem Kreuz geworden ist. Weiter im Norden ragt der Wunderbau der Marienburg auf, Dokument einer siebenhundertjährigen Geschichte, die an eine noch viel ältere deutsche Zeit dieser Gegend wieder anknüpfte. Das einsame Kreuz auf dem Weichselufer bei Stuhm aber weist nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft - in eine Zukunft, der es einmal gelingen muß, dieses Kreuz, dankbar für die Mahnung, die es stumm in die Welt rief, wieder abzutragen, weil eine glücklichere Zeit ihm seinen tragischen Sinn genommen hat.

Sommervormittag
Carl Busse

Rings in rundblühenden Scharen
steht roter Wiesenklee,
es traben rote Husaren
auf entfernter Chaussee.

Leuchtende Sonnenkronen
glühn über Land und Luft,
es reiten die beiden Schwadronen
in lauter Glanz und Duft.

Die schmetternden Fanfaren
durchklingen die Sommerruh,
die roten Königshusaren
reiten immerzu....

Ostpreußen
Eugen Mossakowsky

Was wußte man 1913 im Reich von Ostpreußen? Die Vorstellungen waren stellenweise geradezu abenteuerlich: das "preußische Kernland" lag gleichsam außerhalb der Allgemeinbildung. Es ist lehrreich, daraufhin alte Jahrgänge großer Zeitungen anzusehen: selbst hier wußte man beispielsweise von Frankreich mehr. Wie war das möglich? Das deutsche Verkehrsnetz war dichter und dichter geworden, und längst lag Ostpreußen nicht mehr abseits: von Berlin fuhr man nach Masuren nicht länger und nicht beschwerlicher als in bayerische Gebirgswinkel. Aber so mächtig in den Deutschen auch der Trieb aufgeschossen war, den Raum zu überwinden und von Unbekanntem zu Unbekanntem zu eilen - trotz des sogenannten Reisefiebers wurde Ostpreußen an den Fahrkartenschaltern nur wenig gefordert. Die deutsche Lebensrichtung ging westwärts. Wen zog es schon nach Ostpreußen? Wer von dorther ins Reich kam, wurde irgendwie nachsichtig angesehen und behandelt, wie jemand, der abseits der geltenden Lebensformen aufgewachsen. Gewiß: man fand ihn interessant. Man befragte ihn, man hörte ihm zu. Reichte er womöglich noch Fotos vom dornröschenhaften Masuren herum, kam flugs Stimmung auf: wonderful - bis der Ostpreuße spürte, daß er gegen Gummi sprach und schwieg. 1914 wurde es anders. Der Krieg brachte Millionen Deutsche über die Weichsel. Es entstand das Wort, daß die Deutschen eigentlich erst damals Ostpreußen entdeckt haben. Das war mehr als ein Witz. Als wäre es soeben entdecktes Neuland,



Am Kurischen Haff.

entstand eine Literatur, die erstaunlichen Absatz fand. Wirkte hier nur der Krieg? Wir haben heute viele und zum Teil sogar gute Schriften über Ostpreußen, und es ist festzustellen, wie insbesondere die Jugend nach ihnen fragt und wie gründlich sie sich mit ihnen befaßt. Aus dem Reich fahren jahraus, jahrein Tausende junger Deutscher mit dem staatlich geförderten Seedienst von Swinemünde nach Pillau. Man muß sie beobachten, wenn sie auf See sind, beobachten, wenn sie an Land gehen, die Gesichter wach und die Augen durstig. Geht die deutsche Lebensrichtung wieder ostwärts? Wenn diese Jugend lange wieder daheim ist, rätselt und grübelt und spricht und schreibt sie über die ostpreußische Landschaft, über ihre Menschen und deren Lebensformen. Ostpreußen hat sie angezogen. Es läßt sie nicht mehr los.

Man spricht von Ostpreußen - aber wer ist der Ostpreuße? Die gelehrten Männer streiten sich noch heute, ob die slawischen Pruzzen einst völlig ausgerottet worden sind oder nicht. Es hat für unsere Fragestellung nur wenig Bedeutung. Die Geschichte Ostpreußens gibt sichere Auskunft, daß auf diesem Raume im Lauf seiner 900jährigen Kolonisation von überall Blut zusammengeströmt ist. Franken, Schwaben, Pfälzer, Nassauer, Thüringer, Ober- wie Niedersachsen - sie kamen mit dem Deutschen Ritterorden und setzten sich fest. 1411 wird bei Tannenberg die Ordensmacht gebrochen. Litauer und Polen strömen ins Land. Es kommt der Anfang Brandenburg-Preußens. Märker ziehen ostwärts, siedeln und schlagen Wurzeln. Es kommt die Zeit der Reformation. Holländische, französische, schottische, schweizerische Protestanten finden hier Zuflucht und neue Heimat. Und es kommt 1709-10 die Pest. Sie hat im damaligen Herzogtum Preußen über 300 000 Menschen dahingerafft, nördlich des Pregellaufes allein über 100 000. "Mein Vater" - schreibt Kronprinz Friedrich 1739 - "baute alles wieder auf, was die Pest verwüstet hatte, und bevölkerte das Land mit Tausenden von Familien aus allen Gegenden Europas." Dabei darf nicht die ausgiebige Blutzufuhr vergessen werden, die sich während der Einfälle der Tataren, Schweden und Russen vollzogen hat. Vielleicht können die "vor dem lieben Gott ins Land gekommenen" Adelsfamilien sagen, daß sie dieses oder jenes Blutes sind. Durch die Adern der Ostpreußen fließt Blut, von dem die meisten sich nichts träumen lassen. Nur zuweilen, wenn sie etwa im Winter zusammensitzen und den fünften und sechsten Grog in sich haben, bricht nicht selten hervor, was ihnen an blutsmäßigem Erbgut noch innewohnt. Es kehrt dann dieser oder jener, den die von Kindesbeinen in jedem Nerv als einen der ihren kennen, plötzlich eine Seite heraus, daß er nun wie ein Fremder wirkt. Er bekommt, so sagt man, seinen Raptus. "Mänsch, was schad't di!" Es ist seltsam, wie es meist nur dieses Anrufes bedarf, um das durchgebrochene ursprüngliche Wesen wieder zu bannen. Es hat keine Macht mehr. Aber es ist nicht an dem, daß sich hier das verschiedenartigste Blut im Laufe der Jahrhunderte aufs verschiedenartigste gemischt hat. Die ostpreußischen Adelsfamilien, die ihr Blut verhältnismäßig "rein" gehalten haben, können in den meisten Fällen die ursprüngliche Herkunft feststellen, doch was erinnert bei ihren Männern und Frauen noch an die Mitte, den Westen oder Süden des deutschen Raumes? Der Franke, der Schwabe, der Pfälzer, der Thüringer, sie alle - wo blieb ihr Wesen und wo ihre Lebensform?

Es war wohl so, daß weniger christlicher Missionswille, sondern massiver Landhunger die Deutschritter ostwärts getrieben hat, und es war wohl auch so, daß hier die heidnischen Herren des Landes sich gegen den Raub nicht minder wehrten als gegen das Kreuz. Wir wissen immerhin manches von dem Kampfe, der dann begann. Aber war der Pruzze nur der Landbesitzer, der beraubt, nur der Heide, der bekehrt werden sollte? Weder aus beiden noch aus dem sogenannten Barbarismus jener Zeit erklärt sich erschöpfend die geradezu infernalische Wildheit, mit der die Deutschritter vorgegangen sind. Die Landschaft formt den Menschen nach ihrem Bilde. Anders als in der Mitte, im Westen und Süden des deutschen Raumes ist sie hier - und anders auch der Mensch, den sie ausprägt. Und so standen sie sich gegenüber, die Deutschritter und die Pruzzen: wesensverschiedene Menschen, in denen verschiedene Landschaften ihre bluthafte Gestaltung

gefunden hatten. Es gab keine Verständigung. Der Kampf ging auf Leben und Tod. Die Pruzzen haben ihn verloren, aber die Deutschritter unterlagen am Ende doch der Landschaft, und so oft dieser Kampf sich auch wiederholte und wiederholt - immer setzt sie ihren Willen durch.



Das Tannenberg-Denkmal.

Man beobachte daraufhin einen Menschen, der beispielsweise aus dem überfüllten Raum jenseits der Elbe nach Ostpreußen kommt und siedelt. Was sich einst in den Deutschrittern vollzog, wie in denen, die nach ihnen kamen, es vollzieht sich aufs neue in ihm. Er wandelt sich hier. Es geschieht nicht von heute auf morgen, sondern braucht seine Zeit: ein Jahrzehnt vielleicht und länger und länger, ehe deutliche Anzeichen festzustellen sind. Das Wesen, die Denk- und Wertgesetze, die er mitgebracht hat, die gesamten Lebensformen, sie ändern sich, selbst wenn er vom nächsten Nachbarn kilometerweit entfernt ist. Hier wirkt die Landschaft. Unter ihrem Gesetz verliert der Mensch, was eine andere Landschaft formte. Mögen seine Kinder und Enkel darauf halten, sich nur mit Blut aus der einstigen Heimat zu mischen - es gelingt ihnen nicht, sich "rein" zu erhalten. Drei, vier, fünf Generationen, dann ist an den Nachfahren abzulesen, wie die ostpreußische Landschaft sie doch nach ihrem Bilde geformt hat.

Selbst wo der Boden ansteigt und wellenförmige Gestaltung gefunden hat, ist die Ebene das Kennzeichen der ostpreußischen Landschaft. Es fehlen die Hügelketten und Gebirgszüge, die in der Mitte, im Westen und Süden des deutschen Raumes die Landschaft so formenreich gestalten. Acker, Wiese, Wald, Wasser - das Thema, das die Schöpfung östlich der Weichsel angeschlagen hat, ermangelt gewiß nicht der Variationen, doch bewirkt die Ebene, daß die Sinfonie gleichtöniger ist. Hier erlebt der Mensch nicht unmittelbar und Tag um Tag die Vielgestaltung der Schöpfung. Sie liegt nicht vor ihm wie ein unerschöpflicher Brunnen, aus dem er trinkt und trinkt und Seele und Sinne beschwingt und befeuert. Was könnte hier im Menschen "faustisches" Wesen ausprägen? Wer inmitten der Ebene und ihrer gleichförmigen Landschaft lebt, erhält nicht jene innere Fülle, die springlebendig und mitteilsam macht. "Er ist" - so sagt man - "aus Ostpreußen, da bringt ihn so

leicht nichts aus der Ruhe." So ist es. Hier lebt der Mensch schwerer. Es bringt sich schon in der Langsamkeit seiner Bewegungen zur Darstellung, in der Breite seiner Sprache und in seiner Wortkargheit. Es gibt ein ostpreußisches Zwiegespräch. "Na, Hans, wo weerst?" - "Na, oppem Föld." - "Weerst allein?" - "Nä." - "Na, wer weer noch doa?" - "Na, de Fried on de Lipp." - "Na, watt deed de Fried?" - "Na, he pleegt." - "Na, on watt deed de Lipp?" - "Na, he kiggd em to." - "Na, on watt deedst du?" - "Na, öck hulp em tokicke." Das trifft ins Schwarze. Man beobachte zwei ostpreußische Bauern, die viele Kilometer fahren, bis sie in der Stadt sind. Es dauert nicht lange, dann sitzen sie auf ihrem Wagen wie Trappistenmönche. Was sie einander über die kleinen Dinge des alltäglichen Lebens mitzuteilen haben, ist in wenigen Worten bald gesagt - wovon sollen sie sonst sprechen? Es ist nicht so, daß hier der Mensch stumpfsinnig durch den Tag geht und nichts in sich aufnimmt. Man ist oft überrascht, wie scharf er sieht und hört, selbst Unscheinbares nimmt er meist wahr. Nur braucht es seine Zeit, bis er es in sich hineinbuchstabiert hat, und braucht seine Zeit, ehe er davon spricht: sachlich und knapp. Es hinterläßt eine Spur - mehr nicht. Es gibt wenig, was diesen Menschen in Bewegung bringt, und noch weniger, wodurch er aus dem Gleichgewicht gerät. Es muß schon um Elementares gehen: um ein Weib etwa oder um den Hof, damit Leidenschaften aufwallen, doch selbst dann bedarf es meist erst noch des Alkohols, ehe sie durchbrechen.



Die Schönheit des Ostlandes. *Dünen bei Nidden.*

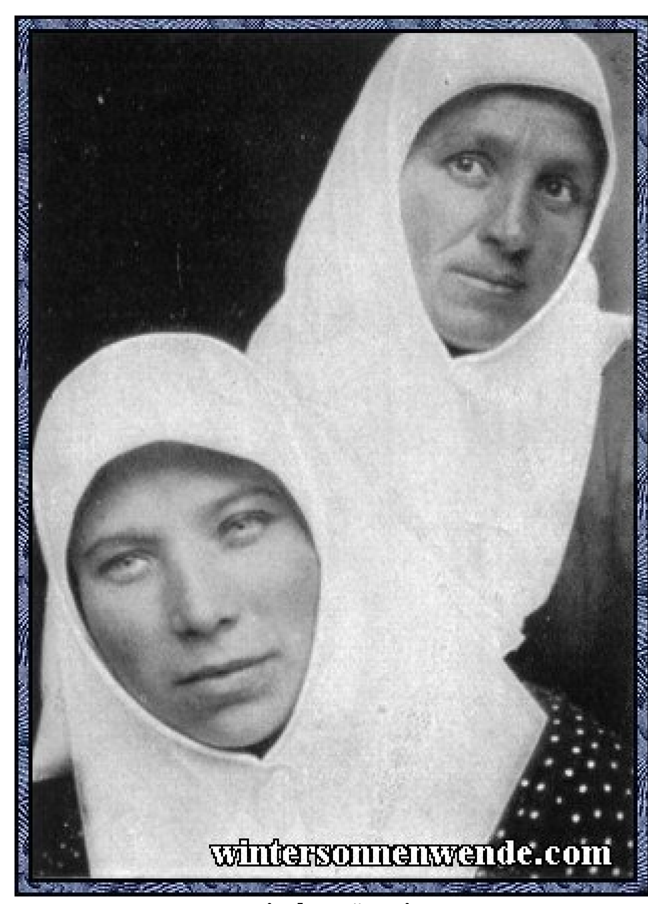
Hier kommt der Winter mit dem Oktober und geht mit dem April. Frost und Schnee sind die Zeichen seines strengen Regiments, und wenn der Ostwind über die Fluren schneidet, helfen kein Pelz und kein Grog. Der ostpreußische Winter härtet. Er friert gewissermaßen auch die Seele ein, und ein guter Gott - so sagt man - gab den Grog, damit man sie auftauen kann. Frühling und Herbst, wie man sie anderwärts kennt, gibt es hier nicht. Die Übergänge sind jäh. Der Sommer kommt schnell und schnell ist sein Ende. Die Tage sind heiß, doch die Abende kühl, die Nächte schubberig und herb die Morgen. Es hat bedeutsame Wirkungen, daß hier etwa die Hälfte des Jahres im Zeichen des Winters steht. Zwischen Memel und Pregel wird der Boden von zahlreichen Flüssen und Flüßchen durchzogen, doch südlich des Pregellaufes beginnt die Herrschaft von Lehm und Sand. Bauernarbeit ist nirgends leicht. Schwerer Boden zieht den Rücken krumm, und wer sich hier auf seiner Scholle behaupten will, muß diesen Preis zahlen bis zum letzten Pfennig. Aber wohl nirgends in Deutschland drängen sich Bestellung und Ernte auf eine so kurze Zeitspanne zusammen wie hier. Zwischen April und Oktober ist höchste Arbeitsintensität die Forderung des Tages. Es sind die Tage, in denen die Schöpfung ihre Pracht entfaltet, und wie in keiner anderen Jahreszeit wird der Mensch wach und aufnahmebereit. Aber während der "Poesie" des Sommers umfängt ihn hier vom Morgengrauen bis zur Dunkelheit die "Prosa" der Arbeit. Er steht unter dem Gesetz der Daseinsbehauptung. Der jagende Arbeitsprozeß drillt ihn unerbittlich, daß er nüchtern empfindet, denkt und handelt. So wird hier des Menschen Leben unter den Gesichtswinkel der Zweckmäßigkeit gerückt - die "poetische" Jahreszeit erst macht ihn "prosaisch". Wenn die Ernte eingebracht ist, ist er erschöpft. Meine Landsleute mögen sich entrüsten, aber es ist doch so, daß der Mensch in Ostpreußen gleich der Natur in eine Art Winterschlaf fällt. Es trifft stellenweise buchstäblich zu. In Masuren sind die Menschen gar nicht so selten, die sich mit Wintersanfang ins Bett legen und es bis zum Wintersende nur zu den körperlichen und häuslichen Verrichtungen verlassen, die ihnen niemand abnimmt. Es sind Bauern, die da meinen, daß sie dergestalt am sichersten neue Kraft für den Sommer und seine schwere Arbeit schöpfen. Was treibt sie auch hinaus? Wenn winters der Himmel schneeverhangen ist und das über die Ebene schweifende Auge ringsum nur auf die Zeichen der in der Kälte schlafenden Landschaft trifft, mag wohl ein Schauer der Verzagtheit durch die Seele gehen und Sehnsucht aufkommen nach dem Schlaf - "des Todes heiterem Zwillingsbruder". Pflanzenhaft lebt hier der Mensch. Er hat noch Zukunft.



Elch auf freier Wildbahn an der Nehrung.

Wenn auch nicht die Deutschritter, so waren doch die Siedler, die sie nach sich zogen, Träger bäuerlichen Kulturgutes. Es hielt sich nicht. Als die Siedler hier unter der Formkraft einer anderen Landschaft gerieten, schwand es dahin. Nur nördlich des Pregellaufes, wo die von gleichartiger Landschaft geformten Litauer und Kuren so gut wie geschlossen gesiedelt haben, blieb die vorväterliche Bauernkultur lebendig. Neun Jahrhunderte sind seit Beginn der Kolonisation Ostpreußens vergangen. Die Landschaft hat das verschiedenartige Blut, das hier zusammengekommen ist, unter ihr Gesetz gezwungen und längst einen neuen Menschentypus geformt, dessen seelische Gleichmäßigkeit überall abzulesen ist. Aber eine Bauernkultur hat sich nicht entwickelt. Mit der Leibeigenschaft ist wenig erklärt - warum wuchs denn in Rußland eine Bauernkultur? Und warum blühte sie trotz leibeigenschaftlicher Abhängigkeiten in der Mitte, im Westen und Süden des deutschen Raumes auf, warum erhielt sie sich dort - und warum war es hier

nicht so? Es wurde bereits dargelegt, wie gering der innere Auftrieb ist, den der Mensch durch die Ebene und ihre gleichmäßige Landschaft erhält, und auch dargelegt, wie er zur Nüchternheit und Zweckmäßigkeit geradezu gedrillt wird. Bedarf es für jede kulturelle Entwicklung nicht aber auch einer materiellen Grundlage? Die geschichtliche Gestaltung der Besitzverhältnisse erfolgte hier so, daß der Masse der Bauern nur eine schmale Basis zuteil geworden ist. Tagtäglich ist die Daseinsfrage gestellt. Man muß hart arbeiten und muß dennoch ein karges Leben führen, wenn man sich auf der Scholle behaupten und vorwärts bringen will. Man muß jeden Pfennig, bevor man ihn ausgibt, dreimal umdrehen, so daß es nicht selten anmutet, als sei der ostpreußische Bauer eigentlich die Verkörperung des Geizes. Mag sich in ihm auch ein Wille zur Bauernkultur geregt haben und noch regen - die Sorge ums tägliche Brot hält ihn nieder. Warum es in Ostpreußen keine Bauernkultur gibt? Es ist nötiger, Kartoffeln zu bauen, so antwortete mir einst ein Landgerichtsrat in Allenstein, der ein kluger Mann ist und seine Heimat kennt wie seine Westentasche. Er hat recht.



Masurische Bäuerinnen.

Breit und ergiebig war die materielle Grundlage des großgrundbesitzenden Adels. Es ist jedem Bürger, der diese alten Familien als "kulturloses Junkertum" bezeichnet und geringschätzig auf sie herabsieht, nur zu empfehlen, sie innerhalb ihrer vier Wände aufzusuchen. Wohl kaum trifft man in bürgerlichen Häusern beispielsweise so ausgewählte Büchereien wie auf den Herrensitzen des ostpreußischen Adels, und das bürgerliche Geistesgut steht hier nicht etwa nur als Zierat herum, sondern die Menschen haben sich stellenweise sogar sehr gründlich mit ihm befaßt. Die großen Künder der bürgerlichen Kultur sind hier nicht hinweggerauscht wie die Kraniche des Ibykus. Man kann freilich nicht sagen, daß der ostpreußische Adel von der bürgerlichen Kultur in dem Sinne erfaßt worden ist, daß sie von ihm unumschränkt Besitz ergriffen hat. Dazu blieb er viel zu standesbewußt und dazu blieb er vor allem viel zu lebendig. Vielleicht war er sich immer bewußt, daß seine Herschaftsstellung ins Wanken geraten würde, wenn er sich die bürgerliche Kultur zu eigen machte. So kam es hier denn auch nicht zu ihrer Entfaltung. Man muß dabei allerdings die Frage aufwerfen, ob es in



Kurischer Kettelkahnschiffer.

Ostpreußen überhaupt ein Bürgertum gibt, wie es sich westlich der Weichsel auf Schritt und Tritt zur Darstellung bringt? Es gibt ostpreußische Städte, doch trifft auf sie die Bezeichnung "Landstädte" im tiefsten Sinne zu: sie sind (mit der einen Ausnahme Königsbergs) Marktflecken und Zentren der Verwaltung - mehr nicht. Wessen Familie hier seit Generationen ansässig ist und entweder dem Handwerk oder dem Handel nachgeht, trägt doch noch irgendwie das Dorf in sich. Er empfindet sich vielleicht nicht als "ackerbürgerlich", doch er lebt so. Kann man in dieser Landschaft überhaupt Bürger in dem Sinne sein, wie der Mensch im Süden, im Westen und in der Mitte des deutschen Raumes? Dort wuchs jedenfalls ein bürgerliches Bewußtsein und ein bürgerlicher Herrschaftswille, der dem adligen entgegengesetzt wurde und in der Folge zu jener Auseinandersetzung führte, die mit dem Durchbruch der bürgerlichen Gestalt und der Entfaltung ihrer Kultur abschloß. Hier aber blieb die Herrschaftsstellung des Adels so gut wie unbestritten - nie hat sich in den ostpreußischen Städten elementarer bürgerlicher Lebens- und Aufstiegswille geltend gemacht. Wenn man hier schon von bürgerlicher Kultur sprechen will, dann erhält sie einen gewissen Auftrieb von der studierenden Beamtenschaft. Aber wie häufig ist es, daß dieser oder jener, der aus seiner ostpreußischen Landstadt nach dem Reiche fährt und dort mit den Kameraden seiner Studienjahre zusammentrifft, von ihnen hört, daß er "verjunkert" und "verbauert" sei.

Es ist das Kennzeichen der preußischen Staatsschöpfung, daß sie den Menschen in strenge Zucht nimmt. Der sogenannten Freiheit der Persönlichkeit läßt sie nicht eben viel Raum, und wir haben 1918 die Einsicht wiedergewonnen, daß deutsche Staatlichkeit sich nur behaupten kann, wenn sie dergestalt preußisch ist. Der deutsche Raum entbehrt des Schutzes, den natürliche Grenzen bilden. Er liegt offen da. Rings aber ist er umgeben von Staaten, die nach Ausdehnung ihrer Macht und Herrschaft drängen, wie es überall beim Lebendigen so ist. Wie soll angesichts solcher Umstände



Königskrönung Wilhelm I. in Königsberg.
Gemälde von Adolf v. Menzel, Museum Hannover.

der deutsche Raum behauptet werden, wenn in seiner Staatlichkeit nicht jedermann unter dem Gesetz des Dienstes und der Hingabe bis zur Entpersönlichung und Selbstaufopferung steht? Mächtig sind natürlicherweise die Widerstände. Der menschliche Persönlichkeitswille steht eigentlich dauernd in Auflehnung gegen das Gebot der Staatlichkeit. Die ostpreußische Landschaft freilich formt einen Menschentypus, der den strengen Forderungen deutscher Staatlichkeit den geringsten Widerstand entgegensetzt. Friedrich Wilhelm I., der wahrhaft ein Staatsschöpfer "von Gottes Gnaden" gewesen ist, mag diese Einsicht gehabt haben, und so geschah es wohl auch nicht von ungefähr, daß er sein Leben lang dem damaligen Herzogtum Preußen besondere Sorge und Pflege angedeihen ließ. Es gibt eine Fülle von Aussprüchen, daß er es als eine der brennendsten Aufgaben Preußens empfunden hat, diesen östlichen Raum so dicht zu besiedeln wie nur möglich. Er dachte nüchtern und handelte zweckmäßig. Er mag sich bewußt gewesen sein, daß hier die Landschaft wie eine Erziehungsanstalt für deutsche Staatlichkeit funktioniert, indem sie den Menschen seelisch wie leiblich so formt, daß er den Erfordernissen des preußischen Stils entspricht. Ob einer will oder nicht - irgendwie wird er hier "prussianisiert". Und dies vielleicht ist es, was deutsche Jugend heute so magnetisch anzieht, wenn sie mit Ostpreußen in Berührung gekommen ist.

Man darf nicht verschweigen, in welche Gefahr das "preußische Kernland" geraten ist. Mit dem 19. Jahrhundert kam vom Westen her die Zivilisation über den deutschen Raum. Er geriet ins Zeichen der Industrie und der Großstadt. Ostpreußen blieb lange unberührt. Es hielt sich "konservativ", wie man im Reiche sagt. Aber trotzdem ihm Kohle und Eisen fehlen, entging es doch nicht der Gefahr, in den Bannkreis der Zivilisation zu geraten. Es hat sich nicht industrialisiert. Es entstanden keine Großstädte. Königsberg ist die einzige und sie ist nicht einmal Großstadt im Sinne der Zivilisation.

Indes setzte eine Landflucht ein, die verhältnismäßig schnell katastrophalen Umfang annahm. Es gibt über ihre Ursachen viele Schriften, und in den meisten steht geschrieben, daß die Landflucht eine unvermeidliche Folge der bäuerlichen Besitzverhältnisse gewesen ist. Nun ist es gewiß so, daß die Masse der ostpreußischen Bauern schon vor Jahrzehnten ihren Hof nicht mehr aufteilen konnten, weil er eben gerade nur noch einen Sohn und seine Familie ernährt. Sofern die anderen nicht einheirateten, wurde der Dienst auf fremdem Hof ihr Schicksal. Da hat wohl viele die neuartige Welt angelockt, von der sie hörten, daß die Arbeit dort leichter sei, der Lohn höher und ein Vorwärtskommen schneller. Aber so einer Bauer ist, hält ihn das Dorf fest, und eher leistet er hier Knechtsarbeit, als daß er zur Stadt abwandert, wenn sie auch noch so viel verheißt. Nun aber war es nicht mehr so. Was diese zweiten, dritten, vierten, fünften Bauernsöhne und was die Töchter an der industrialisierten und großstädtischen Welt so magnetisch anzog, war weniger die dort günstigere soziale Aufstiegsmöglichkeit, sondern die Aussicht auf mannigfache Bequemlichkeiten, reichhaltige Abwechslungen und bunte Vergnügung. Es fielen 1914 die letzten Zweifel, daß die Zivilisation inzwischen auch den ostpreußischen Raum in ihren Bannkreis gezogen hatte. Nun trat sie in Gestalt von Millionen Deutscher unmittelbar an den Ostpreußen heran - und er beugte sich ihr auf der ganzen Linie. Wir wissen heute, daß nicht so sehr mit der Industrie und der Technik, sondern mit dem großstädtischen Geiste ein zersetzendes Gift in das deutsche Leben gekommen ist. So kann man auch nur mit Grauen daran denken, wie die Landflucht in Ostpreußen eigentlich nach 1914 erst richtig einsetzte. Man muß die Menschen, die dann in die Großstädte westlich der Oder abwanderten, von Kindesbeinen gekannt haben, um bei späterem Zusammentreffen ermessen zu können, was in wenigen Jahren in ihnen zerstört worden ist. Das wiegt viel, viel schwerer als die Tatsache, daß Ostpreußen um so sicherer eine Beute Polens wird, je stärker es sich entvölkert. Darf man auch die Augen davor verschließen, daß Ostpreußen selber inzwischen unter den Geist der Großstadt geraten wollte? Ich wende mich keinesfalls gegen den Einzug der Technik - das letzte ostpreußische Dorf hat sie nötig. Aber es muß mit aller Schärfe gesagt werden, daß das Umsichgreifen großstädtischer Denk- und Wertgesetze und großstädtischer Lebensformen, wie es bis vor kurzem selbst in masurischen Winkeln festzustellen war, Ostpreußen schlimmer zu

verheeren drohte als einst die große Pest. Die großen Städte, so sagt man und es ist so, saugen den Dörfern das Blut aus, damit sie leben können. Wahrlich, sie haben genug ostpreußisches Blut gesogen und es verbraucht - das ist nicht mehr zu ändern. Einhalt gebieten aber kann man dem Einzug ihres Geistes in die Dörfer - man kann es und man muß es.



Königsberg. *Das Ordensschloß mit der Krönungskirche der preußischen Könige.*

Die Landflucht hat aufgehört. Mag die Großstadt mit der Summe ihrer Bequemlichkeiten, Abwechslungen und Vergnügungen den Ostpreußen immerhin noch magnetisch anziehen - sie reißt ihn nicht mehr fort. Es ist hier nicht der Raum für eine Darstellung, warum es so geworden ist, doch soviel sei immerhin festgestellt: der Zauber der großstädtischen Zivilisation ist gebrochen. Es ist nicht etwa der Schwung sozialer Aufstiegsmöglichkeiten, die den Ostpreußen heute in der Heimat halten. Die wirtschaftliche Not des ostpreußischen Bauern ist entsetzlich. Es gibt beispielsweise Höfe von 700 Morgen, auf denen ist oft tagelang nicht eine Reichsmark zusammenzubringen, selbst wenn sie alle: vom Hofbesitzer bis zum letzten Hütejungen die Taschen umkrempeln. Was ein solcher Zustand für die städtische Bevölkerung bedeutet, die zum größeren Teile ja von Bauern lebt, bedarf keines Wortes. Man muß skeptisch sein, daß hier in naher Zukunft eine wesentliche Wandlung erfolgt. Ostpreußen hat wohl einen langen Dornenweg vor sich, und es ist nicht der erste in seiner leidvollen Geschichte. Bange fragt man sich, ob es ihn wohl auch diesmal bestehen wird? Man kann diese Frage stellen, aber man kann sie nicht beantworten, denn niemand kann heute sagen, wieviel Lebenskraft der Einbruch der großstädtischen Zivilisation hier zerstört hat. Sieht man, wie der ostpreußische Mensch bereits in vollem Rückzuge zum primitiven Leben ist, so wird man in der Hoffnung bestärkt, daß die großstädtische Zivilisation sich doch nur an der Oberfläche eingefressen hat. Aber das zu entscheiden, liegt bei der Zukunft. Man kann den Menschen in Ostpreußen nur darin bestärken, daß er mit seiner Rückkehr zum primitiven Leben sozusagen vor der deutschen Front marschiert. Wie der Ostpreußen heute leben muß - das ist deutsches Schicksal schlechthin, wenngleich es vielerorts noch immer als vorübergehender Zustand betrachtet wird. Es wird auch in Ostpreußen manchen geben, der beim Bewußtsein der deutschen Tatsächlichkeit an Gott und aller Welt verzweifeln wird. Sei es denn! Wenn irgendwo auf dem deutschen Raum es die Schöpfung an Voraussetzungen für einen neuen Lebensstil, der sowohl preußischer Staatlichkeit wie dem Zeitalter der Technik entspricht, nicht hat fehlen lassen - so hier in Ostpreußen. Möge die deutsche Jugend, die bereits die Magie dieser Landschaft verspürt und die es machtvoll über die Weichsel drängt, um dort zu siedeln, sich nicht beirren lassen. Was Ostpreußen nötig hat, sind Menschen, die freiwillig das deutsche Schicksal der Armut und Entbehrung, der harten Arbeit und einer langen Wartezeit auf sich nehmen.

Schlesien

Hermann Stehr

Schlesien wird stets als Kolonialland vom Westen her gesehen, für den, schon von der Elbe an, der Osten beginnt mit naturhaften, schwerfälligen Menschen, einer dünneren, dumpferen Kulturschicht und eintönig russisch-sarmatischer Landschaft, und spricht man in Westdeutschland von Schlesien, so glaubt jeder Rheinländer, in diesem Lande in allernächster Nähe von Warschau oder Krakau zu sein. Diese Menschen halten sich noch immer in ihrer Anschauung an das Goethesche Urteil über Oberschlesien und wissen nichts von der Beglückung Alexander von Humboldts, der auf dem Rosengarten des Bober-Katzbachgebirges das schlesische Land zu seinen Füßen und auf der anderen Seite das Riesengebirge in der Höhe schweben sah.

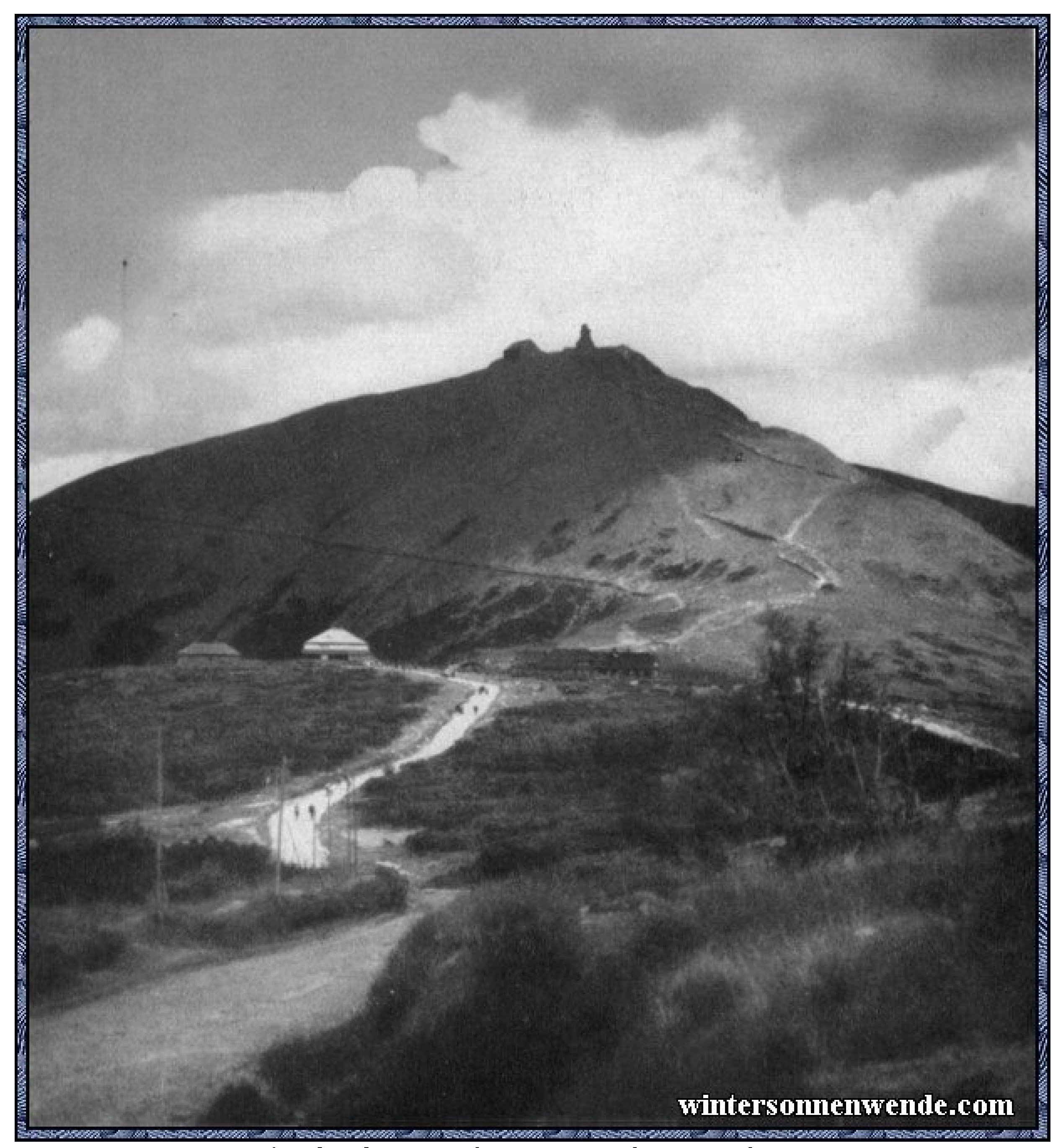
Nein, dieses Land, das dem voreingenommenen deutschen Westler als der Anfang der russischen Steppenödigkeit erscheint, ist in Wirklichkeit nicht nur eine tiefe Wesensbeglückung seiner Bewohner, sondern überrascht jeden Wanderer durch die Vielgestaltigkeit der verschiedensten Landschaften, die oft weit voneinander abweicht, und erfüllt ihn zugleich mit dem Segen einer Harmonie, die bei der strömenden Fülle widerstreitender Art ein Rätsel ist. Aber das Geheimnis der durchgehenden Melodie so vieler gegeneinanderklingender Formen liegt in der Gedämpftheit ihrer gegensätzlichen Bildungen.

Von Osten her beginnt das Land Schlesien mit einem Tändelkranz anmutiger Hügel, die, überbuscht, gewissermaßen den lieblichen Anfang Schlesiens aus der sarmatischen Ebene bedeuten.



Acker und Schlote: *das oberschlesische Land.*

Dieser schlesisch-polnische Landrücken, eine Fortsetzung des Flämings, sinkt langsam zur Talmulde ihres großen Stromes, der Oder, nieder, die sich als eine eigenartige, fruchtbare Landschaft für sich in bedeutender gemächlicher Breite von Südosten bis zum Nordwesten der Provinz hinzieht. Über einen Fruchtgürtel besten Gartenlandes kommt man in das Durcheinandertummeln von Einzelbergen, die als das Aufbegehren der unruhig gewordenen Ebene nach den Vorbergen der Sudeten hindrängen. In weitem Bogen kreisen sie an diesen südöstlichen Gebirgswall der Sudeten heran, wie das Bober-Katzbach-Gebirge, oder sie schmiegen sich nahe zu dem Kamm wie die Falkenberge bei Fischbach. Dann rammt sich als Südostgrenze des Landes, ein halbes hundert Kilometer lang, der Zug der Sudeten als natürliche Grenze ein. Doch, wie ganz Schlesien eine Sammlung der verschiedensten Landschaften ist, so stellt sich das Gebirge der Sudeten als ein Konglomerat von verschiedenen Gebirgen dar, so unähnlich in ihrer Art sind die einzelnen Teile. Das Lausitzer Bergland ist ein unregelmäßiges Gequirle von Bergen, die nie das Maß eines Mittelgebirges ganz erreichen; das Isergebirge zieht als ein einziger Kammrücken mit stundentiefen, schweigend verwunschenen Hochwäldern hin. Das Riesengebirge schwingt über die Grenze des Baumwuchses hinaus und ist eine Bergwelt fast alpinen Charakters. Seengefüllte Kare, der große und kleine Teich, sind in seinen Granit gebohrt. Täler mit hundert Meter senkrechten Wänden, wie der Riesen- und Melzergrund, haben sich in seinen Leib gerissen. Schneegruben, von Gletschern der Eiszeit gesägt, schrecken den Wanderer mit ihren schwindelnd jähen Felsenwänden. Die Schneekoppe reißt sich als vulkanischer Riesenstoß über alle Erhebungen der Sudeten hinaus. Nach dieser Gewaltleistung erholt sich der Zug in der traulichen Gemächlichkeit des Rabengebirges und erwacht dann, wie in der Erinnerung an seine vulkanischen Großtaten, zur steilen Unruhe des Waldenburger Berglandes. Der daran gewachsene Glatzer Gebirgskessel fällt ganz aus dem Rahmen des gesamten Gebirges, und seine Randgebirge sind dazu noch von der größten Verschiedenheit: zerklüftet steigt die Sarg- und Tafelbergform der Heuscheuer aus der Ebene. Massig, in sanfter Gemächlichkeit, wölbt sich der große Schneeberg aus dem tirolerisch anmutenden Wölfelsgrund über 1400 Meter empor. Im Altvater machen die Sudeten den letzten Versuch, sich zum Hochgebirge zu steigern, bringen es aber nur bis zu 1500 Metern, gehen dann sanft in das



Die Schneekoppe, *gesehen vom Kamm des Riesengebirges.*

Mährische Gesenke hinunter und träumen sich mit dem bukolischen Hügelfrieden des Kuhländchens, schon außerhalb der preußischen Grenzen, an der Quelle der Oder, vorüber in die schönbewegte Ebene Mährens hinein.

Wer so durch Schlesien wandert, dessen Geist atmet, bis in die Tiefe des Herzens, dankbar auf; denn es hat sich ihm ein schönes Stück deutscher Erde geboten, die Vorstellung deutscher Landschaft und Eigenart ist um eine vielgestaltige Kostbarkeit reicher geworden. Das Wesen dieser schlesischen Landschaft gestaltet in ihrer vielfältigen Form, was allen Menschen, besonders aber unserer chaotischen und extrem bewegten Zeit so notwendig ist: Größe ohne Ausschweifung, inniges Wesen ohne Süßlichkeit, Ernst ohne Düsterkeit, Tiefe ohne Härte, heitere Daseinsbereitschaft bei besonnen-rüstiger Tüchtigkeit.

Und was die Landschaft singt, das klingt in den Menschen wider. Der schlesische Genius hat einen Ernst, der tiefdringend ist. Seine Heiterkeit blüht gedankenvoll, seine Formkraft vielfältig. Sein

Ringelreihen der wendischen "Teepuppen" *(Oberlausitzer Volkstracht).*



Prozession in einer deutschen Sprachinsel *des ehemaligen Oberschlesien.*

Wagen ist mutig, zäh und voll Elastizität, sein Träumen versonnen, fromm, ja, himmlisch angeglüht.

Der schlesische Mensch ist unverwechselbar wie seine Berge, seine Ebenen, sein Himmel, seine Flüsse und Seen, die seines Herzens Schlag füllen und regeln und seinen Geist formen.



Das gotische Rathaus von Breslau.

Schlesische Dichtung.
Aus dem 20. Kapitel von "Ahnung und Gegenwart"
J. v. Eichendorff

Es war Friedrich seltsam zumute, als er den anderen Tag am Saume des Waldes herauskam und den wirtlichen, zierlich bepflanzten Weg mit seinen bunten Lusthäusern und dunklen Lauben dort auf einmal vor sich sah, auf dem er bei Antritt seiner Reise die ersten einsamen, fröhlichen Stunden nach der Trennung von seinen Universitäts-Freunden zugebracht hatte. Überrascht blieb er eine Weile vor der weiten, von der Sonne hellbeschienenen Gegend stehen, die ihm wie ein Traum, wie eine liebliche Zauberei vorkam; denn eine Gegend aus unserem ersten, frischen Jugendglanze bleibt uns wie das Bild der ersten Geliebten ewig erinnerlich und reizend. Dann lenkte er langsam den lustigen Berg hinan. Dort oben war alles noch wie damals, die Tische und Bänke im Grünen standen noch immer an derselben Stelle, mehrere Gesellschaften waren wieder bunt und fröhlich über den grünen Platz zerstreut und schmausten und lachten, aller kaum vergangenen Not vergessend. Auch der alte Harfenist lebte noch und sang draußen seine vorigen Lieder. Friedrich suchte das lustige Sommerhaus auf, wo er damals gespeist und den eben verlassenen Gesellen frisch zugetrunken hatte. Dort fand er den Namen Rosa wieder, den er an jenem schwülen Nachmittage mit seinem Ringe in die Fensterscheibe gezeichnet. — Er hielt beide Hände vor die Augen, so tief überfiel ihn die Gewalt dieser Erinnerung. Die treuen Züge blitzten noch frisch in der Sonne, aber die Züge jenes wunderschönen Bildes, das er damals in der Seele hatte, waren unterdes im Leben verworren und verloren für immer. —

Er lehnte sich zum Fenster hinaus und übersah die schöne, noch gar wohlbekannte Gegend, und sein ganzer damaliger Zustand wurde ihm dabei so deutlich, wie wenn man ein lang vergessenes, frühes Gedicht nach vielen Jahren wieder liest, wo alles vergangen ist, was einem zu dem Liede verführt. Wie anders war seitdem alles in ihm geworden! Damals segelten seine Gedanken und Wünsche mit den Wolken ins Blaue über das Gebirge fort, hinter dem ihm das Leben mit seinen Reise-Wundern wie ein schönes, überschwenglich reiches Geheimnis lag. Jetzt stand er an demselben Orte, wo er begonnen, wie nach einem mühsam beschriebenen Zirkel, frühzeitig an dem anderen, ernsteren und stilleren Ende seiner Reise und hatte keine Sehnsucht mehr nach dem Plunder hinter den Bergen und weiter. Die Poesie, seine damalige, süße Reisegefährtin, genügte ihm nicht mehr, alle seine ernstesten, herzlichsten Pläne waren an dem Neide seiner Zeit gescheitert, seine Mädchenliebe mußte, ohne daß er es selbst bemerkte, einer höheren Liebe weichen, und jenes große, reiche Geheimnis des Lebens hatte sich ihm endlich in Gott gelöst.

Während er dies alles so überdachte, fiel ihm ein, wie Leontins Schloß ganz in der Nähe von hier sei. Er fühlte ein recht herzliches Verlangen, diesen seinen Bruder und jene Waldberge wiederzusehen. Der Gedanke bewegte ihn so, daß er sogleich sein Pferd bestieg und von dem Berge hinab die schattige Landstraße wieder einschlug.

Die Sonne stand hoch, er hoffte den Wald noch vor Anbruch der Nacht zurückzulegen. Nach einiger Zeit erlangte er einen hohen Bergrücken. Die Lage der Wälder, den Kreis von niederen Bergen ringsumher, alles kam ihm so bekannt vor. Er ritt langsam fort, bis er sich endlich erinnerte, daß es dieselbe Heide sei, über welche er in jener Nacht, da er sich verirrt und das seltsame Abenteuer in der Mühle bestand, sein Pferd am Zügel geführt hatte. Der Schlag der Eisenhämmer kam nur schwach und verworren aus der fernen Tiefe herauf. Es war ihm, als rückte sein ganzes Leben Bild vor Bild so wieder rückwärts, wie ein Schiff nach langer Fahrt, die wohlbekannten Ufer wieder begrüßend, endlich dem alten, heimatlichen Hafen bereichert zufährt. Ein Gebirgsbach fand sich dort in der Einsamkeit mit seiner plauderhaften Emsigkeit neben ihm ein. Er wußte, daß es der nämliche sei, der die schöne Wiese von Leontins Schlosse durchschnitt, und folgte ihm auf einem Fußsteige die Höhe hinab. Da erblickte er nach langem Wege unerwartet auch die berüchtigte Waldmühle im Grunde wieder. Wie gespensterhaft und voll wunderbarer Schrecken hatte ihm

damals die phantastische Nacht diese Gegend ausgebildet, die heut recht behaglich im Sonnenscheine vor ihm lag. Der Bach rauschte melancholisch an der alten Mühle vorüber, die halbverfallen dastand und schon lange verlassen zu sein schien; das Rad war zerbrochen und stand still. Auf der einen Seite der Mühle war ein schöner, lichtgrüner Grund, über welchem frische Eichen ihre kühlen Hallen woben. Dort sah er ein Mädchen in weißem Kleide auf dem Boden sitzen, halb mit dem Rücken nach ihm gekehrt. Er hörte es singen und konnte deutlich folgende Worte verstehen:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will -
Ich möcht am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Diese Worte, so aus tiefster Seele herausgesungen, kamen Friedrich in dem Munde eines Mädchens sehr seltsam vor. Wie erstaunt, ja wunderbar erschüttert aber war er, als sich das Mädchen während des Gesanges, ohne ihn zu bemerken, einmal flüchtig umwandte, und er bei dem Sonnenstreif, der durch die Zweige grade auf ihr Gesicht fiel, nicht nur eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Mädchen, das ihn damals in der Mühle hinaufgeleuchtet, bemerkte, sondern in dieser Kleidung und Umgebung vielmehr jenes wunderschöne Kind aus längstverklungener Zeit wiederzusehen glaubte, mit der er als kleiner Knabe so oft zu Hause im Garten gespielt, und die er seitdem nie wiedergesehen hatte. Jetzt fiel es ihm auch plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß dies dieselben Züge seien, die ihm in dem verlassenen Gebirgsschlosse auf dem Bilde der heiligen Anna in dem Gesichte des Kindes Maria so sehr aufgefallen waren. —

[Scriptorium merkt an: Auszug aus **Joseph von Eichendorff, *Ahnung und Gegenwart***.
Das Buch kann weltweit von **mehreren Anbietern** bezogen werden,
oder in Deutschland auch in wohl jeder Buchhandlung.]

Die Heimat
J. v. Eichendorff

An meinen Bruder.

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh'?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich riefe,
Am Abgrund grast das Reh,
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe -
O stille, wecke nicht, es war als schliefe
Da drunten ein unnennbar Weh.

Kennst du den Garten? - Wenn sich Lenz erneut,
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit,
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
Als ob die Blumen und die Bäume sängen
Rings von der alten schönen Zeit.

Ihr Wipfel und ihr Bronnen rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
Du findest nirgends Ruh,
Erreichen wird dich das geheime Singen, -
Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!

Sachsen
Rudolf Glaser

Auf dem Turm eines Hügels stehe ich, fast im Herzen des Landes, und schaue weit über Wälder und Ebenen bis hinüber zum Gebirge. Der Blick streift die Zinnen der Schlösser unter mir und schweift über die Windungen des im Sonnenglanz schimmernden Elbstroms, über die Silhouette der Hauptstadt, die wie mit gefälliger Gebärde ihre verbindenden Brücken über das Wasser wirft, vorüber an den Palästen der Ministerien und hinüber zu den Türmen der Altstadt. Die Kuppel der Frauenkirche Georg Bärs, der massige Rathausturm und die spielerisch leichte Spitze der Schloßkirche beherrschen das Bild. Und wie mich so von ferne der Geist des Barocks anweht, taucht vor meinem inneren Auge der architektonische Traum des Zwingers auf. In mir aber jubelt es: Dies ist Sachsen. Und es ist mir plötzlich, als werde ich in einem Flugzeug emporgehoben, damit ich das ganze Dreieck des Sachsenlandes überschaue. Ich sehe über die Hügel der Lößnitz hinweg nach dem alten Meißen mit Burg und Dom und über die weit daliegende Niederung mit ihren Industrieanlagen, die sich von Leipzig bis zum östlichen Bautzen dehnt. Über die weichwellige Hügellandschaft der Lausitz gleitet der Blick, über Städte und Städtchen, Dörfer und Gutshöfe mit ihren alten Schlössern, bis zum Oybinfelsen im Südosten. Und langsam öffnet die Geschichte ihr Buch, erzählt von Raubrittern und Mönchen, die dort oben hausten, und von der Feuersbrunst, die aller Herrlichkeit ein Ende machte. Das Elbsandsteingebirge erhebt seine seltsamen Schroffen, zerrissen und ausgespült von schweren Unwettern, die den Sandstein lösten und zu Tale trugen, oft den Föhren kaum Boden lassend, wo sie sich mit der Wurzel festklammern können. Dazwischen der Smaragd grüner Moosteppiche, das Schwefelgelb winziger Flechten an den Felsen und dann das geheimnisvolle Raunen ewig tropfenden Wassers, das zum Strome will. Wie schieben sich hier die felsigen Ufer zusammen, als sei das Flußbett verschlossen; und dennoch

bahnt sich der Strom seinen Weg und bietet dem entzückten Auge neue malerische Bilder, und dem überrascht Schauenden ist es, als höre er das leise Kichern eines Kobolds. - Wo die Elben ihr Wesen treiben, ist Romantik und Abenteuer zuhause, ist alter Boden für Flüchtlinge und Schmuggler. Im Süden aber streckt der Grenzwall des Erzgebirges gegen Böhmen seinen Rücken, der alte Miriquidiwald, der seinen neuen Namen dem Reichtum an edlen Metallen dankt. Der Turm des Geising zeichnet sich scharf vom Himmel, und ich träume hinüber in diese endlosen Wälder mit ihren wasserreichen Tälern, sehe ein arbeitsames Volk dem spröden Boden seine Nahrung abgewinnen, aus der Tiefe der Berge wertvolles Mineral ans Licht der Sonne fördern oder durch Hausgewerbe einen kargen Lebensunterhalt finden. In den Tälern aber an den Flüssen liegen oft Drachenleiber großer Werke und hauchen ihren schwarzen Atem in die Lüfte. - So schön ist dies Gebirge, daß es den Vergleich mit den berühmteren Deutschlands, dem Schwarzwald und dem Harz, nicht zu scheuen braucht; und der Erzgebirgler liebt seine Heimat und hängt an ihr, selbst wenn sie ihn arm läßt. Die Großzügigkeit der Kammlinien, der Blick in die weite Landschaft oder nachts empor zu einem näheren, sternklar glänzenden Himmel wecken hier oben andere Gedanken und Empfindungen als in der Niederung des Flachlandes. Hier säumt der Vogelbeerbaum die Straßen, er, der im Frühling in weißen Dolden und im Herbst in roten Büscheln leuchtet. Von seinem reichen Früchtetragen schließt der Erzgebirgler auf einen harten langen Winter; denn der gute Herrgott sorgt, daß seine Vögel nicht verhungern. Und vielleicht deshalb, weil er die geliebten gefiederten Sänger erhält, hat ihn der Volksdichter besingen müssen. Und dann drinnen in der Stube die Ofenbank! Sie ist des Liedes wert, da es sich auf ihr an langen Winterabenden so gemütlich sitzen läßt, wenn das Feuer im Ofen knistert und das Tabakspfeifchen brennt. Und wieder tändeln die Gedanken weiter, zum Vogtland im Westen und dann zur trotzigen Feste der Augustusburg in den nördlichen Ausläufern des Gebirges, die weithin das tiefergelegene Land beherrscht, das Sachsen nach Thüringen zu abgrenzt. Du schönes Land! Einst kleinstes Königreich unter den deutschen Bundesstaaten, nicht immer waren deine Grenzen so eng gezogen. Wie oft wurdest du zerstückelt, neu zusammengefügt und wieder zerrissen durch die Zwistigkeiten deiner Herrscher. Und wie hast du endlich kämpfen müssen um deinen Bestand!



Die Frauenkirche zu Dresden.

Urdeutsche suevische Stämme bewohnten ursprünglich das Land, rechts der Elbe die Sermonen, links die Hermunduren, deren Gebiet sich von der Elbe bis zur Werra und vom Harz bis zur Donau ausdehnte. Unselige Bruderkriege zerstörten frühzeitig das große Reich. Die Germanen östlich der Saale, durch die Kämpfe zerrissen und innerlich zermürbt, verließen in der Mehrzahl ihre Siedlungen, um sich andere, günstigere Lebensbedingungen zu suchen. In das entleerte Gebiet aber drangen im sechsten Jahrhundert slawische Völker ein und ließen sich an den Wasserläufen nieder. Wenden oder Polaben nannte man sie, denen das Land vom Erzgebirge bis zur Ostsee, von der Oder bis zur Saale offenstand. Der Stamm der Sorben besetzte das Gebiet zwischen Bober und Saale, und sie sind es, die in der Entwicklung des heutigen Sachsen eine Rolle spielten. Sie gaben ihren



Die Bastei. *Im Hintergrunde der Lilienstein.*

Dörfern ein charakteristisches Gepräge, indem sie ihre Höfe um einen freien Platz als Rundlinge oder als breite, geschlossene Gasse anlegten. Beide Formen, leicht verschließbar, boten die Möglichkeit der Verteidigung gegen Feinde. Hier trieben sie Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, brannten sich ihre Töpfe, schmiedeten oder schnitzten ihre Geräte und webten sich ihre Stoffe. Der erbliche Stammesfürst beherrschte von einer Burg aus das kulturelle und politische Leben. Eine staatliche Einheit aber schufen sich die Slawen hier nicht und konnten deshalb einer germanischen Wiedereroberung des Landes auch keinen dauernden Widerstand entgegensetzen. Karl der Große unterwarf und verpflichtete sie zu Heeresfolge und Tribut, von welchen Lasten sie sich unter seinen Nachfolgern zu befreien wußten, bis Heinrich der Erste wieder gegen sie vorging. Siegreich errichtete er die Burg Meißen, als Hauptstützpunkt für seine weiteren Unternehmungen. Die Marken entstanden als Grenzschutzgebiete gegen das Slawentum. Mit der Einführung der christlichen Religion wurden die Marken Zeitz, Merseburg und Meißen zugleich Bistümer, und nun kamen wieder deutsche Vasallen und Dienstmannen als Siedler in das Land und bildeten mit dem Klerus zusammen den Herrenstand. Die bis dahin freien Slawen wurden unterdrückt und, außer ihren Fürsten, Leibeigene. Von der Burg Wettin im Nordschwabengau, zwischen Saale und Bode, ging mit Heinrich von Eilenburg im Jahre 1089 aber jenes Geschlecht aus, das die Geschichte des Landes zukünftig lenken sollte, und dessen Macht etwa 50 Jahre später durch Konrad den Großen begründet wurde. Seine Herrschaft umfaßte, außer dem Wettinischen Hausgebiet, die Mark Meißen von der Zschopau und Mulde bis zur Pulsnitz und Elster, ferner das östlich von Thüringen gelegene Osterland und die Lausitz um Spree und Neiße. Vor seinem Tode verteilte er jedoch sein Land an seine fünf Söhne, wobei die Mark Meißen an Otto den Reichen kam. In dessen Regierungszeit fällt die Entdeckung der Freiberger Silbererze, eine Quelle des künftigen Wohlstandes des ganzen so stark verkleinerten Reiches. Harzer Bergleute wanderten zu, erhielten gewisse Freiheiten und begründeten das heutige Freiberg mit dem Namen "Sächsstadt", die Stadt der Sachsen. Der Enkel Ottos, Heinrich der Erlauchte, verstand es, die enggewordenen Grenzen seiner Herrschaft wieder so zu erweitern, daß sie von der Werra bis zur Oder und vom Erzgebirge bis zum Harz reichten, denn das Pleißnerland und Thüringen war ihm zugekommen. Als reicher Fürst konnte er einen glänzenden Hof halten und die Künste pflegen. Er selber dichtete Minnelieder, in denen er die

züchtige deutsche Frau besang, und schuf geistliche Musik für seine Hauskapelle. Dieser kluge und vielseitige Herrscher aber teilte sich mit seinen Söhnen in den Besitz seiner Länder. Wieder wurde zerrissen, was er zusammenbrachte, und eine Quelle des Zwistes angeschlagen, die er bis zu seinem Tode nicht zum Versiegen bringen konnte.

Nicht nur ein deutsches Fürstengeschlecht faßte auf dem urgermanischen, von den Sorben besetzten Boden festen Fuß, auch das deutsche Volk besann sich seines einstigen Besitzes und begann mit Anfang des 12. Jahrhundert, das Land für das Germanentum auch innerlich, blutmäßig, zurückzugewinnen.

Als die Landesfürsten die Marken durch Ansiedlung von Vasallen und Dienstmannen sicherten, zogen diese, um ihre Lehen auszuwerten, Deutsche aus Thüringen, Franken, Bayern und Flandern ins Land. Damit setzte die Durchdringung der Mark durch den deutschen Bauern ein. In großen Scharen erschienen die Siedler, geleitet von einem Beauftragten, und konnten, auf Grund eines Vertrages mit ihren Herren, den Rittern, von sorbischen Dörfern kurzerhand Besitz nehmen oder sich neben ihnen anbauen. Sie waren tatkräftiger und unternehmungslustiger als die Sorben; denn sie trockneten bald Sumpfgebiete aus oder rodeten Urwald, um auch dort ihre Wohnsitze anzulegen. Ja, als der Erzreichtum des Miriquidiwaldes erkannt wurde, zögerten sie nicht, auch in höhere, rauhere Gebirgslagen mit ihren gewaltigen Fichtenwäldern und Talschluchten vorzudringen und dort ihre Wohnstätten zu erbauen. Hier entstand nun, aus deutschen Stämmen gemischt, eine reindeutsche Bevölkerung im Gegensatz zu der deutsch-slawischen an den Flußläufen und Handelsstraßen, die bald mit der Landschaft aufs innigste verwuchs. Die Siedler formten sie nach ihren Bedürfnissen und wurden wieder von ihr im Charakter und der Lebensweise geformt.

Das zu besiedelnde Land wurde immer an einem Bach oder einer Straße gewählt und in Hufen - etwa 30 Morgen Landes - einem Siedler zugeteilt. Die Höfe erstanden am Wasser oder Weg und zogen sich dort entlang, bis der Wald der Dorfflur eine Grenze setzte. Damals erhielten also diese Dörfer bereits den Charakter, den sie bis heute noch vielfach aufweisen. Damit unterschieden sie sich auch wesentlich von der sorbischen Siedlung. Der Hausbau zeigte, trotz der Stammesunterschiede seiner Bewohner, viel übereinstimmende Züge. Bei den Franken und Thüringern zogen sich die Gebäude, Wohnhaus, Ställe und Scheuern, um die Düngerstätte im Viereck, eine Anordnung, die man auch heute noch antrifft. Daneben hat sich eine andere Bauart erhalten, bei der unter dem Satteldach des rechteckigen Hauses auch der Stall, wie in Niedersachsen, angebracht ist. Der Führer der Siedler wurde Erbschulze und übte als solcher die niedere Gerichtsbarkeit aus und besaß Schank- und Schlachtgerechtigkeit. Daraus hat sich bis zur Gegenwart die Bezeichnung "Erblehngericht" bei vielen Schankstätten der Dörfer erhalten. Die Bauern galten als freie Leute, die aber an den Grundherrn und die Kirche Abgaben zu entrichten hatten.

Sehr bald entwickelten sich aus solchen Siedlungen oder auch aus Neugründungen deutsche Städte mit der Burg, der Kirche oder dem Kloster als Mittelpunkt. Dann erhielten sie Mauer, Markt und Gerichtsbarkeit nebst eigener Gemeindeverfassung. Die Ortsnamen lassen nach neuerer Forschung auf die Stammeszugehörigkeit der Siedler schließen. Dieses Emporblühen wurde durch den Schutz der Fürsten begünstigt, der, obwohl dem Kaiser gegenüber Lehensmann, doch in seinem Lande selbständig herrschte. Ritter und Dienstmannen, letztere auch Ministerialen genannt, betreuten Hofämter und unterstützten den Fürsten als heimliche Räte und Secretarii in der Rechtsprechung und Verwaltung des Landes. Das geistige Leben aber lag in den Händen der Kirche. Mönche schrieben die Annalen und unterrichteten in Klosterschulen. So ist St. Afra in Meißen und die Thomasschule in Leipzig entstanden. Aber auch die Baukunst förderte der Klerus. Seinem künstlerischen Sinn verdankt Sachsen die berühmte "Goldene Pforte" zu Freiberg und den Dom zu Meißen.

So also durchdrang deutsches Blut eine fremde Bevölkerung, die sich in einem alten deutschen Lande eingenistet hatte, und deutscher Geist gab der Landschaft ihre Prägung. Die Sorben wurden allmählich so vollständig aufgesogen, daß heute das Slawentum in Sachsen, bis auf kleine Reste in der Oberlausitz, die Wenden in der Umgebung von Bautzen, vollständig ausgestorben ist. Als Überbleibsel aus der Sorbenzeit findet man indessen noch häufig in der Ebene die Spuren von Rundlingsanlagen. Und dann sind es Namen, die ihren slawischen Ursprung nicht verleugnen. Czorneboh und Bileboh, die beiden Berge in der Lausitz, gemahnen, daß auf ihren Höhen in abgelebten Zeiten einst ein untergegangenes Volk einem schwarzen bösen und einem weißen guten Gotte seine Opfer darbrachte.

Von Bruderkriegen war in Zukunft Sachsen nicht verschont. Das ewige unglückliche Teilen des Landes unter die Abkömmlinge der Fürsten mußte das Gefühl der Zusammengehörigkeit erschüttern. Die Herrscher hatten Händel untereinander oder mit dem Kaiser, sie verloren oder gewannen ihren Besitz zurück oder verkauften davon an Nachbarländer. Prinz Ernst und Albert, die Söhne Friedrichs des Streitbaren, herrschten später einträchtig und mit Erfolg. Neue Silberlager schütteten ihren Segen über das Land und ließen Schneeberg entstehen. In Altenberg aber hatte seit Mitte des 15. Jahrhunderts eine ergiebige Zinnförderung eingesetzt. Noch heute sind die alten Gewölbe vom Ruß geschwärzt, deren Feuer vor 500 Jahren den Granit brüchig und damit den Abbau möglich machten. In diesen unterirdischen feuchten Hallen ist es, als raunten unheimliche Geister der Vergangenheit, die plötzlich dem entzückten Blick ein Märchenwunder bieten, wenn das Licht verborgener Lampen eine Grotte erhellt, deren rote, von Kupferarsenit blau und grün überzogene Felsen mit Nadeln giftgrüner Stalaktiten sich im klaren Wasser eines Sees spiegeln. Die Läden des Städtchens aber zeigen die Früchte fleißiger, mühevoller Arbeit. Zinngeräte sind es, nach alten Mustern gegossen, Krüge, Becher und Dosen und Leuchter, die von Bergleuten in alten Trachten drollig gehalten werden.

Ernst und Albert erweiterten wieder die Grenzen ihres Landes. Plauen konnten sie erwerben, und schließlich fiel Thüringen an sie zurück. Jetzt teilte man abermals den gemeinschaftlichen Besitz. Ernst erhielt Thüringen und die Kur, Albert Meißen. Damit trennte sich das Geschlecht der Wettiner für immer in die beiden Linien. Albert, vom Kaiser für treue Dienste mit neuen Ländern belohnt und des ewigen Teilens der sächsischen Lande müde, führte das Erstgeburtsrecht ein. Wiederum wurden neue Silberlager im Erzgebirge entdeckt. Annaberg entstand, wo bald die Spitzenklöppelei dem Volke neue Erwerbsmöglichkeiten erschloß.



Erzgebirgische Spitzenklöpplerin.

Der Wohlstand Sachsens war gewachsen und mit ihm die Zahl der Bewohner. Gleichzeitig entfaltete sich der heitere, gastfreie Sinn der Bevölkerung zu Üppigkeit und Verschwendung, die über so häufige Klagen über lockere Lebensweise und Sittenverderbnis führten, daß die sächsischen Fürsten sich endlich entschlossen, eine "Reformation" in diesen Gewohnheiten einzuführen. Sie enthielt u. a. Bestimmungen "über Gastereien, Taufen, Bier- und Weinschenken, Zutrinken und andere Zechen und Gelage, über die Kleidung von Mannes- und Weibspersonen, Bürgern und Bauern, daß darin alle übermäßige Pracht und unnütze Unkosten vermieden würden".

Auf baukünstlerischem Gebiete wurden jetzt allenthalben hohe Werte geschaffen. Kulturdenkmäler entstanden, wie die Marienkirche zu Zwickau, die Kunigundenkirche zu Rochlitz, die Annenkirche

zu Annaberg sowie die Albrechtsburg in Meißen. Auch Armen- und Krankenhäuser wurden als fürstliche Stiftungen erbaut. Das Städtebild erhielt also jetzt durch die Architektur jenes Gepräge, da nicht nur charakteristisch für das deutsche Gottesempfinden, sondern für das Gefühlsleben der Deutschen schlechthin ist.



***Wittenberg.** Marktplatz mit Luther- u. Melanchthondenkmal und Stadtkirche.*

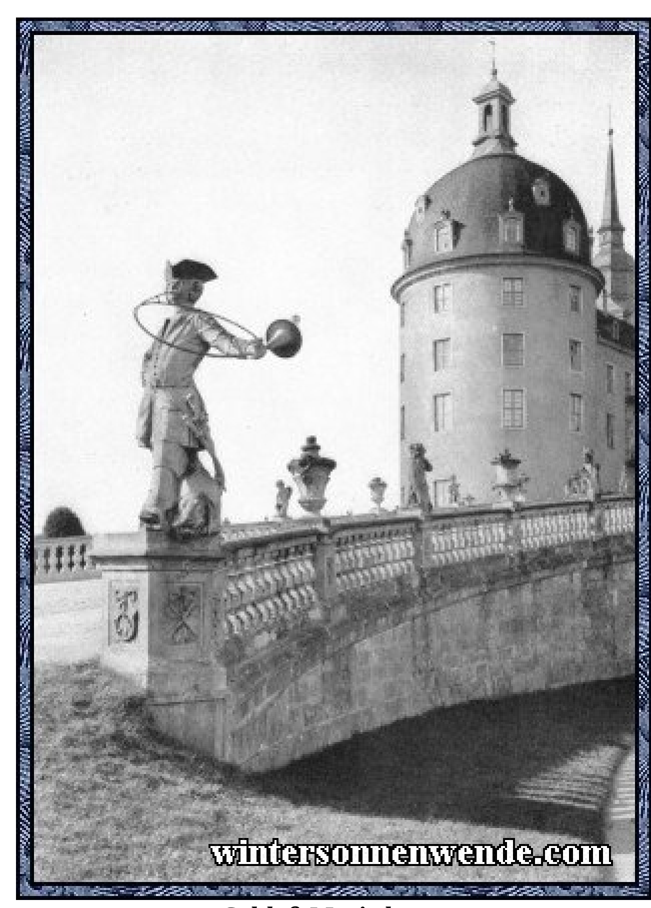
Im Zeitalter der Reformation und der Religionskriege spielte Sachsen bekanntlich eine führende Rolle. Wittenberg wurde Ausgangs- und Mittelpunkt dieser weit über die Grenzen Deutschlands bedeutsamen geistigen Bewegung. Die sächsische Kanzleisprache machte Luther maßgebend für das deutsche Schrifttum und schlang damit ein einigendes geistiges Band um alle deutschen Stämme. Damals bot man Friedrich dem Weisen die deutsche Kaiserkrone an. Bezeichnend für ihn sind die Gründe, das Anerbieten abzulehnen, bezeichnend die freimütige Art, wie Graf Philipp von Solms, sein Berater, sich auf des Fürsten Anfrage äußerte. Friedrich mangele es zwar nicht an Weisheit, wohl aber an Ernst und Nachdruck, um Strafen durchzusetzen, die bei den Unruhen und der Uneinigkeit des Reiches notwendig seien. Friedrich, in weiser Selbsterkenntnis, hat dieses Urteil gnädig aufgenommen.



Friedrich der Weise von Sachsen.
Zeichnung von Lucas Cranach d. Ä.

Infolge des Schmalkaldischen Krieges verlor die ernestinische Linie die Kurwürde an die Albertiner. Der im Feldlager ausgerufene neue Kurfürst Moritz, ein bedeutender Organisator, gab seinem erweiterten Land eine Kreiseinteilung und suchte das geistige Leben zu fördern. Sein Interesse galt der Universität Leipzig und seinen

Stiftungen, den Fürstenschulen zu Pforta, Meißen und Grimma.



Schloß Moritzburg.

Die Geschichte der Fürsten ist zugleich die Geschichte des Volkes. Daß sich beide wie eine große Familie empfinden können, auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden, beweist Sachsen unter Kurfürst August. Nicht nur, daß er religiöse Streitigkeiten, als beunruhigend für sein Volk, energisch zu unterbinden wußte, er leistete auch als Staatswirt, unterstützt von seiner Gemahlin Anna, Mustergültiges und verlor niemals über der Sorge ums Ganze das Einzelne aus dem Auge. Land- und Forstwirtschaft, Industrie und Bergbau wurden durch das fürstliche Paar aufs lebhafteste gefördert, und noch heute tragen Medikamente den Namen der Kurfürstin, mit denen sie ihren Untertanen zu helfen beflissen war. August, als Begründer der berühmten Dresdner Sammlungen, schuf damit den Boden, auf dem sich der Ruf der Residenz als Kunstzentrum entwickeln sollte, und umsichtig vergrößerte er sein Gebiet, indem er das Vogtland zurückerwarb, als fünften Kreis seines Besitzes. So ist es nicht erstaunlich, daß das sächsische Volk dem Herrscherpaar seine volle Neigung schenkte. Als Vater August und Mutter Anna leben heute beide noch im Munde des dankbaren Volkes.

Mit dem Emporblühen des Bergbaus regte auch die Volksdichtung ihre Schwingen und schuf sich Lieder zum Preise eines Berufes, der immer inniger mit dem völkischen Leben im Gebirge verwuchs, je mehr Erzlager entdeckt und zur Brotquelle der Bevölkerung wurden. Aber auch die deutsche Kunstdichtung wurde von dem Sachsen Paul Fleming bereichert, ein Lyriker von echtem Gefühl, eine lebensfrohe, gottvertrauende Natur. Er sang seine Lieder, als sein Vaterland schwer unter Läuften des Dreißigjährigen Krieges zu leiden hatte, da die größten Schlachten auf seinem Boden ausgetragen und sogar der Bestand des Kurfürstentums bedroht wurde. Aber wieder ging Sachsen aus diesen Wirren größer hervor. Die Lausitzen erwarb es zurück, die ein früherer Herrscher verkauft hatte. Standen auch in diesem Kriege Deutsche gegen Deutsche, so empfand man sich dem Ausland gegenüber doch als eins. Der sächsische Philosoph Leibnitz wirkte, leider vergeblich, einige Jahrzehnte später am Hofe Ludwigs XIV. zu Paris, um die Eroberungsgelüste des Sonnenkönigs von Westdeutschland abzulenken.



Vogtländische Hutzenstube.

Das schöne Gefühl einer Zusammengehörigkeit von Volk und Fürstenhaus wurde erschüttert, als etwa ein Jahrhundert nach dem Heimgang Vater Augusts der jugendliche Friedrich August I. zur Herrschaft kam. Der geniale Fürst, dem als August dem Starken ein Gedächtnis im Volke

bewahrt wird, hatte auf seiner Kavalierstour die prunkvollsten Höfe Europas kennengelernt und trachtete danach, in seinem Kurfürstentum einen gleichen Glanz zu entfalten. Es fehlte ihm die Königskrone, die er 1697 in Krakau als König von Polen erwarb, aber mit dem Übertritt zum Katholizismus erkaufen mußte. Das protestantische Volk, zwar seiner Gewissensfreiheit versichert, aber stolz auf die Bedeutung Sachsens als Stütze und Ausgang der Reformation und überzeugt von der sittlichen Bedeutung der ganzen Bewegung, konnte einen solchen Schritt seines Fürstens und Führers nicht verstehen, der aus Eitelkeit geschah. Dazu kam, daß die Folgen dieser Erwerbung zum Nachteil des Landes ausschlugen. Dresden erhielt zwar die Bauten, die bis zur Gegenwart zu seiner Berühmtheit beitragen; Schloß Pillnitz und Groß-Sedlitz entstanden, mit ihren prächtigen Gartenanlagen, als Träume fürstlicher Bauleidenschaft. Das Volk aber seufzte unter dem Drucke unerträglicher Besteuerung durch einen abtrünnigen König, der sich endlich sogar entschließen mußte, ansehnliche Landesteile zu veräußern, nur um seiner Prachtliebe frönen zu können. Die Geldverlegenheiten des Kurfürsten veranlaßten die Goldmacherversuche des Alchimisten Bötiger, die schließlich in Meißen zur Entdeckung des Porzellans führten. Sie sollte zur hochbedeutsamen Einnahmequelle des sächsischen Staates werden.



Wiederbelebung alter Werkkunst. *Keramische Werkstätte in Burg Giebichenstein bei Halle.*

Aber auch auf dem Gebiete der Musik hatte Sachsen längst begonnen, seinen Anteil zu heischen. Johann Sebastian Bach, der seit 1723 Kantor an der Thomaskirche zu Leipzig war, weilte als gern gesehener Gast an dem prunkvollen Hofe Augusts des Starken und erprobte gelegentlich die neue, noch heute berühmte Orgel in der Hofkirche, die Johann Gottfried Silbermann, aus der Frauensteinergegend im Erzgebirge, erbaut hatte. Silbermann hat auch seine unvergänglichen Verdienste um die Hammermechanik des Klaviers. Auf dem Gebiete der Mission aber entfaltete Nikolaus Graf Zinzendorf seine segensreiche Tätigkeit und begründete 1722 Herrnhut mit seiner Brüdergemeinde.

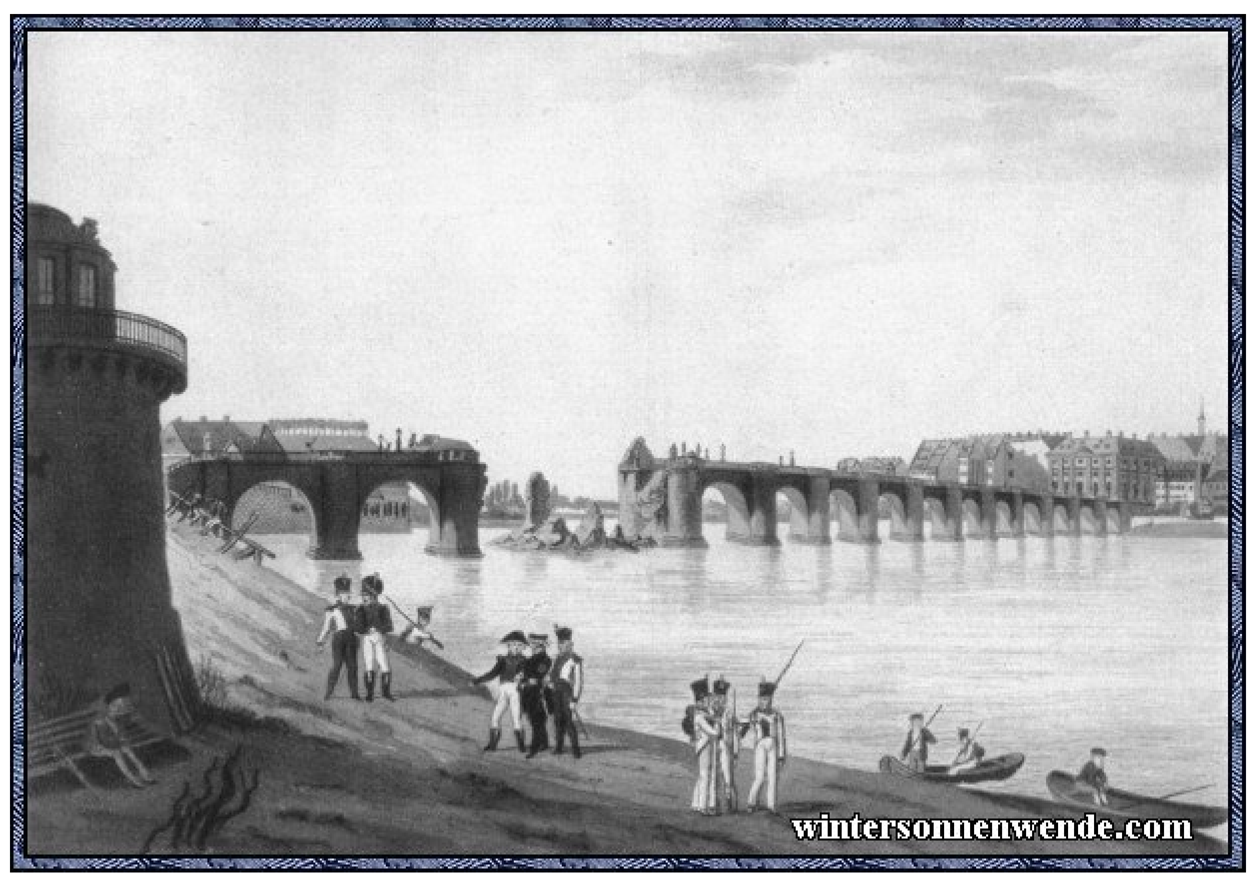
Eine Folge des Übertritts des Fürstenhauses zum Katholizismus war das Absinken der Vormachtstellung Sachsens im Reiche, dem protestantischen Preußen gegenüber, das nunmehr die

Interessen der evangelischen Deutschen vertrat. Dazu kam, daß das Kurfürstentum unter den Nachfolgern Augusts des Starken durch die Mißwirtschaft des gewissenlosen Ministers Brühl innerlich zerrüttet wurde. Zum größten Unglück des Landes gestaltete sich endlich der Siebenjährige Krieg, der sich zum größten Teil wiederum auf sächsischem Boden abspielte und seinen Bewohnern schwere Schulden aufbürdete. Indessen vermochte der Kurfürst jetzt Dresden eine führende Stellung im Kunstleben Deutschlands zu sichern, indem er für seine Gemäldesammlung hundert wertvollster Werke, unter ihnen Raffaels Sixtinische Madonna, erwarb. Die katholische Hofkirche wurde erbaut und das musikalische Leben durch Pflege von Oper und Kirchengesang gefördert. Leipzig dagegen entwickelte sich weiter als Universitäts- und Handelsstadt und als solche zur Zentrale des deutschen Buchhandels. Hier bereitete sich dann auch die Erneuerung der deutschen Literatur vor, bei der, neben dem Ostpreußen Gottsched, Gellert aus Hainichen im Erzgebirge und die Neuberin aus Reichenbach im Vogtland eine wichtige Rolle spielten und die schließlich durch den Kamenzer Lessing durchgeführt wurde.

Die folgenden Kurfürsten suchten durch Errichtung großer Schäfereien, Kattunfabriken und der Bergakademie zu Freiberg die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, zu heilen. Der tiefe romantische Dichter Novalis und später Theodor Körner, in dessen Einsatz für die große vaterländische Idee sich der Charakterzug des deutschen Wesens spiegelt, die Sache über die eigene Person zu stellen, waren Schüler der Akademie. Ihre Dichtung hat reiche Anregung durch ihr Studium zu Freiberg erhalten. - Mit Begründung der Kunstakademie zu Dresden und der Zeichenakademie zu Leipzig erhielt das künstlerische Leben Sachsens einen bedeutsamen Aufschwung. In Chemnitz dagegen entstanden Maschinenspinnereien, und im Erzgebirge war es die Holzdrechselei, die dem Volke neue Einnahmequellen erschloß, die in der Zukunft dem sächsischen Weihnachtsfest einen charakteristischen Stempel geben sollte. In ihm spiegelt sich die gutmütige Art, der heitere Sinn des Volkes und sein weiches Gemüt am reinsten wieder. Zur Weihnacht wird der erwachsene Sachse zum Kind. Der arme Erzgebirgler hat sich in seiner Not an die Erlösungsverheißung des Evangeliums geklammert, er hat sich Figuren geschnitzt, um sich die Geburt des Heilands eindringlich bildhaft vor Augen zu stellen. Schöpferisch, wie er ist, wurde er nicht müde, seine Krippe mit immer neuen Gestalten zu bevölkern, immer schöner und abwechslungsreicher mußte das Fest mit "Pyramiden", "Spinnen", Leuchtern und Räuchermännern gefeiert werden, bei denen Engel, Volksgestalten und Türken ihre Rolle spielten. Dazu gesellten sich Nußknacker, Weihnachtsmänner und endlich Pflaumentoffel. Der sächsische Kuchen, der Stollen, aber erhielt seine Gestaltung von dem in Windeln gewickelten Kindlein. Bestimmte weihnachtliche Gebräuche fanden ihre Ausbildung, die zum Teil auf uralten Aberglauben der deutschen Stämme zurückgehen. Schlichte, innige Weihnachtslieder entstanden und Krippenspiele in der Kirche, die bis zur Gegenwart das Band der Gemeinschaft um die Gläubigen schlingen. Dies alles fand und findet seinen Weg in die Stadt bis zum Herzen des ruhelosen Großstädters, und in den überfüllten Stadtkirchen singt man zur Christmesse beim leuchtenden Weihnachtsbaum die alten, lieben Weisen des Volkes.

In diesen für das Christfest geschaffenen Figuren verrät sich oft ein naiver Humor, der wieder kennzeichnend für die Sachsen ist. Vorwiegend intellektuell, verfügen sie oft über einen treffenden Witz. Ihr völkischer Humor indessen spiegelt meist den ängstlichen Kleinbürger, dem es am wohlsten in seinen vier Wänden ist, der den Schwatz und Spott liebt und gerne mehr aus sich macht als hinter ihm steckt. Da er sich leicht der Lächerlichkeit aussetzt, hat er auch die Fähigkeit erworben, sich über sich selbst zu belustigen. Über dieser engen Einstellung darf nicht vergessen werden, daß die Entwicklungsgeschichte des Sachsenvolkes von Anbeginn den Kampf eines Kolonialvolkes darstellt, das immer mit Nackenschlägen zu rechnen hatte und durch die Zwiste seiner Fürsten auch innerlich nicht zur Ruhe kam. Dazu gesellten sich in den Kriegen, von denen Sachsen besonders heimgesucht wurde, Plünderungen, Abgaben und Einquartierungen.

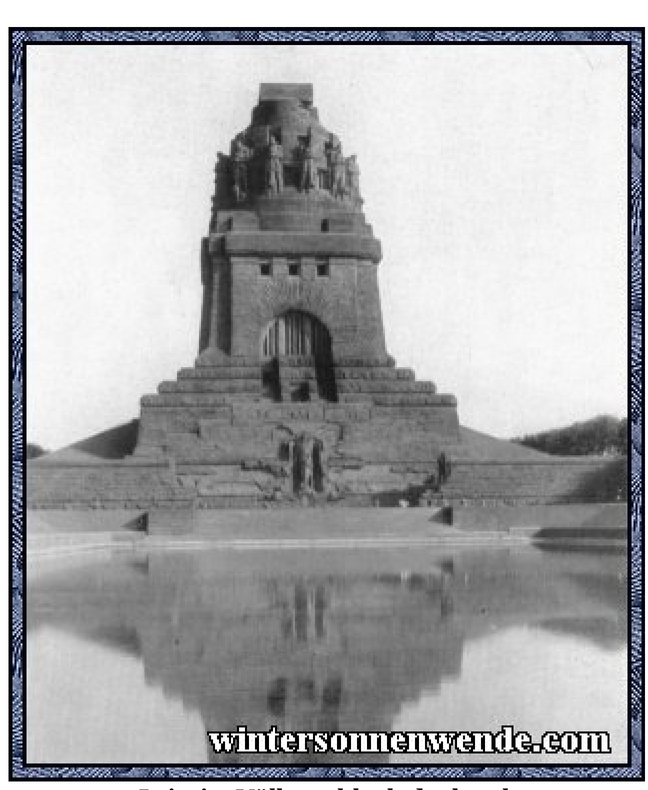
Das Volk aber mußte durch diese Erlebnisse anpassungsfähig, elastisch und zuvorkommend werden.



Die gesprengte Dresdner Elbbrücke 1813. *Ankunft eines russischen Parlamentärs.*

Es mußte lernen, Fremdes aufzunehmen, ohne sich selbst zu verlieren, für eine im Augenblick aufrichtige Zusage leicht bereit zu sein, die aber ebenso leicht vergessen werden konnte. Eine unglückliche Politik ließ die Regierung im Siebenjährigen und napoleonischen Krieg auf die falsche Karte setzen. Da war es der Lausitzer Fichte, der mit seinen hinreißenden Reden das ganze deutsche Volk gegen den Korsen aufrief. Sachsen hatte zwar den Namen eines Königreichs gewonnen, verlor aber zugleich die Hälfte seines Gebietes. Später erweckte Richard Wagner aus Leipzig in dem Bewußtsein der Deutschen die germanische Sagenwelt zu neuem Leben. Inzwischen nahm das stark verkleinerte Land einen wirtschaftlichen Aufschwung, die Industrie hatte die Landwirtschaft zurückgedrängt. Nun blühten wieder Künste und Wissenschaften auf, und Sachsen konnte der Menschheit von neuem unvergängliche Güter schenken.

Noch einmal vergriff sich die sächsische Politik im preußisch-österreichischen Bruderkrieg, und fast wäre das Königreich von der Landkarte verschwunden. Ein glimpflicher Friede sicherte ihm jedoch den Bestand und gab ihm den Anschluß an die großdeutschen Interessen. Sachsen hatte diesen Schritt nicht zu bereuen. In den beiden Kriegen, die später über Deutschland hereinbrachen, setzte es die Worte seines Königs Johann, die er beim Friedensschluß mit Preußen gesprochen, in die Tat um: "Mit derselben Treue, mit der ich zum alten Bunde gestanden habe, werde ich zu der neuen Verbindung halten."



Leipzig, Völkerschlachtdenkmal.

So zog das Schicksal Sachsens an mir vorüber, und noch stehe ich auf dem Turm hoch über der Elbe. Nebel verhüllen jetzt Landschaft und Sonne, und fröstelnd steige ich wieder hinab durch die Wälder zu Tal. —

Thüringen

Waldemar Mühlner

In Luthers Tischreden wird uns erzählt, daß Graf Bodo der Glückselige von Stolberg einmal aus tiefstem Empfinden heraus bekannte: "Geht mir mit dem Gelobten Lande! Ich lasse es jedem gerne. Ich lobe mir dafür meine Goldene Aue."

Die Goldene Aue, eine der fruchtbarsten Gegenden Deutschlands und eine Kornkammer des Mittelalters, zieht sich um den Kyffhäuser herum. Thüringen verläuft in ihr nach Norden zu. Die Aue scheidet Thüringens Berge von den Harzhöhen. Graf Bodos Ausruf drückt den Stolz des Stolbergers auf seine Thüringer Heimat aus. Der Stolz glüht heute noch in jedem Thüringer, ja in jedem Deutschen, der einmal Thüringer Gastfreundschaft genossen hat. Man nennt Thüringen **das grüne Herz** Deutschlands. Es liegt gar nicht so unbedingt in der Mitte unseres Vaterlandes. Und doch ist der Vergleich eine Ehrenbezeichnung für das Land. Thüringen, das ist für uns: Waldesrauschen und Vogelsang, sanftgeschwungene Berge und liebliche Täler, Frohsinn und Gastfreundschaft; das ist Kulturmittelpunkt, ist Kultursonne und ist mehr als einmal Mittelpunkt deutschen und weltgeschichtlichen Geschehens gewesen.

Freilich, wenn man draußen im Reiche nach Thüringen fragt, so muß man erfahren, daß der Begriff nicht eindeutig feststeht. Die Grenzen fließen. Man faßt Thüringen gern als Mitteldeutschland auf und läßt Orte in ihm liegen, die erdkundlich und stammeskundlich einer andern Landschaft zugerechnet werden müssen. Das kommt wohl daher, daß Thüringen niemals politisch eine Einheit gewesen ist und seine bis heute noch nicht aufgehellten Anfänge im Dunkel der Vorgeschichte ruhen.

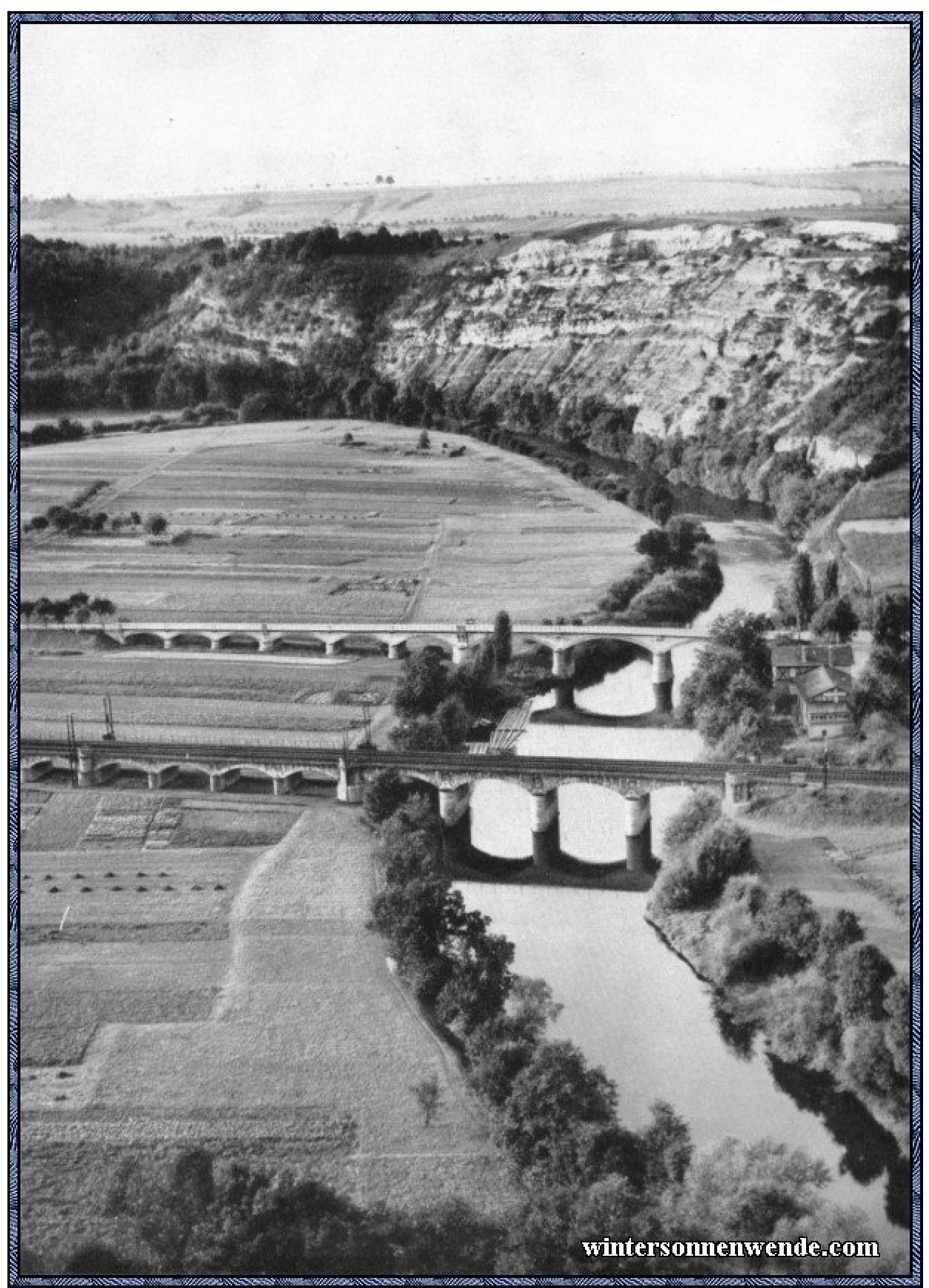
Das alte Thüringer Königreich, das bis zum Jahre 531 bestand, reichte im Norden bis an die Elbe, bis ans heutige Mecklenburg, und im Süden bis zur Donau. Im Gegensatz dazu war das neuzeitliche Staatengebilde Thüringen in den vergangenen Jahrhunderten das Urbild deutscher Kleinstaaterei. Es war dermaßen zerrüttet und zerstückelt, daß man im Reiche spöttisch von den thüringischen "Raubstaaten" redete. Thüringens Ruhm hat das in keiner Weise zu schmälern vermocht; denn Thüringen ist für uns Deutsche ein Landschaftsbegriff, dessen Mittelpunkt der Thüringer Wald bildet, ist ein Stammesbegriff, dessen Grenzen durch die Stammes- und Mundart der Bewohner festgelegt sind.

Die Grenze liegt auf einer Linie, die um folgende Orte herumläuft: Altenburg, Greiz, Hirschberg, Koburg, Mellrichstadt, Tann, Berka, Treffurt, Bleicherode, Helmetal, Unstruttal, Naumburg, Zeitz. Erdkundlich gehören zu dem Gebiete der Thüringer Wald, das Thüringer Hügelland mit dem Kyffhäuser, das Saaletal und das Thüringer Vogtland um Greiz. Politisch umschließt es das gesamte Groß-Thüringen, Teile der Provinz Sachsen und kleine Gebiete von Bayern und Hessen. Es wird im Osten begrenzt vom Freistaat Sachsen, im Süden vom bayerischen Franken, im Westen von der Provinz Hessen und im Norden von den Harzlanden.

Und es ist doch Deutschlands Herz! Nach drei deutschen Strömen schickt das Land seine Abflüsse, zur Elbe, zur Weser und zum Rhein. Sein Hauptfluß ist die burgenreiche, vielbesungene Saale.

Die Kultur des Landes bekommt ihren Charakter von der Eigenart der Bewohner, und die Bewohner

sind wiederum geformt worden von der Landschaft und ihren Erscheinungen.



Blick von der Rudelsburg ins Saaletal.

Über die **Herkunft der Thüringer** hat die Wissenschaft noch nichts Sicheres feststellen können, da die Quellen aus der Frühgeschichte der Thüringer nur sehr, sehr spärlich fließen. Auch über die Deutung des Namens Thüringen gehen die Meinungen weit auseinander. Nur soviel ist gewiß, daß

der Kern des Stammes ein am Thüringer Walde sitzendes Volk bildete. Die Mehrzahl der Forscher vertritt die Ansicht, daß dieser ansässige Stamm die Hermunduren waren. Aus dem letzten Teil dieses Wortes sein der Name Thüringer (Düringer) hervorgegangen. Die Hermunduren vermischten sich später mit den von Norden einwandernden Angeln und Warnen, und alle drei verschmolzen zum Stamme der Thüringer, der im 6. Jahrhundert das Königreich innehatte. Das Reich wurde von den Franken und Sachsen zerstört. Beide setzten sich im thüringischen Gebiete fest. Die Sachsen drangen von Norden, die Franken von Westen ein. Die Thüringer sogen die eingedrungenen Elemente auf. Noch ein anderer Einfluß machte sich im Lande geltend. Von Osten kamen Slawen und besiedelten die Landschaft bis zur Saale und darüber hinaus.

Die Thüringer wurden durch diese Einflüsse zum Mischvolke. Sie wuchsen aus germanischen Herrengeschlechtern hervor und nahmen in sich einen Einschlag slawischen Blutes auf. Sie zeigen heute noch alle Vorzüge solcher Blutmischung: geistige Begabung, Beweglichkeit, schnelle Auffassungsgabe, Herrenstolz, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß der Thüringer mit den Vorzügen auch gewisse Nachteile der Mischung geerbt hat. Er ist weich, nicht allein im Gefühlsleben, sondern auch im Willen. Zähigkeit ist nicht immer seine Stärke, und das trägt ihm manchmal den Vorwurf, wankelmütig zu sein, ein.

Seinen Grundcharakter empfing der Stamm von der **Natur der Landschaft**. Das Land vermittelt zwischen der weiten Ebene Norddeutschlands, die bis zum Gestade der Nord- und Ostsee reicht, und den Hochebenen und dem Hochgebirge Süddeutschlands, die den Alpen wie Vorposten vorgelagert sind.

Zwischen beiden Gegensätzen steht Thüringen. Ihm fehlt die Eintönigkeit der flachen Weite, aber auch die Geschlossenheit der Bergenge. Das Land baut sich aus Berg und Tal auf. Doch die Berge sind mäßig, keiner geht über die 1000-Meter-Grenze hinaus. Sie sind in ihrer Form sanft gewölbt und bieten einer Besteigung keine Schwierigkeiten. Wald bedeckt sie bis oben hin und macht eine Wanderung über ihre Höhen zu einem unvergeßlichen Genusse. Steht man auf einem von ihnen, dann schweift der Blick über eine endlose Zahl von Kuppen, und auf allen wogt es und rauscht es wie ein grünes Meer, dessen Anblick einen sinnigen Menschen trunken stimmen kann. Ebenso mild sind die Täler. Schluchtartig sind nur wenige, und wo sie es sind wie im Oberlaufe der Saale und anderer Gewässer oder am Fuße des Wartburgfelsens, da werden sie seit alters als etwas Besonderes besonders gepriesen. Die meisten haben eine breite Talsohle, ihre Ränder sind sanft geneigt und steigen allmählich zu den begrenzenden Höhen hinauf. Der Talgrund läßt Raum für Besiedlung, läßt Raum für Bodenbewirtschaftung und hindert nicht den Verkehr. So kommt's, daß die Städte und Dörfer überall Platz finden und bis auf die Höhen hinaufkriechen. Ruhla, eine Stadt von 8300 Einwohnern, mitten drin in den Bergen, zieht sich über vier Kilometer weit im Tale des Erbstromes hin, ist nirgends unterbrochen und weckt überall den Eindruck der zusammenhängenden Geschlossenheit. Landstraßen und Eisenbahnen finden zwischen den Bergen ihren Weg, ja die Täler locken sogar und ziehen den Verkehr an. Sie sind, soweit wir in der Geschichte nachweisen können, immer Einfallstore für einbrechende Heere und Durchgangswege für wandernde Völker gewesen. Entscheidungen haben die Berge nie aufgehalten oder verzögert. Öfter sind zwischen ihnen die Würfel über die deutsche Zukunft gefallen.

Der Grundzug im Wesen der Thüringer Landschaft ist Milde. Das Landschaftsbild wird von der geschwungenen Linie beherrscht. Alles in ihm ist Bewegung, ist Leben. Und das hat seine Spuren tief in **das Thüringer Volkstum** eingedrückt. Der Thüringer wurde bei seiner Grundveranlagung in der Umgebung seiner Berge der Lebensbejaher, dem das Leben Freude macht. Er ist heiter, gesellig, frohgemut, liebenswürdig und vor allem gesangsfreudig und gesangskundig. Seine Berge liebt er mit der ganzen Inbrunst seiner Seele. Mit der Vogelwelt seiner Wälder verbindet ihn ein inniges Band. In vielen Orten trifft man in jedem Hause einen kleinen Sänger im Käfig, und der Besitzer ist glücklich, wenn sein gefiederter Freund in seiner Kunst vollendeter als der des Nachbarn ist. - Mit

der Lebensfreude verbindet sich im Thüringer freilich auch die Abhängigkeit von Stimmungen. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt: Das könnte der Dichter den Thüringern ins Lebensbuch geschrieben haben.

Aus solchem Holze werden Künstler und werden vor allem Kunstfreunde, die mit feinem Gefühl Kunstregungen verstehen und sich für sie begeistern, geschaffen. Thüringen ist die Heimat ganzer Künstlergeschlechter. Es sei nur die Familie Bach erwähnt. Und Thüringen hat immer als Kunstmittelpunkt große Anziehungskraft auf schaffende Künstler ausgeübt. Im Mittelalter war die Wartburg eine Freistatt für Dichter und Sänger, und für uns ist Weimar zu einem Programm deutscher Kultur geworden. Man könnte einen Vergleich zwischen Thüringen und dem ebenso kunstfrohen, leichten Wien ziehen.

Im frühen Mittelalter hat Thüringen einmal in unserm Vaterlande eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Im 5. und 6. Jahrhundert n. Ch. war es Königreich. Unter **König Irminfried** umfaßte es mit seiner Macht ganz Mitteldeutschland von der Donau bis zur Unterelbe. Die Franken und Sachsen zerstörten das Reich durch ihren Sieg über die Thüringer bei Burgscheidungen im Jahre 531.

Im zerschlagenen Thüringen wurden die Sachsen Herren. Wie stark sie mit dem Lande verwurzelten, das offenbarte sich, als die sächsischen Herzöge deutsche Könige wurden. Die Sage läßt sich's nicht nehmen, den Finkenherd, an dem **Heinrich der Finkler** die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Könige erhielt, nach Thüringen zu verlegen. An der Unstrut bei Zingst-Vitzenburg soll er gelegen haben. Heinrich liebte die Unstrutwälder, er jagte gern in ihnen. Noch vertrauter wurde ihm das Land, als er hier die Reichsfeinde, die Ungarn, aufs Haupt schlug und dadurch sein Deutschland befreite. Die Königspfalz Memleben an der Unstrut war eine seiner Lieblingsaufenthalte. Sie wurde sein Schicksal. Auf einer Reise von Merseburg nach Quedlinburg starb er 936 in ihr. Sein Sohn **Otto der Große** erbte die Liebe zu Thüringens grünen Wäldern und zur Pfalz Memleben. Der Königssitz sah auch seinen Tod, und er hielt den Sohn noch fester als den Vater. In der Klosterkirche neben der Pfalz wurde Ottos Herz beigesetzt. Die Ruine der Kirche, von Friedrich Wilhelm IV. vor dem Verfall gerettet, ist ein geschichtliches Schmuckstück im Unstruttale. Ihre vollständig erhaltene Krypta gehört zu den schönsten ihrer Art.

Jahre und Jahrzehnte kamen und gingen. Thüringen wurde wieder selbständiges Fürstentum, und neuer Glanz brach über das Land herein, als das hochbegabte **Geschlecht der Ludowinger** in ihm zur Macht gelangte. Ihr Ahn war Ludwig der Bärtige. Seine Nachfolger bilden eine Reihe, in der jedes Glied eine Persönlichkeit mit besonderer Prägung war. Jeder von ihnen war eine Verkörperung seiner Zeit und der in ihr herrschenden Ideen in höchster Vollendung. Das fühlten ihre Zeitgenossen. Die Sage behandelte sie alle wie Lieblinge in einer Fülle von Geschichten und Geschichtchen.

Die Reihe der Fürsten eröffnet **Ludwig der Springer**. Was kümmert's das Volk, daß er noch nicht Landgraf war, es macht ihn dazu. Heiße Liebe und ein Mord spielen in den Jugendjahren des Fürsten eine bedeutende Rolle. Der Mord am Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen im Walde bei der Neuenburg hat ihm nie nachgewiesen werden können. Aber heiß strahlt in der Überlieferung seine Liebe zur schönen Adelheid, der Gemahlin jenes Pfalzgrafen, die er nach dem Tode ihres Gatten heiratete. Um ihretwillen ging er nach der Sage als Gefangener des Kaisers auf den Giebichenstein. Um ihretwillen wagte er von der Höhe der Burg den Sprung in die Saale, der ihm seinen Beinahmen eintrug. Er war der Erbauer der Neuenburg bei Freyburg a. U., der Erbauer der Wartburg bei Eisenach, der Gründer des Klosters Reinhardtsbrunn bei Friedrichroda. In das Kloster trat er im Alter als Mönch ein. Dort wurde er begraben, und nach ihm fanden alle Thüringer Landgrafen an dem heiligen Orte ihre letzte Ruhestätte.

Ludwigs des Springers Sohn, Ludwig I., erhielt vom Kaiser als Auszeichnung den Landgrafentitel.

Dessen Sohn **Ludwig II.** war der Landgraf, dem in der Schmiede von Ruhla der Meister die Augen öffnete, daß er hart gegen seine Adligen wurde. Er spannte sie auf dem Edelacker bei der Neuenburg vor den Pflug und pflügte mit ihnen das Feld, um ihnen zu zeigen, was Fronarbeit heißt. Weil er unter dem Kleide zum Schutze gegen die Rache der Adligen stets ein eisernes Hemd trug, nannte ihn das Volk den **"Eisernen"**. Die Adligen im Land fürchteten ihn bis über seinen Tod hinaus. Sie trugen seinen Leichnam auf ihren Schultern von der Neuenburg bis Reinhardtsbrunn, wie er's im Testament bestimmt hatte, aus Furcht, er könnte aufstehen und sie züchtigen, wenn sie seinen Willen nicht erfüllten.

Sein Sohn Ludwig der Fromme zog mit Friedrich Barbarossa ins Gelobte Land. Er starb auf der Rückfahrt von dort auf der Insel Cypern.

Ihm folgte sein Bruder **Hermann I.** Der erwarb für die Treue seines Geschlechts zu den Hohenstaufen zur Landgrafschaft die Würde eines Pfalzgrafen von Sachsen. Die Neuenburg gab er als Herrschersitz auf. Er verlegte seinen Hof auf die Wartburg und begann auf dieser den Bau des Landgrafenhauses, den sein Sohn Ludwig vollendete. Hermann war der Freund der Minnesänger. Unter ihm hat der berühmte sagenhafte **Sängerkrieg** stattgefunden, an dem alle bedeutenden Sänger jener Zeit beteiligt gewesen sein sollen.

In der Regierung seines Sohnes **Ludwigs IV.** erreichte die Idee der werktätigen Frömmigkeit im deutschen Volke ihren Höhepunkt. Ein Idealbild dieser werktätigen Liebe war die **heilige Elisabeth**, die Gemahlin Ludwigs, der selbst unter dem Namen des "Heiligen" in der Geschichte weiterlebt. Geradezu rührend ist es, wie Elisabeth in der Ausübung der Frömmigkeit und der Nächstenliebe aufging. Das Volk konnte sich nicht genug tun, das Schicksal der glücklichen unglücklichen Fürstin mit einem Kranze von Legenden auszuschmücken. Es blüht in ihnen von Rosen und Sonne und Sternen und Engeln und Wundern. Auf der Wartburg zeugt jeder Stein von ihr.

Elisabeths Sohn Hermann starb ganz jung kurz nach der Übernahme der Regierung. Sein Nachfolger wurde sein Oheim **Heinrich Raspe**, der Bruder seines Vaters Ludwigs des Heiligen. In der deutschen Geschichte kennt man Heinrich Raspe als Gegenkönig des Staufen Friedrichs II. Im Kampfe gegen diesen büßte er bei Ulm sein Leben ein. Da er keine Kinder hatte, starb mit ihm das ludowingische Landgrafengeschlecht aus. Eine böse Zeit brach für Thüringen an. Nur durch Krieg konnte die Herrschaftsnachfolge im Lande geregelt werden. Im Erbschaftskriege blieb 1263 der Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte, ein Fürst aus dem Hause der Wettiner, ein Enkel des Landgrafen Hermanns I., Sieger. Mit ihm ergriffen **die Wettiner** die Regierung in Thüringen, und sie haben sie bis zur Neuordnung 1918 innegehabt.

Das Geschlecht erwarb manchen Neubesitz, u. a. im 17. Jahrhundert die "Pflege Koburg", aber Ruhe hat es infolge immer neuer Teilungen durch zwei Jahrhunderte hindurch nicht immer gehalten. Nach dem Erbfolgekrieg tobten im 14. Jahrhunderte der Thüriuger Grafenkrieg und im 15. Jahrhundert der Sächsische Bruderkrieg. Die Landesteilung vom 26. August 1485 brachte endlich Klarheit. Zwei Brüder setzten sich in dem Vertrage auseinander. Albert erhielt Meißen-Sachsen, Ernst die thüringischen Ämter. Revidiert wurde der Vertrag nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Krieges 1547. Die ernestinische Linie mußte damals die Kurwürde an die albertinische Linie abtreten.

Die vielen Teilungen trugen den Kern der kleinstaatlichen Entwicklung Thüringens in sich. Das eigentliche Thüringen, das Gebiet des Thüringer Waldes, der Besitz der ernestinischen Linie teilte in der nächsten Zeit so oft, daß im Raume des einstigen Landgrafenbesitzes ein Großherzogtum, drei Herzogtümer und vier Fürstentümer entstanden. Erst nach dem Weltkriege schlossen sich alle 1920

zum Freistaat Thüringen zusammen, in dem Weimar der Sitz der Regierung wurde.

Mit dem Aussterben der Ludowinger erlosch keineswegs die Sagenfreude des Thüringer Volkes. Auch aus der Zeit der Erbkämpfe wird manche Sage erzählt, besonders von **Friedrich mit der gebissenen Wange**, der ein Volksliebling wie Ludwig der Springer, Ludwig der Eiserne u. a. war. Der Thüringer fühlte sich zu allen Zeiten mit seinem Fürstenhause verbunden. Wir wissen, daß auch unter den neuzeitlichen Fürsten manche Kerngestalt war und daß es dem Thüringer Freude macht, auch von diesen Geschichten und Schnurren zu erzählen. Es sei nur an den Großherzog Karl August, den Freund Goethes, erinnert.

Doch nicht nur die thüringische Stammessagenwelt ist reich und blühend, eben so groß und von gleicher verschwenderischer Fülle sind die **Ortssagen** der Landschaft. Um die Burgen flattern die Geister der einstigen Bewohner. In den Dörfern gehen Kobolde und Drachen um. Der Glaube an sie ist nicht so düster und schwer und dämonisch wie im Moor, in der Heide, am Meer. Die Geisterwelt der Thüringer ist in vieler Beziehung hoffnungsfreudiger, lichter.

Die Drei Gleichen bei Arnstadt sind der Schauplatz der innigen Erzählung vom Grafen mit den beiden Frauen. - Im Hörselberge bei Eisenach wohnt die berückend schöne Frau Venus. Zu ihr steigt Tannhäuser, der Sänger, hinab, das erstemal, um am Liebeshofe der Frau Venus Schönheit zu trinken, und das zweitemal aus Verzweiflung, daß der heilige Vater in Rom ihm die Lossprechung von der Sünde der Weltlust versagte. Nach drei Tagen sandte ihm der Papst eine Botschaft nach, daß sein dürrer Hirtenstab grüne, Gott dem Sänger also verzeihe. Die Botschaft erreicht Tannhäuser nicht mehr, nun muß er ewig drinnen im Berge bleiben. - Und in einer Sage wächst die Thüringer Landschaft in Himmelshöhen. Sie wird zum Symbol des deutschen Schicksals in der Sage von der Wiederkunft Barbarossas. Der Barbarossaberg ist der Kyffhäuser. Tief drinnen im Berge schläft der Kaiser, er wartet auf die neue Herrlichkeit des Deutschen Reiches, die erst kommen wird, wenn die deutschen Stämme den Geist der Zwietracht überwunden haben werden.

Was die thüringische Landschaft dem Menschen sein kann, hat niemand tiefer empfunden als Goethe, der von Weimar aus in die Berge floh, sobald die Unrast unter Welt und Menschen ihn zu grauen anfing und er Ruhe für seine Innenwelt brauchte und suchte. In den Bergen Thüringens fand er sie. Er liebte besonders den Kickelhahn bei Ilmenau. In den Abendstunden des 7. September 1783 fand er dort im Angesichte der dunklen Wälder und der hinter den Bäumen verschwindenden Sonne die Worte zu seinem Nachtliede: "Über allen Wipfeln ist Ruh!" Er schrieb das Gedicht auf die Holzwand im oberen Raume des Jagdhäuschens, das er bei seinen Aufenthalten auf dem Berge bewohnte. Leider ist das Haus abgebrannt. Doch hat man ein gleiches an seine Stelle gesetzt und in ihm eine getreue Nachbildung der Handschrift Goethes an die gleiche Stelle der eigenhändigen Eintragung des Dichters gesetzt.

Große durchgehende Eisenbahnlinien führen von allen Seiten nach Thüringen hinein und ermöglichen dem Reisenden ein bequemes Herankommen an alle landschaftlichen Schönheiten. Schon im Vorlande des Thüringer Waldes im Norden, im Thüringer Hügellande gibt es eine große Anzahl reizvoller Anziehungspunkte. **Der Kyffhäuser** steht wie ein Wegweiser vor ihnen. Schon von weitem grüßt seine charakteristische Silhouette den Reisenden, der aus der Norddeutschen Tiefebene kommt und die Halle-Kasseler Bahn bei seiner Fahrt nach Thüringen benutzt. Auf der Höhe des Berges steht das wuchtige Barbarossadenkmal. Das Mal wächst aus dem Bergfelsen unmittelbar heraus, und im Verwachsensein von Natur und Kunst liegt seine besondere Schönheit. Die Gestalten der Barbarossasage im Unterbau des gewaltigen Baues sind vom Künstler in den natürlichen, anstehenden Stein gehauen. Herrlich ist der Blick von den breiten Terrassen des

Denkmals auf die liebliche Goldene Aue, und man versteht, daß deutsche Kaiser des Mittelalters gern hier weilten, die Kuppen mit Burgen besetzten und in die fruchtbare Ebene ihre Pfalzen bauten. - Südlich vom Kyffhäuser durchfließt die **Unstrut** das Hügelland. Der einst wild, jetzt gebändigte Fluß sah ein großes Stück der deutschen Geschichte und hat die Erinnerungen alle festgehalten. Eine Wanderung in seinem Tale zur Zeiten der Baumblüte ist höchster Genuß. Etwas Besonderes bietet das Mündungsgebiet des Flusses von **Freyburg**, der Stadt des Turnvaters Jahn, bis zu **Naumburg**, der türmereichen. Auf den Höhen dort wächst und gedeiht Wein. Es ist viel über ihn gespottet. Am bekanntesten sind Claudius' und Trojans Verse geworden. Der Wein verdient den Spott nicht, vor allem heute nicht mehr, seit der Staat angefangen hat, Qualitätsweine zu ziehen. Es dürfte auch nicht allgemein bekannt sein, daß gute Jahrgänge des Saaleweines früher schon in die berühmten Gegenden Westdeutschlands gingen und dort zur Verbesserung ausgefallener Gewächse dienten.

Im Mittellaufe der Unstrut schieben sich bei Heldrungen zwei Bergzüge an den Fluß heran, als wollten sie ihm den Weg sperren: im Westen die Hainleite, im Osten die Schmücke-Finne. Die Unstrut hat sich zwischen ihnen hindurchgedrängt. Aber ihr Durchbruch sieht wie ein Tor aus und heißt bezeichnenderweise: **Thüringer Pforte**. Auf dem Torpfeiler der Hainleite erheben sich trotzig die beiden **Sachsenburgen**. Hinter der Pforte treten wir in das Kernstück des eigentlichen Thüringens ein. Der Ettersberg bei Weimar, der Steiger bei Erfurt, die Drei Gleichen zwischen Arnstadt und Gotha, der Hörselberg bei Eisenach: das sind die grünen Inseln zwischen den Bergwellen des Thüringer Hügellandes.

Ebenso reizvoll ist es, im Tale der Saale von Naumburg aus ins grüne Thüringen zu wandern, Auch da verschmelzen Natur, Geschichte und Erinnerung zu einer harmonischen Einheit. In **Naumburg** lassen wir den einzigen Dom mit seinen kostbaren Stiftergestalten auf uns wirken. Dann fahren wir vorüber an malerischen Burgruinen, erinnerungsreichen Schlössern und Städten, betriebsreichen Flecken und Dörfern: vorüber am berühmten **Schulpforta**, an Kösen mit der **Rudelsburg**, an dem durch Goethe geheiligten **Dornburg**, an der **Kunitzburg**, an der Musenstadt **Jena** mit dem **Fuchsturm**, an **Kahla** mit der **Leuchtenburg**, an **Rudolfstadt**.

Und dann stehen wir vor den Höhen des Thüringer Waldes.

Von **Eisenach** steigen wir vorbei an Fr. Reuters Villa hinauf zur **Wartburg**. Großherzog Karl Alexander von Weimar hat sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er die Burg erneuern ließ und dadurch die Stätten vor dem Verfall bewahrte, die durch die Geschichte geweiht sind. In der Vorburg liegt die Wohnung des Schloßhauptmanns, liegt das Stübchen, das Martin Luther während seines Wartburg-Aufenthaltes bewohnte, und liegt der Margaretengang, von dem aus die unglückliche Landgräfin Margarete sich herabließ und vor ihrem Gemahl Albrecht dem Unartigen floh. In der Dirnitz zwischen Vorburg und Hofburg ist die Rüstkammer untergebracht, in der Waffen und Rüstungen aus vergangenen Jahrhunderten, darunter viele geschichtlich bedeutende,

Markgräfin Uta.
Stifterfigur im Dom zu Naumburg (13. Jahrh.)

aufbewahrt werden. Das stolzeste Gebäude der Burg, eine baukunstliche Kostbarkeit seltenster Art, ist das Landgrafenhaus in der Hofburg mit der Elisabeth-Kemenate, dem Speisesaal und der Küche im Erdgeschoß, dem Landgrafenzimmer, dem Sängersaal, der Elisabethengalerie und der Kapelle im ersten Stock, und dem Festsaal im obersten Stock. Meister Schwind und andere Künstler schmückten durch Bilder und Architekturen die Räume und Gänge. Von den Fenstern des Palas, vom Lutherstübchen, vom Pulverturm und von der Mauer der Hofburg schweift der Blick weit hinaus über das Gebirge. Wer die Bergwelt kennen lernen will, wandert von der Wartburg hinunter ins **Annatal**, windet sich durch die **Drachenschlucht** und geht über das Gasthaus **"Hohe Sonne"**, über **Ruhla** zum **Inselsberge**. Von der "Hohen Sonne" blickt er noch einmal zurück zur Wartburg und genießt den berühmten Wartburg-Blick. In der Sonne glänzt und gleißt das vergoldete Kreuz auf dem Bergfried der Feste.



Die Wartburg.

Der **Inselsberg**! Er gehört mit seinen 916 m nicht zu den Riesen Deutschlands. Die beiden Gasthöfe auf ihm, der preußische und der gothaische, liegen inmitten von Bäumen, und Gartenpflanzen der Tiefe kommen in ihrer Umgebung fort, trotzdem das Klima im Jahresdurchschnitt verhältnismäßig rauh ist. Wolken lagern oft über dem Berge, und der Winter bringt zeitig Schnee. Aber die Aussicht von oben gehört zu den umfassendsten in Mitteldeutschland. Bei günstiger Sicht erscheint im Norden der Harz mit dem Brocken im Fernrohr. Im Süden winken Hessen und die Rhön.

Dann das untere **Schwarzatal** von **Schwarzburg** bis **Blankenburg** und **Unter-Oberhof** mit dem **Rennstieg**.

Die **Einwohner Thüringens** sind ein betriebsames Völkchen. Es gibt wohl kaum eine zweite Waldgegend in unserem Vaterlande, in der so viele Industrien nebeneinander getrieben werden wie in Thüringen. Und die Thüringer haben durch ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit sich in der Welt Geltung zu verschaffen gewußt. Tabakpfeifen, Puppen und Spielwaren, Schiefertafeln und -griffel,

Porzellane, Handwebereien, Erzeugnisse der Glasbläserei, Christbaumschmuck, künstliche Menschen- und Tieraugen, Korbmacherwaren, Holzschnitzereien, Masken, Streichhölzer, billige und teure Uhren, Musikinstrumente, Waffen, Gewehre, Schreibmaschinen, Fahrräder, Automobile gingen von Thüringen ins Land, über See hinaus und trugen den Namen Thüringens in die entlegensten Weltwinkel. Freilich, unter der Not der Gegenwart leidet Thüringen sehr. Der Absatz stockt, und die Not ist im Thüringer Arbeiterhause eingekehrt.

Eine sinnige Form, Geselligkeit zu pflegen, schuf sich der gesellige Thüringer in den **Berg- und Waldgemeinden**. Die erste, die gegründet wurde, war die Gabelbachgemeinde auf dem Großen Gabelbach bei Ilmenau. Sie ging aus einem Sonnabendstammtisch hervor. Ihr Gemeindepoet war Viktor von Scheffel. Der ersten sind viele andere gefolgt, eine Baumbachgemeinde, eine Triniusgemeinde usw. Sie haben heute alle eine feste Form. Ihr Vorbild ist die alte Thüringer Gemeindeordnung mit Gemeindevorsteher, Gemeindeschöffen, Heimbürgen usw. Ihre Sitzungszimmer, gemütliche Heime in Jagdhäusern, historischen Gasthöfen, sind kleine Museen mit vielen persönlichen Erinnerungen an Dichter, Künstler, Staatsmänner, Wissenschaftler oder Helden des Tages. Denn die Gemeinden sehen ihre ideale Aufgabe darin, die Beziehungen zur deutschen Geisteswelt zu pflegen. Man nimmt aus ihren Sitzungen immer Anregungen mit, wenn man als Gast daran teilnehmen durfte.

Die Vorliebe der Waldgemeinden für Kulturerscheinungen des öffentlichen Lebens beruht im Grunde genommen auch auf Erlebnissen und Beziehungen der gesamten Thüringer Heimat und ihres Volksstammes. Für die **deutsche Geschichte** und die **deutsche Kultur ist Thüringen** ebenso **Zentrum**, wie es das für die landschaftliche deutsche Heimat ist. Wir sind bei unsern Ausblicken oben schon so manchem Namen, so manchem Ereignis begegnet. Beim Weiterschauen stoßen wir überall auf neue Sterne. Thüringen sah den Aufmarsch des Großen Fritz vor dem vernichtenden Schlag gegen die Franzosen. Bei Roßbach an der Grenze Thüringens erfocht er seinen glänzendsten Sieg am 5. November 1757. Thüringen erlebte aber auch Preußens tiefsten Sturz auf dem Schlachtfelde von Jena am 14. Oktober 1806. Thüringen schenkte uns die Familie Luther und erzog Martin Luther in Eisenbach und Erfurt. Auf der Wartburg wurde der Reformator behütet vor der Tücke des Schicksals. In seinem Patmos hoch oben über den Wäldern entstand seine wundervolle Übersetzung des Neuen Testaments. Luthers kräftige, erdhafte Sprachge strömt herbe Bergluft aus. Auf der Feste Koburg erlebte der Reformator (1530) den Kampf seiner Freunde in Augsburg. Der Musikus der Reformation wurde Johann Sebastian Bach mit den Seinen. Schulpforta und Jena wurden Pflegstätten der Wissenschaft und schickten bedeutende Jünger in die Welt. Salzmann gründete in Schnepfenthal bei Friedrichroda eine Erziehungsanstalt. Guts-Muths führte in ihr früher, als der Turnvater Jahn zu seinen Gründungen kam, das Turnen ein. Einer der berühmtesten Schüler Schnepfenthals war der Geograph Karl Ritter. In Ober-Weißbach wurde Friedrich Froebel geboren. Seine erste Schule baute er in Blankenburg. Franz Liszt wohnte von 1847 bis 1861 und von 1869 bis 1886 in Weimar. Die Stadt war in dieser Zeit eine Gralsburg der Tonkunst. Der Dichter Thüringens wurde Otto Ludwig aus Eisfeld, der uns in der "Heitereitei"" und in "Zwischen Himmel und Erde" zwei vollendete thüringische Heimatromane geschenkt hat. Viktor von Scheffel, Rudolf Baumbach, Fritz Reuter, Gustav Freytag, Ernst von Wildenbruch, Friedrich Lienhard, Johannes Schlaf und viele andere waren und sind Gäste im Lande. August Trinius warb heiß in seinen Schriften für die Schönheit Thüringens. Die ausgesprochen thüringischen Erzähler sind Renate Fischer, die 1926 in Erfurt starb, und der noch unter uns weilende Gustav Schröer in Weimar.

Zu einem Wallfahrtsziele für Deutschland und die Welt wurde Thüringen durch **Weimar** und die Großen, die in der Stadt um die Wende des 19. Jahrhunderts lebten und wirkten. **Goethe, Schiller, Wieland, Herder** und ihre Welt machten Weimar zur klassischen Stadt und schufen aus ihm Ilm-Athen. Wie es dazu kam, erscheint wie ein Wunder der Geisteswelt. Nicht Thüringer wurden die Sonnenmittelpunkte des klassischen Weimar. Die ganze Nation schickte ihre Genien und



Erfurt. *Dom und Severikirche.*

befruchtete den Weimarer Kreis: Goethe war Frankfurter, Schiller Schwabe, Herder Ostpreuße, und Wieland brachte nach Weimar das Erbe Süd-, West- und Mitteldeutschlands mit. Vielleicht liegt in dem Umstande eins der unerklärlichen Geheimnisse der Natur, die ihre Söhne und Töchter unerforschliche Wege führt. Vielleicht aber ist die Lösung des Geheimnisses gar nicht so weit zu suchen. Sollte das Emporwachsen der Kultur in Weimar nicht gerade auf den Charakter Thüringens

zurückzuführen sein? Ein junger begeisterungsfähiger Fürst mit offenem Blicke für die Wirklichkeiten und Schönheiten der Welt, der von einer feinsinnigen, natürlich empfindenden Mutter erzogen wurde, ergreift die Regierung mit dem bewußten Willen, glücklich zu sein und glücklich zu machen, und wird zum Magneten einer schönheitsdurstigen, sinnenfrohen und sehnsuchtstiefen Welt: Das war der Thüringer **Karl August**. Es war nicht Zufall, daß er als erster deutscher Fürst seinem Lande eine Verfassung gab, und es war ebensowenig Zufall, daß die deutschen Heroen aus Kunst und Wissenschaft seine Freunde wurden und er in harmonischem Einssein mit ihnen Himmelshöhen erklomm.



***Der schöngeistige Salon der Herzogin Anna Amalie** mit Goethe, Herder und Knebel.*

Noch spürt man in Weimar den Geist der Goethe-Schiller-Zeit. Die Stadt hat in vielen Teilen ein neuzeitliches Gesicht erhalten. Aber neben dem Neuen stehen unberührt und behütet die Zeugen aus Karl Augusts Zeit: das Goethehaus, das Schillerhaus, das Schloß, das Wittumspalais, Goethes Gartenhaus, die Landesbibliothek, das Haus der Frau von Stein, Herders Wohnhaus und die vielen Sammlungen alter und neuer Meister, unter ihnen besonders das Goethe-Schiller-Archiv.

Wir betreten mit heiligem Schauer die Räume, in denen sich das Leben unserer Klassiker abspielte. Wohl sind Staatsräume dabei. Doch das, was jene Großen für ihre persönlichen Bedürfnisse benutzten, ist eng und beschränkt und von spartanischer Einfachheit. Und gerade dorthin zogen sie sich zurück, wenn sie an ihrem Geisteswerke bauten. Dabei liebten sie das Leben so heiß, wie nur ein Weltkind lieben kann.

In der Fürstengruft in Weimar ruhen die beiden Größten jener Großen: Goethe und Schiller. Vor dem Nationaltheater erhebt sich das Denkmal für beide. Auf ihm halten die Freunde einen Lorbeerkranz in den Händen. Ob einer ihn dem andern reicht, ob sich beide in ihn teilen, das hat der Schöpfer des Denkmals nicht entschieden. Er hat dadurch den tiefsten Ausdruck gefunden für die Verehrung, die Deutschland beiden Großen entgegenbringt.

Weimar wirkt mit seinem Zauber bis in unsere Tage. Nach den Befreiungskriegen suchte die Jugend die Verbindung zum deutschen Kulturkreise der thüringischen Hauptstadt. Jena und die Wartburg



Das Goethehaus am Frauenplan in Weimar.

wurden die Wiege der deutschen Freiheits- und Einheitsbestrebungen. 1919 tagte die verfassunggebende Deutsche Nationalversammlung mit Absicht im Nationaltheater in Weimar. Groß ist die Zahl der Künstler, die im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in der Stadt einkehrten. Die Feier des hundertsten Geburtstages Goethes am 22. März 1932 wurde zu einem Festtage für ganz Deutschland. Wer Weimar sucht, findet Thüringen. Und daß dem suchenden Menschen hierbei die Augen geöffnet werden für die Seele der deutschen Heimat, das ist das tiefste Erleben bei diesem Suchen und Finden. Thüringen ist Saatland und ist deshalb heiliges Segensland. So wird denn auch das Reichsehrenmal, das künftigen Geschlechtern von unseren Helden aus dem schweren deutschen Schicksalskriege Kunde geben soll, bei Berka in Thüringens Bergen und Wäldern seine Stätte finden. Der Kyffhäuser, das Sinnbild des Traumes von der deutschen Einheit, im Norden - und das Reichsehrenmal, die Verkörperung der Ehrfurcht vor dem Opferwillen des deutschen Volks, in der Mitte des Waldlandes, sie zeugen davon:

Thüringen - es ist das grüne Herz unseres deutschen Vaterlandes!

Westfalen
Heinz Kükelhaus

Über Westfalen hängt das Lächeln der Schöpfung. Gestern, heute und noch. —

Ein Lächeln, das sich durchsichtig und dünnwandig im münsterländischen Grenzmoor auftut und dem der Mond die letzten Hüllen und Wände einreißt. - Hier im Moor, wo die Sumpfgase in den Leerstichen und Kuhlen dumpf brüten und wo der heiße Hauch der Erde den Blitz vom Himmel an sich reißt, hängt das Gesicht des **"Spökenkiekers"** über der Landschaft.

Ja, das Lächeln der Schöpfung tut sich hier durchsichtig und dünnwandig auf. Durchsichtig, wie die

Landschaft im endlosen Plan vor sich hinträumt; und wo die dunklen Moorkanäle das Bild der am Ufer stehenden Krüppelkiefern als Schemen widerspiegeln und die Wolken am Himmel den nebelhaften Sumpfschwaden gleichen, lebt der **Moorbauer**.

Er ist ein schlichter Mensch. Sein Wollen und Denken ist an die Erde gebunden. Flach geht der Wind über die Ebene, flach an der Erde knistert das Moorfeuer. Kein jähes Feuer ist es. - Ein sanftes Schwelen und ein sich verzehrendes Feuer, das die durchsichtige Flamme nach innen und nach unten zieht.

So ist auch der Moorbauer.

Die große Welt liegt ihm geistab. Er trägt sich nicht mit großen Gedanken herum. Er geht in sich selbst hinein. Er hat sein Leben lang Kanäle gegraben und sticht sie neu aus. Immer nach innen verlaufen die Kanäle, nach unten.

"Je tiefer, je besser", sagt das alte Ohmgesicht; "ein Mensch muß sich mit sich selber beschäftigen können."

Darum verläßt er nachts oft die kleine Kammer und geht unter den Sternenhimmel und sieht durch seine inneren Kanäle seltsame Bilder gleiten. Er sieht endlose Felder voll Stiefel wandern und Kriegshorden das Land überschwemmen. Der Leichengang seiner Freunde offenbart sich dem Seherauge; die blühenden Leiber der jungen Mädchen sieht er schwellen und sieht ihre Niederkunft voraus. Er sieht den Moorbrand kommen - und warnt Freund und Feind. - Der Spuk reißt die Menschen mit sich fort. Des Nachts, wenn der Wind über die "Kolke" fegt, rasen am Kreuzwege die Hexen ihre entsetzlichen Tänze, und der Sand vom Feldrain wird ins Moor gejagt und peitscht die Geister der Raubritter aus dem Lande und verspült ihre Burgen.

So furchtlos wie der Moorbauer im Reiche der Schatten verkehrt, so furchtlos betreibt er auch den Grenzschmuggel. Ware aus Holland will er haben. Die Schranken will er nicht sehen. Die Leidenschaft des Schmuggels ist unausrottbar. Die Feld- und Moorwirtschaft leidet unter dieser Leidenschaft der schlichten Menschen. Oft gehen ganze Familien ins Gefängnis. Und von dort schreit ihre Seele nach dem Moor. Aber das Blut ist ein gar seltsamer Saft. Der rote Faden treibt sie. Er mischt sich mit den endlosen Kanälen und dem endlosen Himmel. Er mischt sich mit den "Witten Wiwkes", die immer wieder neue Söhne ins Land der Moorbauern tragen, Söhne, die immer wieder aufs neue die Lust offenbaren, im Reich der Schatten und auf dem Boden der Gesetzlosigkeit zu weilen, während die "Witten Wiwkes" längst zu alten Müttern geworden sind und auf den Knien liegen und beten, daß nicht der Moorbrand durch ihre Gehöfte rase und ihre Söhne nicht der Leidenschaft der Väter verfallen.

Wollt Ihr sie anders haben? —

Dann schneidet ihnen die Adern auf, daß ihr Blut versickere im Moor oder westwärts fließt und sich vermischt mit dem Bauer um **Münster**, mit dem Land um Münster, oder weiter hinunterfließt nach Dülmen und Haltern, wo das Lächeln der Schöpfung nicht mehr dünnwandig, sondern etwas schmerzlich betont und rascher zittert. Aber ein leises Wehen bleibt im Blute zurück, wenn längst auch ein Münsterländer Bauer draus geworden ist. Und die Marienbilder und die sanfte Gotik der Kirchen rufen in seinem Blute oft noch ein schmerzliches Echo wach. Aber auch das verliert sich unter dem betonten Lächeln der Schöpfung. Es werden starre Männer, und langsam saugen die roten Erdkrumen und die zehnfältige Bodenfrucht unter dem gebundenen Prinzip des Kruzifixes die letzten Nebelschleier aus ihrem Blute.

Es sind harte Bauern, die um Münster und Dülmen, Lüdinghausen und Haltern, Greven und

Lengerich. Sie tragen einen großen Stolz in sich, der aus der Pflichterfüllung und der Erhaltung ihrer Geschlechter herauswächst. - Der Stolz ist nicht Eigenliebe, sondern Wehr und Schild gegenüber zwei Welten: der nahenden Stadt und dem fremden Blute. Liebevoll umfaßt der Dorfschulze seine Äcker, und seine Pferde sind ihm der Inbegriff seines Standes. Hier sind die Häuser noch mit dem Wohnhaus und Tenne und Stall zu einer Einheit verbunden. Und diese Verbundenheit mit den Tieren unter einem Dache ist so groß und so innerlich, daß der Verlust eines Pferdes oder einer Kuh nicht mehr so leicht aus dem Vorderhause weichen kann.

"Kinners, Kinners", sagt hier der sterbende Bauer, "ein Wort noch, bevor ich - scheide. - Den Eichsarg - laßt - bei unserm Tischler machen. Sorgt, daß - alles - gut wird. Kinners - achtet eure Mutter. - Helpt - einander - ümmer. Und - du - Gert, - halt mir die - Pferde gut!"

Das ist der Bauer und rechte Hausvater, der einen Sarg aus der heimatlichen Eiche haben will, der sein Tagwerk noch mit brechendem Auge ordnet. Und nur wie ein Eichbaum läßt er sich fällen und grüßt mit letztem Blick die im üppigen Grün der Eichen und Linden liegenden roten Dächer seiner Freunde und befiehlt sie der Fürsorge. Seine Augen schwanken noch weiter hinunter zu den Emsufern, wo die Weiden ihre grauen Stämme über den Fluß biegen und wo das Schilf seine Blütenbüschel wie sanfte Kerzen hochstreckt.

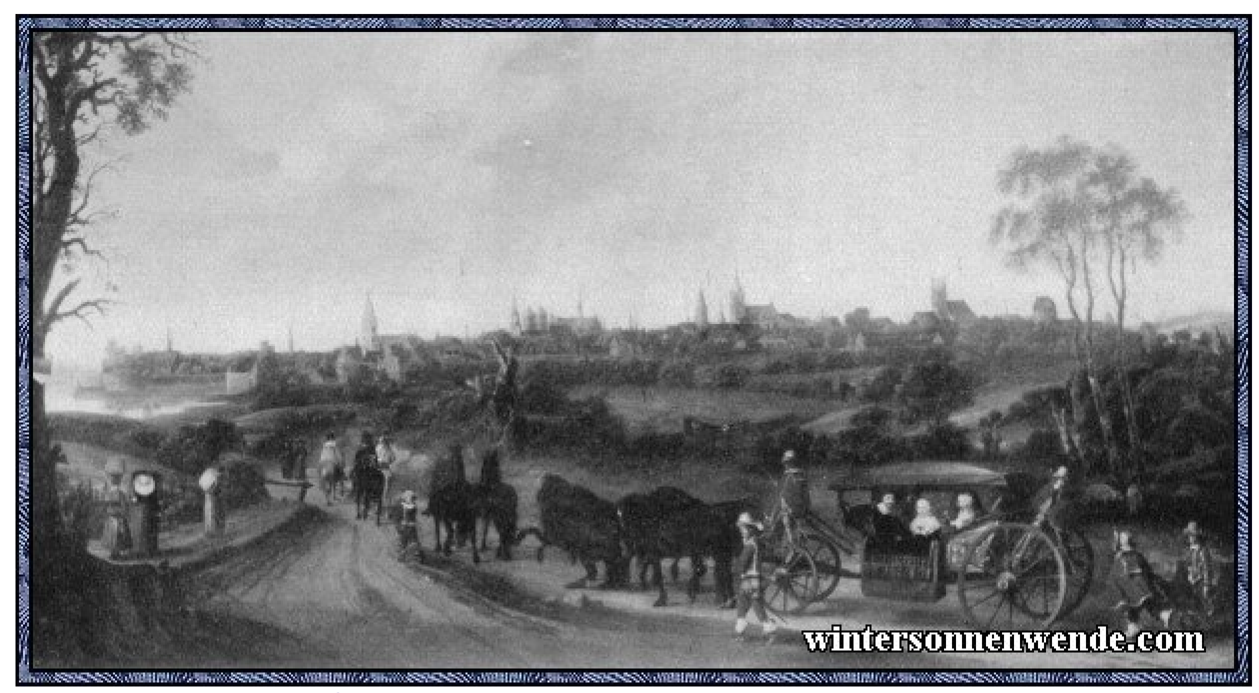
Weit hinten liegt die Glockenheide, und der Kiefernwald steigt zartblau auf. Das ist die Grenze der engeren Heimat. Die Schöpfung lächelt verträumt über dem **Teutoburger Wald**. Die Ebene flieht vor dem Berge und wälzt sich wie eine Meeresflut in ihr Bett zurück. Eine andere Welt beginnt mit dem Waldberg, den die westfälische Grenze noch eben erhascht hat und aus dem neben dem Heldengang des Fürsten der Cherusker noch die Sagen der Lindwürmer und Drachen anklingen. Hier aber geht der Bauer einspännig hinter seinem Pflug, denn das Land wird am alten Walde mager. Aber die Wiesen schimmern saftig grün.



Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald.

Die Waldbäche tragen ihren Segen durch die Auen und krümmen sich langsam der Weser zu, die sie siegreich aufnimmt und durch die norddeutsche Tiefebene an den Nordseestrand wirft. Und zurück kommen Schiffe über die Weser gewallt - bis Minden. Sie bringen Fracht aus Schweden und Nowgorod in die handelstüchtige Stadt. Die Porta glänzt über die weiße Weser hinunter in die Hannöversche Ebene. Hier trägt das Lächeln der Schöpfung zwei Gesichter. Ins Westfälische hinein

den Traum der alten Wälder - ins Hannöversche das Lächeln der Fruchtbarkeit: "Gehet hin und vermehret Euch."



Die Gesandten zum Westfälischen Frieden vor den Toren von Münster. *Gemälde von Gerhard Terboch.*

Das Land springt auf, die See der Ebene rauscht hinunter über Gütersloh, Lippstadt, am Egge-Gebirge vorbei ins Hinterland. Hier liegen Brilon, Frankenberg, Winterberg. Viel kann der Steuersäckel auf dem Hochplateau nicht holen. Der Boden gibt kaum sechsfältige Frucht. Aber der Wald ist stark und schön. Früher stieg der Rauch der Kohlenmeiler über die Wälder, heute holzt man nur noch aus. Die kleinen Städtchen sind arm geworden. Aus der Vergangenheit aber leuchtet das Bild der kleinen Städte anders auf. Zur Zeit der Landgrafen stand Frankenberg in großen Ehren. Es war schön und voll gebaut. Die Häuser waren aus geschnittenem Holz und mit vorspringenden Balken schön verschalt und köstlich geschnitzt. Die Stuben waren nach hinten gelegt. Darum hatten die Häuser große Dielen und viel Raum. Nach vorn trugen sie zwei Fenster und zwei Türen. Sie waren zwei- und dreistöckig. Andere, elende Bauten duldete man nicht. Denn im Hintergrund stand der Wald kreisförmig, der die Menschen beherrschte und von ihnen ein gleiches Gesicht in ihrem Tun und Lassen verlangte, wie er selbst es der Schöpfung zeigen mußte: Gerade und aufrecht, edel und selbstbewußt.



Hochamt im Dom zu Münster.

Das Lächeln der Schöpfung gleitet hinunter bis Iserlohn und Schwerte, wo sich wieder die Ebene auftut. Noch einmal glüht das alte Lächeln auf, betont und rasch, um dann undurchsichtig zu schweigen.

Der **Kranz der Städte** beginnt. Das Reich der

Menschen ersteht, und die Landschaft will fast erlöschen. Hier hat sich der Mensch hineingestellt und mit langen Armen den Wuchs der Erde in seiner Seele ertränkt und ein anderes Bild hervorgezaubert. Er hat sich ein Gleichnis geschaffen, einen Sang, der noch Jahrhunderte anklingen soll. Er wird klingen und abklingen. Die Harfe der Schöpfung wird eine Weile nur ganze leise zittern und warten, bis ein Harfner kommt, der mit Meisterschaft wieder in ihre Saiten greift und die Akkorde der Harmonie um sich streut und nicht mehr verklingen läßt.

Wie ein blutleerer Faden läuft das Grün der Erde durch die Städte. Wohl springen die Blumen über die Straßen, und von den Rändern der Städte leuchtet der Abglanz vergangener Fruchtfolge. Die Kleinbauern liegen wie auf einsamer Warte vor der Stadt und preisen die freundliche Gabe der Schöpfung, die ihnen noch den guten, fetten Acker verliehen hat.

Die Städte aber stehen "vor Ort". Die Menschen stehen "vor Ort". Der Bergarbeiter arbeitet "vor Ort" und haut die Frucht der Stadt unter Tage.

Aber warum ist das Lächeln der Schöpfung undurchsichtig? Liegt nicht eine Fülle der Frucht und des Segens in der Erde? Ist nicht die Größe der menschlichen Aufopferung ein Harmonieakkord von unbegrenzter Schönheit? Ist es nicht edel vom Menschenkind, im Schweiße seines Angesichts unter Tage zu arbeiten, um das Füllhorn der Frucht unter allen deutschen Stämmen zu teilen?

Die Größe der alten Wälder um Dortmund und Hagen, Bochum und Essen sind dahin. Die Abteien und Klöster sind fort. Die großen Bischöfe und Priester sind tot. Neue Kirchen sind erstanden, neue Menschen und Diener des Christentums wirken vor Ort. Gerade flüchtet der mathematische Gedanke der Menschen in ihren Werken. Die westfälische Stadt ist das Sinnbild des Gedankens und der Tat geworden. Kreisförmig, wie Thebens und Roms alte Mauern, schlägt sich Ring um Ring um die Stadt. Es ist organischer Wuchs da - wie ein Baum sich Ring um Ring zulegt. Im Herzen sitzt



Industriegiganten im Westen. *Niederrheinische Hütten bei Duisburg.*

der Rotor: Die Zeche, und nebenan und rundherum läuft die Fabrik. Aus einem guten Samenkorn entwickelt sich der Kreis. So ist es mit Krupp in Essen. Mit Klönne in Dortmund. Der Ring wächst. Er greift übereinander und ineinander. Die Städte sind eins geworden. Überall vibriert derselbe Ring: die Tat. Sie springt in mancherlei Gestalt ins Leben: In wuchtigen Schornsteinen und Fördertürmen, in klaffenden Schächten, in rauschenden Wässern und klopfenden Turbinen.

Es versickert viel Leben, viel Hoffnung, und nicht aller Samen geht auf. Er geht in die Abwässer, unterirdisch, gurgelt und verspült sich und harrt der Auferstehung.



Westfälisches Mädchen.

Das undurchsichtige Lächeln der Schöpfung muß erst erforscht werden.

Kurz ist der menschliche Gedanke und kurz ist der Horizont, den das menschliche Auge umspannt.

Es gibt auch armes Hinterland in den Städten. Es gibt edle und gute Menschen - und auch das Gegenteil, genau wie es fruchtbaren und unfruchtbaren Acker gibt.

Wir müssen hier warten, die Schöpfung ist allgegenwärtig und lächelt heute noch undurchsichtig über den Städten. Viel Stämme sind hier heimatlich geworden. Wir müssen eben warten, bis wir das Lächeln enträtseln können.

Aber das ist wahr: Auch die Stadt ist Heimat, westfälische Heimat. Ein Uraltes ist da: Die Heimatsprache; uralt rauschen Bach und Fluß, und wenn die Flußbetten auch korrigiert sind und die Sperrseen sich ausbreiten - es sind Heimatwässer. Vom Winterberg quellt die Ruhr zu Tal und schenkt sich dem Rhein. Nun wohl, Westfalen schenkt überall hin; die Städte schenken, die Menschen beschenken einander, die Äcker tragen noch gute Frucht, die Wurzelarbeiter unter Tage verschenken ihr Leben, die Fabriken ihre Arbeit.

"Vor Ort", dröhnt die Fabrik.

"Vor Ort", gurgelt das Bergwerk.

Und die heiße Glut der Kohle verdampft in den Öfen und steigt durch die Schlote, hinauf in die Höhen, und der ewige Wind trägt's mit sich fort - auf die Ozeane. Verschenken bis zum letzten Rest im großen Kreislauf.

Lächle, du Schöpfungsakt! - Und wie du auch lächelst, Westfalen bleibt dein freies Kind.

Das Hirtenfeuer

Annette von Droste-Hülshoff

Dunkel, Dunkel im Moor,
Über der Heide Nacht,
Nur das rieselnde Rohr
Neben der Mühle wacht,
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen schleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
In dem modernden Stumpf
Schlafend die Kröte zuckt,
Und am sandigen Hange
Rollt sich fester die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginster
Und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinster,
Die löschend niederstäuben;
Nun wieder alles dunkel -
Ich hör' des Stahles Picken,
Ein Knistern, ein Gefunkel,
Und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken
Im Kreis' umher, sie strecken
Die Hände, Torfes Brocken
Seh' ich die Lohe lecken;
Da bricht ein starker Knabe
Aus des Gestrüppes Windel
Und schleifet nach im Trabe
Ein wüst' Wacholderbündel.

Er läßt's am Feuer kippen -
Hei, wie die Buben johlen
Und mit den Fingern schnippen.
Die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen
Am Ohre lustig flattern,
Und wie die Nadeln spritzen,
Und wie die Äste knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken
Auf's neu' umher im Kreise,
Und wieder fliegen Brocken,
Und wieder schwelt es leise:
Glührote Lichter streichen
An Haarbusch und Gesichte,
Und schier Dämonen gleichen
Die kleinen Heidewichte.

Der da, der Unbeschuhte,
Was streckt er in das Dunkel
Den Arm wie eine Rute?
Im Kreise welch Gemunkel?
Sie späh'n wie junge Geier
Von ihrer Ginsterschütte:
Ha, noch ein Hirtenfeuer,
Recht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen
Und seine Schimmer breiten,
Den wirren Funkenreigen
Übern Wacholder gleiten;
Die Buben flüstern leise,
Sie räuspern ihre Kehlen,
Und alte Heideweise
Verzittert durch die Schmehlen.

"Helo, heloe!
Heloe, loe!
Komm du auf unsre Heide,
Wo ich mein Schäflein weide,
Komm, o komm in unser Bruch,
Da gibt's der Blümelein genug! -
Helo, heloe!"

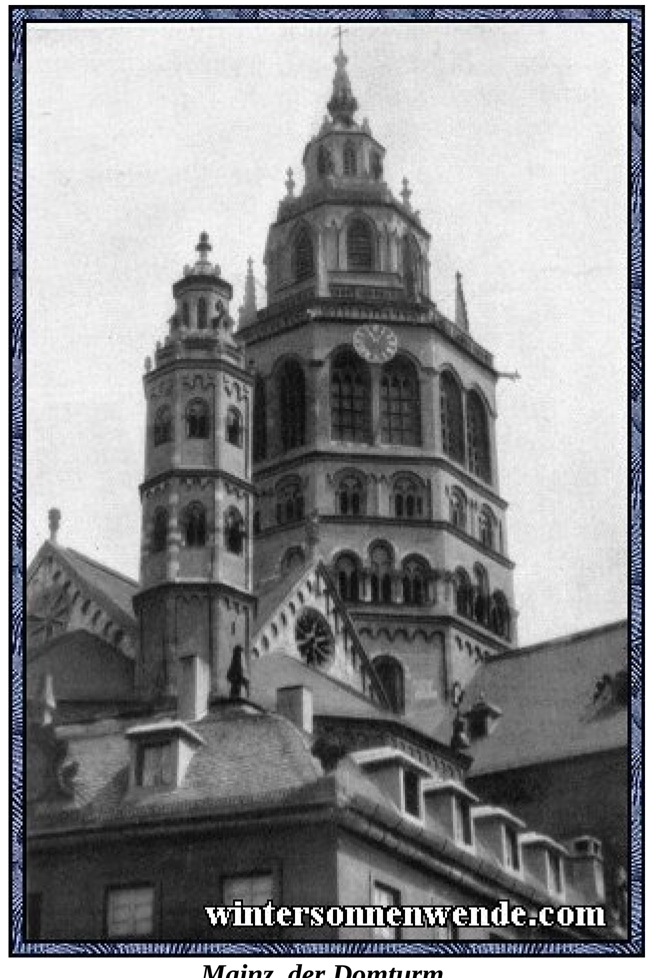
Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,
Und leise durch den Ginster zieht's heran:

Gegenstrophe
"Helo, heloe!
Ich sitze auf dem Walle,
Meine Schäflein schlafen alle,
Komm, o komm in unsern Kamp,
Da wächst das Gras wie Brahm so lang! -
Helo, heloe!
Heloe, loe!"

Das Rheinland
Herbert Eulenberg

Als germanisches Urvolk, das am Ufer des Rheines saß, haben wir die Ubier anzusprechen, einen deutschen Stamm, den Cäsar, der vergötterte Julius, wie ihn Tacitus nennt, schon am Oberrhein in der Gegend der Lahn antraf. Und zwar antraf in einem ziemlich gerupften und heruntergekommenen Zustand, in den sie wohl durch die fortwährenden Angriffe geraten waren, die sie durch die ewig kriegerisch gesonnenen, zwischen Main und Donau hausenden Sueven zu erdulden hatten. Die Ubier selber waren schon ein Vorschub der riesigen vorwärtsdrängenden germanischen Völkerfamilie und hatten die Kelten, die vor ihnen am Oberrhein angesiedelt waren, bereits nach Gallien weggeschoben. Man hat aus der Bereitwilligkeit, mit der sich die Ubier, die sich seit längerem schon an die benachbarten Gallier und ihre Sitten angeschlossen hatten, nun auch

mit den Römern rasch verständigten, allerhand irrige Schlüsse gezogen. Hat von einem wandelbaren, unruhigen und zur Abtrünnigkeit geneigten Wesen, einem Hang zur "Ubiquität" und von wer weiß was noch gefabelt, was die alten Ubier als Vorfahren besessen und ihren Nachfahren, den heutigen Rheinländern, vermacht hätten. Und hat schließlich schon eine Vorliebe der früheren Rheinländer für gallische und römische Art zurechtklügeln wollen, wie sie sich späterhin in dem berüchtigten Rheinbund, einer Vereinigung rheinischer Fürsten unter Napoleon dem Ersten, an der die rheinische Bevölkerung wohlbemerkt völlig schuldlos war, in unsern Zeiten wiederholt hätte. Nichts ist törichter als solche Behauptungen: Die Ubier stellten sich zwar, von ihren germanischen Nachbarstämmen andauernd bedrängt, endlich unter römischen Schutz und siedelten sich nach und nach jenseits des Rheins, auf der gallisch-keltischen Seiten, an. Sie blieben aber auch auf dem linken Ufer des Stromes ebenso gut deutsch gesinnt, wie sie es auf dem rechten Ufer gewesen waren. **Tacitus, der mustergültige Beurteiler des alten Germaniens,** stellt diese Eigenschaft der doch in den römischen Staat aufgenommenen Ubier, daß sie stolz auf ihre germanische Abstammung seien und sich ihres Deutschtums nicht schämten, mit einer gewissen Verwunderung in seiner ***Germania*** fest. Und diese ihre überzeugte Zuneigung zu Deutschland, ihr Deutschgefühl haben sich die neuen Rheinländer ebenso wie die alten bis auf den heutigen Tag bewahrt. "Halt faß am Rich', do Kölschen Boor, un fällt et söß, un fällt et soor", rühmt ein alter Kölner Spruch die Anhänglichkeit des Rheinlandes und seiner Hauptstadt an das Deutsche Reich: Jene selbstverständliche Treue zu Deutschland, die sich während der unseligen Separatistenunruhen nach dem Weltkrieg aufs neue glänzend bewährt hat. Diese dem Rheinländer selber durchaus nicht verwunderliche Liebe und Eingenommenheit für Deutschland und deutsches Wesen hat bis in das vorige Jahrhundert hinein das Erstaunen mancher Beobachter und Beurteiler rheinischen Wesens gefunden: Der unglückliche Weltreisende Georg Forster, ein geborener Danziger, sonst ein feinsinniger Beschreiber der Rheinlande, erkannter zu spät, daß in den Köpfen der Rheinländer kein Raum für den Gedanken einer rheinischen Republik unter französischer Oberhoheit war. Und der Hamburger Buchhändler und Vaterlandsfreund Friedrich Perthes vermerkte auf einer Reise, die ihn an den Rhein getragen hatte, angenehm überrascht in sein Tagebuch von den Rheinländern: "An Sprache, Sitte und Art sind sie merkwürdiger Weise ungeachtet der zwanzigjährigen französischen Herrschaft durchaus deutsch geblieben."



Mainz, der Domturm,
sich über den herandrängenden Häusern aufgipfelnd.

In der frühmittelalterlichen Zeit war es der Stamm der ripuarischen Franken, der sich am mittleren und untern Rheinstrom zu beiden Ufern ausdehnte. Reine Westgermanen machten die Ripuarier, ein kraftvolles Glied der großen fränkischen Völkergruppe, das von den Römern zu ihrer Kolonie erhobene Köln zur Metropole, und durch ständigen neuen Zuwachs der Bevölkerung aus Mitteldeutschland verlor der Strom immer mehr das Trennende, das er in der römischen Zeit und für die Römer noch gehabt hatte. Während der Herrschaft der Karolinger lag das Schwergewicht des Deutschen Reiches hier am Rhein. Und Aachen ebenso wie Ingelheim waren die bekannten Lieblingssitze Kaiser Karls des Großen, unter dessen Szepter Frankreich und das von dem Kaiser bezwungene Germanien

noch eine machtvolle Einheit bildeten, bis der unselige Vertrag von Verdun, der in der Kastorkirche zu Coblenz beraten wurde, das karolingische Reich zerspaltete. Erst unter dem mannhaften und entschlossenen Sachsenkönig Otto dem Ersten, der sich in Aachen zum Kaiser krönen ließ und seinen Bruder Bruno zum Erzbischof von Köln machte, gewann das Rheinland seine volle Bedeutung für das nunmehrige Deutsche Reich wieder. Mit Bruno dem Großen, wie man ihn auch genannt hat, begann der Einfluß der Kirche, den schon die Karolinger gestützt hatten, sich am Rhein immer stärker zu entfalten. Man irrt indessen sehr, wenn man glaubt, die Bevölkerung an der großen Pfaffengasse, dem Rhein, hätte sich gleich und stets willig unter den Krummstab ihrer geistlichen Herren, der Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier, gebeugt. Unterwürfigkeit und knechtischer Sinn, diese Untugenden sind den Rheinländern von allen deutschen Stämmen am wenigsten zu eigen. Es hat stets ein freier Luftzug an diesem Strom geweht. Das haben die weltlichen wie die geistlichen Herrschaften, die hier regiert haben, des öfteren zu verspüren bekommen. Über ein Jahrhundert lang hat die Bürgerschaft Kölns gegen ihre Erzbischöfe um ihre Selbständigkeit gekämpft, bis diese in der blutigen Schlacht bei Worringen errungen worden ist. Seitdem war Köln eine freie Reichsstadt, die nur noch den deutschen Kasier als ihren Oberherrn anerkannte. Der Kölner Erzbischof, der fortan meist auf seinen Schlössern in Bonn oder Brühl Hof hielt, mußte, wenn er noch einmal seine Stadt betrat, eine feierliche Erklärung abgeben, daß er die Rechte und Freiheiten der Stadt unverbrüchlich halten wollte. Auch der Huldigungseid, den die Stadt ihrem geistlichen Herrn leisten mußte, war ein sehr eingeschränkter. Denn man versprach ihm nur Treue und Gefolgschaft, "als lang er uns hält in Rechte und Ehren, bei unser guter alter Gewonde, die wir und unsere Vorfahren hergebracht haben." Und die Stadt, die seit der Römerzeit den Wert einer ausreichenden Befestigung zu schätzen gelernt hatte, wußte sich so gut zu schützen, daß sie von allen deutschen Städten während des ganzen Dreißigjährigen Krieges am allerwenigsten zu leiden gehabt hat.



Köln am Rhein.

Um jene Zeit, da Köln sich seine Selbständigkeit errungen hatte, genoß es im ganzen Deutschen Reich die höchste Achtung. Sowohl als Vorort und Mitglied der Hansa wie als Hauptumlageplatz für den Handel mit England, wo die Kölner Kaufmannsgilde eine besondere Niederlassung in London, die Gildehalle, hatte, aus der später der Stahlhof entstanden ist. Das rheinische Geld, der rheinische Thaler oder Gulden, eine Münze, auf die noch die unglückseligen Sonderbündler in den verworrenen Jahren nach dem Weltkrieg zurückgreifen wollten, erfreute sich damals überall einer großen Anerkennung. Und selbst in Brügge, das mit Köln in steter Handelsverbindung stand, galt er zeitweise als marktläufiges Zahlungsmittel. Ein gewisser Hang zu einer großen Lebensführung haftet seitdem noch dem Kölner gern an: Ein Hang, dem sich die reichen Altgeschlechter der Stadt, die Overstolz, Lyskirchen, von der Aducht und wie sie alle heißen mochten, in jenen Zeiten mit Vorliebe hingaben. Ja, bis auf den heutigen Tag ist dem Kölner eine oft zur Schau getragene Großspurigkeit geblieben und eine Freude an der Üppigkeit, die diese Stadt der Wohlgerüche und duftenden Wasser noch immer durchzieht.



Köln. *Blick auf Gürzenich und Stadthaus.*

Bis auf den heutigen Tag hat Köln seine Vormachtstellung vor den Städten des Rheinlandes behaupten können. Selbst vor Düsseldorf, dem Mittelpunkt am Niederrhein, das sich jetzt noch gern in einem edlen Wettstreit, wie er einstmals zwischen Florenz und Rom entbrannt war, mit der alten Römerkolonie mißt, der die Kaiserin Agrippina ehedem ihren Namen lieh. Es ist ein großes, unschätzbares Verdienst des Kölner Oberbürgermeisters Doktor Adenauer gewesen, daß er es verstanden hat, auch die nächste, etwas nüchterne Umgebung seiner Stadt - ein Punkt, in dem Köln unbedingt seiner Nebenbuhlerin Düsseldorf unterlegen war - durch die Schaffung eines herrlichen, einzigartigen **Grüngürtels** zu verschönern. Und elektrische Bahnen und Kraftwagenverkehr haben dafür gesorgt, den Kölner Bürgern die Möglichkeit schneller Ausflüge in das liebliche Siebengebirge und die herbe, aber an köstlichen Ausblicken reiche Eifel zu verschaffen. Also, daß es heute keinem rheinischen Großstädter so leicht gemacht ist, sich über die Art seiner Landschaft und das Wesen der Menschen, die darin wohnen, Kenntnis und Urteil zu bilden wie dem Kölner.

Der freie, freiheitliche Sinn der Kölner Bürgerschaft, die übrigens ihre Stadt als "eyn croen boven allen steden schoen" erklärte, hat sich auch der übrigen rheinischen Bevölkerung mitgeteilt. Bis auf die Bewohner der Eifel, deren Kleinmut und mangelndes Selbstbewußtsein sich von der Kargheit und Rauheit ihrer Landschaft herleitet, sind die Rheinländer als ein trotziger Volksschlag anzusprechen. "Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei, als wär' es ein adlig Geschlecht", schildert der Rheinländer Karl Simrock seine Landsleute in seiner viel gesungenen Warnung vor dem Rhein. Bis hinauf in das bergische Land, wo in den Tälern zwischen ihren ruhmreichen Bergen die Messerschleifer auf ihren Kotten saßen, ist der Rheinländer ein freiheitsliebendes Wesen, der unter jeder Bedrückung seiner Eigenheit bitter leidet. Darum war auch für ihn die Angliederung an Preußen, die der **Wiener Kongreß von 1815** herbeiführte, nicht ganz

leicht zu ertragen und nicht völlig reibungslos, zumal die preußische Regierung damals nicht immer sehr geschickt vorging und mehrfach zu wenig Rücksicht auf die Glaubensrichtung ihrer neuen Volksgenossen nahm. Und es beweist wiederum die Treue zum Deutschtum, das feste Gefühl der Rheinländer, "Teutsche zu sein", wie es der bedeutende rheinische Zeitschriftsteller Joseph Görres ausgedrückt hat, daß man am Rhein alsbald ebenso gut preußisch-deutsch gesinnt wurde wie an der Elbe, Havel oder Spree.



Die Kölner St. Martinskirche mit Stapelhaus.

Der zweite Hauptzug im Wesen des Rheinländers, den man ihn im Reich zuzusprechen pflegt, ist der einer gewissen Leichtigkeit. Meist wird ihm diese Eigenschaft noch vor seinem Freiheitsdrang zuerkannt. Ja, sie wird ihm stellenweise als Untugend aufgemutzt, indem man von rheinischer Leichtsinnigkeit oder Oberflächlichkeit redet. Die Rheinländer zeichnen sich allerdings, sofern man überhaupt solche Urteile verallgemeinern darf, häufig durch ein schnelles Auffassungsvermögen aus. Schon der alte Arndt fand, als er sich dauernd als Universitätsprofessor in Bonn niedergelassen hatte, die Leute an dem von ihm geliebten Strom "erstaunlich aufgeweckt, wenn auch leichter vergeßlich" als seine behutsamen pommerschen Landsleute. "Die Erinnerung an die nun schon weit zurückliegenden Schwedeneinfälle haben sich hartnäckiger in den Köpfen der Bewohner von Lübeck und Stralsund erhalten als das Angedenken an die doch erst kürzlich geschehene Überflutung und Besetzung der Rheinlande in den Gemütern der hiesigen Bürgerschaft", schrieb er vom Rhein an einen Freund im Osten. Arndt, der in Rügen geborene Protestant, trat zunächst den meist katholischen Rheinländern so befremdet wie ein Ausländer entgegen. Noch heute begegnen wir bei vielen Norddeutschen diesem Gefühl des Unheimlichen, Unbehaglichen, das er gegen den Katholizismus am Rhein mit seinen Kirchenfesten und seinem bunten Gottesdienst hegt. Aber gerade Arndt, der dem Rheinstrom treu blieb, trotzdem dessen Wasser ihm seinen jungen Lieblingssohn verschlungen hatten, ist auch ein sprechender Beweis dafür, wie fest und tief auch der Nordländer hier einwurzeln kann. Arndts noch heute lesenswerte Schrift: *Der Rhein Deutschlands Strom nicht Deutschlands Grenze*, dringt kenntnisreich in die Vergangenheit und seherisch in die Zukunft, wenn er das Werk Bismarcks vorausahnt und Elsaß-Lothringen dem rheinischen Gebiet angliedert. Kraft der für ihn einzig gültigen Naturgrenze: der Sprache. Man darf die glückliche Veranlagung des Rheinländers, dies sein leichtes Geblüt, das ihn überstandene Leiden schneller verwinden läßt, als es etwa dem Niedersachsen oder dem Holsten möglich ist, nicht gleich als Seichtheit des Gemütes auslegen. Gerade die am Rhein geborenen Künstler - und sie sind ein Gradmesser für die Gefühlsstärke eines Volksschlages - Dichter wie Brentano und Heine, Tonschöpfer wie der einzigartige Beethoven - zeichnen sich durch eine ungemeine Wärme, ja eine Überfülle von Empfindung aus.

Ja, die Empfindsamkeit ist vielleicht in ganz Deutschland nirgendwo so zu Hause wie am Rhein. Aber sie pflegt sich hier auch mit Vorliebe auszugleichen und zu berichtigen durch einen leichten Spott, den sie einem allzulaut geäußerten Gefühl anhängt. Hierfür sind die Dichtungen Heinrich Heines, der in diesem Punkt ein echter Rheinländer war, ebenso ein Beispiel wie der Kölner Karneval, dessen Ausgelassenheit mit einer gewissen wehmütigen Stimmung, die immer wieder durchbricht, untermischt ist. Grade für das Wehmutvolle und Weltschmerzliche haben die Anwohner des Rheins, an dessen Ufern der deutsche Byron, eben Heinrich Heine, aufgewachsen ist, ein tiefes Verständnis, das der Beschuldigung der Leichtfertigkeit und Lässigkeit, den man gern gegen die Rheinländer erhebt, durchaus widerspricht. Das beweisen auch die Volkslieder, die hier im Schwange sind, Lieder, die oft noch aus der rührseligen Zeit des Wertherfiebers in Deutschland stammen, wie jenes noch jetzt oft gesungene von dem bis in den Tod getreuen Ritter Ewald:

> "In des Gartens dunkler Laube
> Saßen einstens Hand in Hand
> Ritter Ewald und die Minna
> Durch die Liebe festgebannt."

Oder jenes andere Volkslied, das bis auf den heutigen Tag beliebteste Fastnachtslied von dem "treuen Husar", das neuerdings auch im übrigen Deutschland recht bekannt geworden ist.

Neben dieser seiner stark entwickelten Gemütsseite zeichnet den Rheinländer aber auch eine innige Anteilnahme an der Geschichte und der Kunst seines Landstrichs und Gebietes aus, die ihn allein von der bösen Nachrede einer geistigen Untiefe freisprechen sollte. Kaum anderswo gibt es so viele Vereine zur Erhaltung der heimatlichen Eigenart, Mundart, Kunst- und Denkmalpflege wie am

Rhein, dieser großen Gedenkstraße des Mittelalters, wie Richard Wagner sie gepriesen hat, dessen "Rheingold" den starken Eindruck widerstrahlt, den Deutschlands schönster Fluß auf ihn gemacht hat. Die leichtere Beweglichkeit, die das Volk an diesem Strom vor dem schwereren Mitteldeutschen voraus hat, darf nicht ein Grund sein, die Rheinländer des Mangels an Gründlichkeit und Nachdenklichkeit zu bezichtigen. Freilich läuft seine Vorstellungskraft meist hurtiger als bei den übrigen deutschen Stämmen, freilich ist er scherzbereiter und lebenslustiger als seine östlichen Landsleute, aber darum zeigt er doch nicht eine Abneigung gegen das rein Geistige, die man ihm oft andichten will. Und sein Witz, wie er besonders in Köln, dem Sammelpunkt der "Krätzjer" gepflegt wird, ist stets mit einer Liebenswürdigkeit gemischt, die dem Rheinländer vor allen andern Deutschen die Zuneigung des Auslandes erworben hat. Auch das Mundartliche am Rhein ist ja so beschaffen, daß ihm die tragischen Töne und die Eignung zur Wiedergabe trauriger Vorgänge auf der Bühne abgeht, wie sie etwa das Schlesische Gerhart Hauptmanns auszeichnet. Dafür trifft das rheinische Platt, insbesondere das Kölnische, besonders gut das Behagliche, das kleinbürgerlich Häusliche, für das die Leute vom Oberrhein bis zum Niederrhein gleiche Liebe und volles Verständnis aufbringen. Aus diesem Hang zur Gemütlichkeit, zum Willen, sich das Leben auf Erden und mit seinen Mitmenschen so erträglich wie möglich zu machen, entspringt auch die Neigung und Bereitwilligkeit zur Kameradschaft: Eine an sich lobenswerte Eigenschaft, die nur zuweilen schlecht ausarten kann. Wofür man in Köln das bezeichnende Wort "Klüngel" erfunden hat, das auch im übrigen Deutschland, wo der Begriff gleichfalls nicht ganz fremd sein dürfte, eingebürgert worden ist.

Von allen schönen Künsten wird insbesondere die Musik am Rhein geschätzt und geehrt. Die großen rheinischen Musikfeste, die sich bis in unsere Gegenwart erhalten haben, legen ein beredtes Zeugnis für die Beliebtheit ab, der sich die Kunst der Töne hier zu erfreuen hat. Und die Singefreudigkeit der Rheinländer offenbart sich in den vielen Männergesang- und Chorvereinen, die hier bis in die kleinsten Städte gedeihen. Neben der Musik ist es der Malerei nicht ganz so leicht gewesen, sich die Gunst der rheinischen Bevölkerung zu erringen. Zwar erinnern sich einige Kunstfreunde wie die mit Goethe befreundeten Brüder Boisserée zur Zeit der Romantik, daß es einmal eine berühmte Malerschule in Köln gegeben und daß Maler wie Meister Wilhelm, Stephan Lochner und der Meister des Marienlebens hier gewirkt hatten, aber deren Bilder hingen nur noch in Kirchen und Sammelhallen herum und bedeuteten der Gegenwart nicht mehr das, was sie der gläubigen Zeit, da sie entstanden, gewesen waren. Erst die neue Begründung der Düsseldorfer Kunstakademie, die der Stadt einen Ersatz für die prachtvolle ihr verlorengegangene Gemäldegalerie bieten sollte, und die Heranziehung von Peter Cornelius als Leiter dieser Akademie weckte neben den Malwerken, die nun hier in der Düsseldorfer Schule entstanden, wieder mehr die Teilnahme der Rheinlande an dem bildnerische Kunstschaffen der Zeit.

Noch schwerer hat es die Bühnendichtung am Rhein gehabt. Zwar gab es hier seit alters eine Bühnenvolkskunst in dem auch über Köln hinaus bekannten "Kölner Hänneschen", in dem in rheinischer Mundart Hanswurststücke und Possen aufgeführt wurden. Aber diese urwüchsige, einfache und harmlose Volksbelustigung entartete mit einer unnatürlich und anmaßend gewordenen Zeit immer mehr und ist heute leider so gut wie ausgestorben. Mühsam erst ließ sich die auf Heiterkeit und Scherze eingestellte rheinische Bevölkerung zu der ernsten klassischen Kunst bewegen. Und die frühesten Versuche, die ein Carl Immermann mit seiner Musterbühne in Düsseldorf hierzu gemacht hat, sind recht unglücklich verlaufen. Erst die besinnlichere werktätige Volksschicht, die sich mit der Zunahme der Werkstätten, Gießereien, Hochöfen und Kohlengruben am Niederrhein ansiedelte, und eine ihr entsprechende Kaufmannschaft zeigte größere Neigung und tieferes Verständnis für die ernsthaften Darbietungen, die ihnen von der Schaubühne geboten wurden.

Das Großgewerbe, das eine Anzahl von Arbeitern und Angestellten an den Rhein lockte, hat auf der andern Seite viel zur Vermischung der einheimischen Bevölkerung mit Menschen, die aus andern



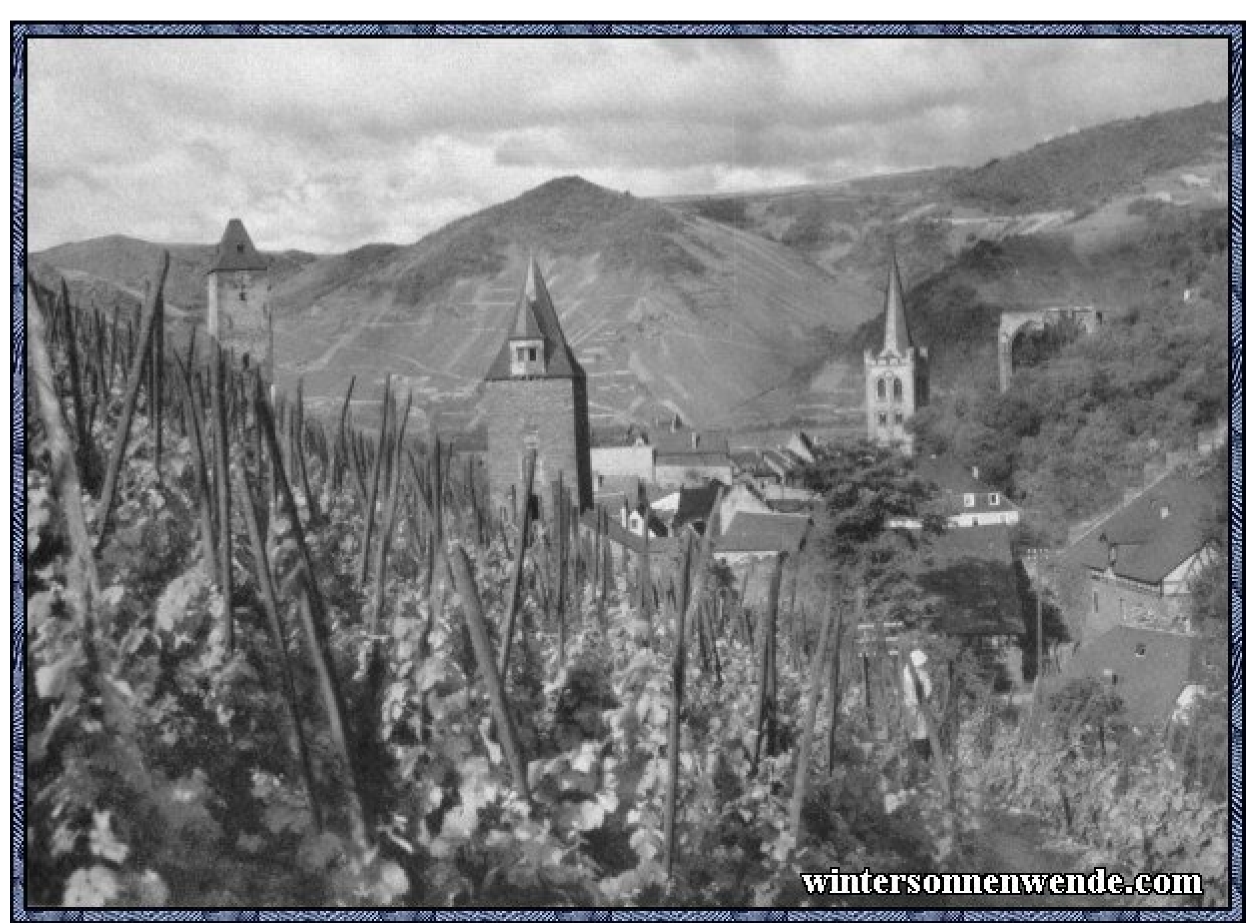
Am deutschen Rhein.

deutschen Gebieten stammten, beigetragen. Kein anderer Bezirk unseres Vaterlandes hat in den letzten Jahren so viel Zuzug aus andern Landesteile erhalten wie die Rheinprovinz. Wie in der vorrömischen und römischen Zeit sich hier Kelten, römische Kolonisten, Ubier und andere Germanenstämme vereinigt haben, hat in unserm Jahrhundert am Rhein eine Vermengung und Verschmelzung von Deutschen aus allen Landstrichen stattgefunden. Nur in den kleineren

rheinischen Städtchen und Dörfern mag hier und dort noch eine gewisse Inzucht herrschen. In den Großstädten und Fabriknestern am Rhein haben sich meist nicht zum Nachteil der eingesessenen Bevölkerung die aus den verschiedensten Teilen Deutschlands zusammenströmenden Menschen zu einer Einheit verbunden. Denn das ist wohl das Beste an dem Rhein und an dem Gebiet, das er durchströmt, daß er und daß es die Leute schnell umwandelt und einheimisch macht. Die Kinder neu hinzugezogener Familien werden, wenn sie hier aufwachsen, im Nu zu Rheinländern und leben sich viel leichter als anderswo in die Art des Landes hinein. Es ist die jeden Fremden flugs eingewöhnende Macht des Rheins, die schon der Dichter Schenkendorf, der aus Tilsit nach Koblenz kam, bestaunt hat, die alles, was hier wohnt, noch eh' man es recht bedenken kann, unter einen Hut und eine Sinnesart bringt.

Der Deutsche, der fern vom Rhein wohnt, verbindet in seiner Vorstellung gleich und am liebsten den Wein als das schönste Naturerzeugnis, das hier wächst, mit dem Strom und seinen Bewohnern. "Die Erde wär' ein Jammertal voll Grillensang und Gicht, wüchs uns zur Linderung unserer Qual der edle Rheinwein nicht", sang schon Hölty anno 1775. Und Matthias Claudius verstieg sich in seinem Rheinweinlied, dem volkstümlichsten das wir haben, zu der Strophe:

> "Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
> Gesegnet sei der Rhein!
> Da wachsen sie am Ufer hin und geben
> Uns diesen Labewein."



Steg am Rhein.

Seit den Zeiten, da jene Dichter sich am Rheinwein berauschten, hat sich der Strom dort wo er sich in Deutschland seinem Ende zuwendet, von Köln bis Emmerich zum Schauplatz einer riesigen Arbeitswerkstätte entwickelt und gewandelt. Die Reben, die Claudius anschwärmte, wachsen zwar glücklicher Weise noch. Und im sogenannten Rheingau von Rüdesheim bis Eltville, in diesem weltberühmten Rebegarten, bringen sie noch immer den edelsten Wein hervor, den es wohl auf

dieser Erde zu trinken gibt. Bis hinauf nach Worms im Wonnegau, wo weiland der Sitz des Burgunderkönigs Gunther war, der nebst seiner Schwester Kriemhild in die Siegfried-Sage verwoben ist, und wo um die Liebfrauenkirche der süße Liebfraumilchwein gedeiht, den schon das Mittelalter als "wünne sam" preist. Aber der eitle reine Lebensgenuß, den Simrock seinem Sohn vorauskündet: "Da geht dir das Leben zu lieblich ein", ist auch hier in der Gegenwart mit ernster Arbeit und manchen Alltagssorgen verknüpft. "Die Leute leben hier, als ob alle Täg Sonntag wäre", meinte Vater Mozart noch, als er mit seinem Wundersöhnchen den Rhein bereiste. Ganz so unbekümmert und vergnügt ist es auch hier nicht geblieben. Aber der goldene Glanz, den der Strom wie der Wein, der an ihm blüht und reift, widerspiegeln, dieser Goldglanz ruht auch heute noch auf dem Rheinland wie auf den Gemütern der Menschen, die hier hausen und glücklich sind und am Abend beim Becherklang fröhlich anstimmen: "Nur am Rhein, da möcht' ich leben!"

Der deutsche Rhein
Niklas Becker

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
ob sie wie gier'ge Raben sich heiser darnach schrein;
so lang' er ruhig wallend sein grünes Kleid noch trägt,
so lang' ein Ruder schallend an seine Wogen schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
so lang' sich Herzen laben an seinem Feuerwein;
so lang' in seinem Strome noch fest die Felsen stehn,
so lang' sich hohe Dome in seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
so lang' dort kühne Knaben um schlanke Dirnen frein;
so lang' die Flosse hebet ein Fisch auf seinem Grund,
so lang' ein Lied noch lebet in seiner Sänger Mund.

Das Saarland
Heinrich Hornung

Grenzland - Schicksalsland für seine Bewohner. Grenzland, das vom französischen Nachbar im Laufe der Jahrhunderte vier kriegerische Einfälle von längerer und kürzerer Dauer zu ertragen hatte, bei denen die landfremde Soldateska stets mordend, brennend und plündernd im Lande hauste. Der erste Überfall 1631-1650 in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges. Es folgten bis in die neunziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts noch drei solcher französischer Invasionen in das deutsche Saarland. Die Kohlenschätze des deutschen Gebietes ließen die französische Habgier bis heutigen Tages nicht zur Ruhe kommen. Gar zu gern möchten unsere ewig auf diese Schätze neidischen Nachbarn Rechtstitel auf das Gebiet erwerben. Der Versuch dazu ist nach dem Weltkrieg die Schaffung des Begriffes **Saargebiet**.

Die südlichsten Teile der Rheinprovinz und der Bayrischen Pfalz, **rein deutsches Land mit urdeutscher Kultur und urdeutschen Menschen**, mußte im Jahre 1919 laut **Versailler Vertrag** von Deutschland hergegeben werden zugunsten des Völkerbundes, der als Treuhänder auftrat und für den Deutschland auf die Regierungsgewalt verzichtete. Die Kohlengruben wurden französisches Eigentum. Im Jahre 1935 - nach 15 Jahren - soll die Staatszugehörigkeit durch Volksabstimmung

festgestellt werden. Verwaltung: ein vom Völkerbund ernannter Fünfer-Ausschuß: ein Franzose, ein Saarländer, drei Mitglieder aus anderen Ländern als Deutschland und Frankreich.



Burg Reuland in Malmedy.

Ein knapper Riß aus der Frühgeschichte des Saarlandes, wie sie F. M. Faßbinder gibt: "Nach der Völkerwanderung entsteht das Reich der Franken, in dem die westgermanischen Stämme vereinigt waren. Im Saarbecken kreuzen sich die Siedlungen der Franken und Alemannen, erst feindlich, dann nach der Zülpicher Schlacht in friedlichem Nebeneinander. Die Franken waren offenbar in der Überzahl, denn der saarländische Dialekt ist bis auf den heutigen Tag ein Zweig der rheinisch-fränkischen Gruppe mit mancherlei alemannischem Element durchsetzt. Karl der Große führte die fränkische Gaueinteilung straff durch, die das Gebiet in sechs Teile gliederte, ohne daß die Grenzen mit irgendwelchen heutigen zusammenfielen.

Der Vertrag von Mersen, der endgültig das französische und das deutsche Reich voneinander abgrenzte, kennt bereits einen oberen und einen unteren Saargau, einen Blies-, einen Nied- und einen Albgau, denen sich bald noch der Rösselgau zugesellt. Die Gaugrafen wurden später Landesfürsten...

So gab es vom zwölften Jahrhundert ab in dem wegen der Kreuzung wichtiger Straßen begehrtesten Saargau Grafen unter dem Familiennamen »von Saarbrücken«, Lehnsträger des Bischof von Metz. Ihre Namen führen sie nach der Hauptburg, die auf dem Felsen des heutigen Saarbrücker Schlosses ragt und selbst so genannt wurde nach einer von den Römern erbauten Brücke, die etwa eine halbe Stunde oberhalb am Halberg lag und mindestens bis ins dreizehnte Jahrhundert bestand."

Vor gut einhundertsechzig Jahren besuchte Goethe als Student von Straßburg aus das Saarland. Reizvoll ist diese Schilderung. Noch reizvoller wirkt sie aber durch die Gegenüberstellung einer im Sprachstil **unserer** Zeit festgehaltenen Charakterisierung des Saarlandes und seines Industriegebietes. Damals einfachste Art der Kohlen- und Alaungewinnung, heute höchste technische Entwicklung der Hochöfen des Bergwerkbaus und der Gießverfahren.



Trier. *Porta Nigra (3. Jahrhundert nach Chr.)*

Von seiner Reise in die "Region der Saar und Mosel" erzählt Goethe in *Dichtung und Wahrheit*:

"Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hügelig, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grau-weiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannigfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen am Abhange eines steilen Felsens.

Wir hörten von den reichen Dutweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen. Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der aus einem herrlichen fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen, und die nur durch den inneren Gehalt ihres Schoßes uns anziehen können. Kurz hintereinander wurden wir mit einem einfachen und einem komplizierten Maschinenwerk bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drahtzug...

In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nötigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockeren, erdigen Wesens bemerkten, und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sei der Schaum, der sich beim Alaunsieben offenbar werfe und den Herr Stauf (Staudt) sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe, zu Gut zu machen.

..... Unser Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwasser

heruntergeleitet wird und an dem vornehmsten Stollen vorbei, den sie die Landgrube nennen, woraus die berühmten Dutweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin.

..... Wir traten in eine Klamm und fanden uns in der Region des **brennenden** Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Höhle war nahezu glühend, mit rötlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klunsen hervor und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufälliges Ereignis, denn man weiß nicht, wie diese Strecke sich entzündete, gewährt der Alaunfabrikation den großen Vorteil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen geröstet daliegen und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen..

..... Wir eilten, denn es war schon spät geworden, der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werktätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessierten uns junge Burschen einige lustige Abenteuer und bei einbrechender Finsternis unweit Neukirch (Neukirchen) ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Talgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Öffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wütend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist."

Th. Vogel schildert **heut** das Saarland und den Saarländer:

"Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich das Gebiet zu einem der wichtigsten Industriezentren Deutschlands. Wer einmal die Strecke von Frankfurt nach Metz gefahren ist, erinnert sich des überraschenden Eindrucks, wenn er aus dem romantischen Nahetal in das reizvolle Tal der oberen Blies kam und sich plötzlich in einem Waldgebirge mitten in einem lebhaften Industriegebiet sah. Rings auf den bewaldeten Höhen, an den Hängen der Berge befinden sich die Eisenkonstruktionen der Kohlenschächte und im Tal die gewaltigen Eisenwerke. Das flammt und zischt allerorten. Ein Wald von Essen, aus denen das blutrote Feuer leckt. Durch die mannigfaltigen Industriewerke erhält das Gebiet ein eigenes Gepräge. Bei Tage sind es Seilscheibentürme, gewaltige Schornsteine und Rohranlagen, die wuchtigen Massen der Hochöfen, das Gitterwerk der Laufkrane, die den Horizont beschneiden und die Berghänge beleben.

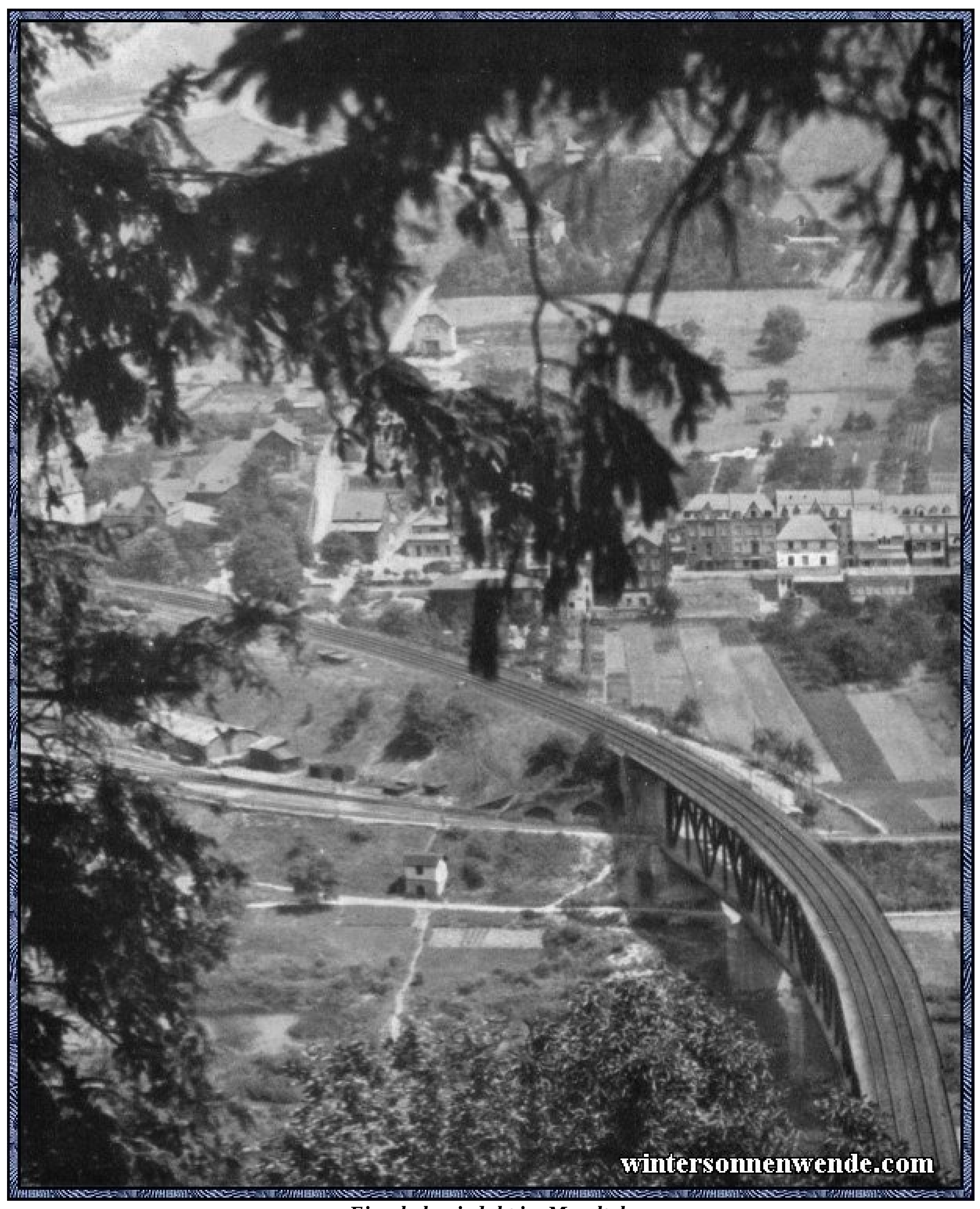
Bei Nacht aber bietet das ganze Gebiet ein berückendes Bild einer zyklopischen Feuerwelt. Herausbrechende Flammen der Hochöfen, ungeheure Feuergarben der Thomas-Birnen flammen hoch auf, färben den Himmel blutrot, 20 - 30 Kilometer weit sichtbar wie Vulkane. Funkengarben, Feuersäulen hier und dort. Der abgelassene Fluß geschmolzenen Erzes und Stahls, die feurige Linie der gezogenen Eisenbänder, alles glüht, prasselt und zischt. Die Perlenketten der Kokereien hängen an den Berglehnen. Alles überschattet die dunklen Rauchfahnen der Essen.

Das Eigenartige dieses Gebietes ist die Einlagerung der Industrie in eine der reizvollsten

Industrie im Saarland. *Völklingen, Röchling'sche Hütte.*



An der Mosel.



Eisenbahnviadukt im Moseltal.

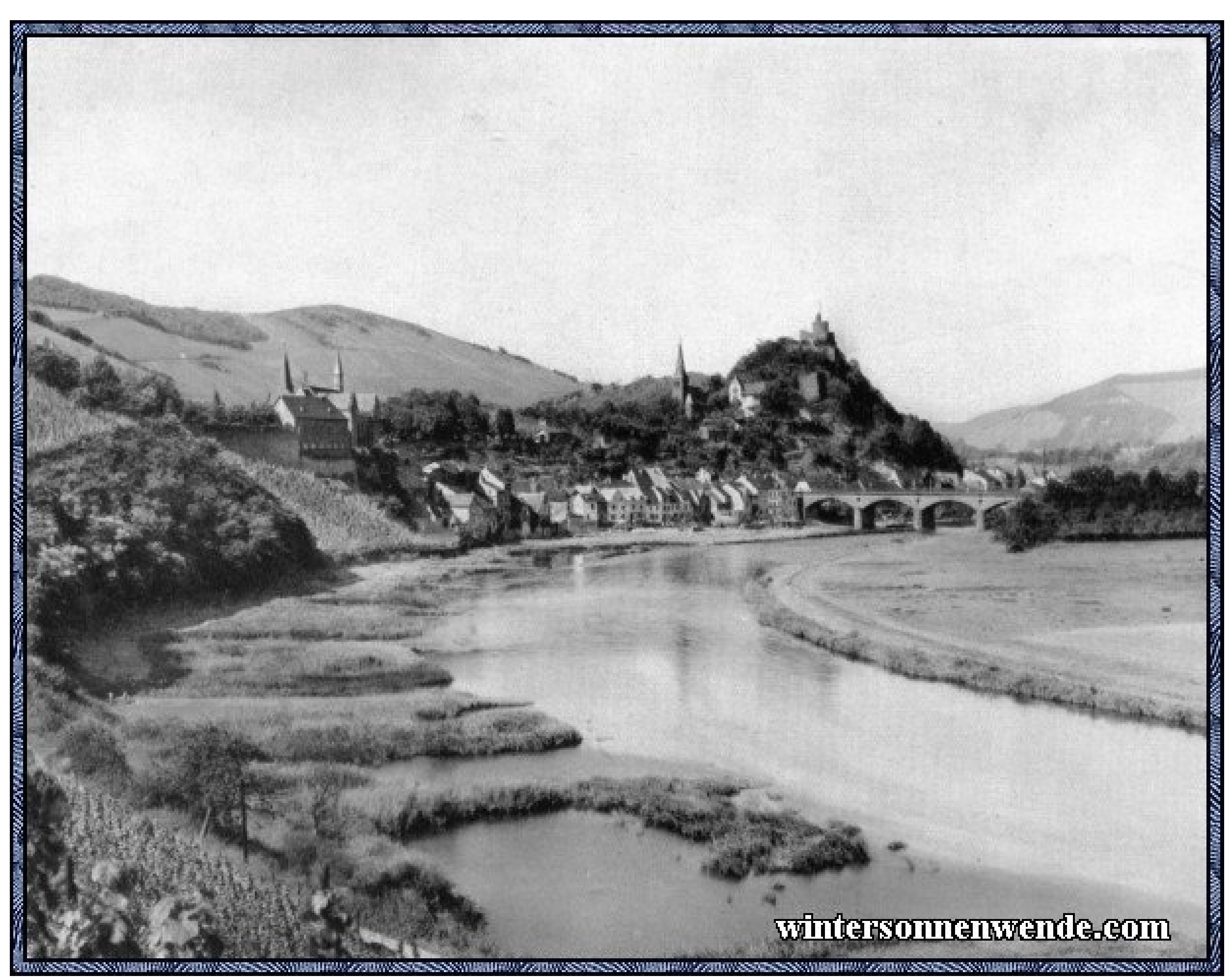
Landschaften. Die Gruben und Berghalden sind eingebettet in den schönsten deutschen Buchenwald. Die Flußtäler sind reich an Fruchtbarkeit. Gartenbau überall. Die weiten Fluren gesegnet mit bestem Weizenboden. Reizvoll die Waldtäler mit ihren blumigen Wiesen, da und dort romantische Felsenbildungen.

Gerade diese Mischung von **Industrie** und **Bäuerlichkeit** hat einen eigenen Menschenschlag im Saargebiet hervorgebracht. Bis zum Kriege gab es hier, vor allem unter den Bergarbeitern, keine zugewanderten Arbeiter. Der Bergmann hat Haus und Hof, betreibt mit Frau und Kindern eigene Landwirtschaft in den fruchtbaren Tälern und auf den Höhen des Westrich und Hunsrück. Er wandert täglich durch die schönen Wälder auf eigens dazu

geschaffenen Bergmannspfaden zur Schicht nach der Grube. Dort arbeitet er mit seinen erwachsenen Söhnen den Tagelohn zusammen und kehrt zurück zur eigenen Scholle. Oder er kommt Montags mit den Arbeiterzügen in Massen von den entlegeneren Teilen des Hunsrück, bleibt die Woche über an der Arbeitsstätte, wohnt in den Schlafhäusern und kehrt erst Sonnabends mit dem Lohngeld nach Hause, um den Sonntag mit den Seinen zu verbringen und in Haus und Hof nach dem Rechten zu sehen. Nur in den Dörfern, die sich an den Stätten der anderen Industrien angesiedelt haben, wohnt der Hüttenarbeiter. Aber auch er ist seßhaft. Hat meist sein eigenes Haus, ein Gärtchen und besitzt Kleinvieh.

All das schuf im Saargebiet einen Arbeiterstand, wie er in anderen Industriegebieten selten ist. Erst seit dem Kriege und besonders durch die französische Grubenverwaltung ist der sogenannte wandernde Arbeiter im Saargebiet in größeren Massen aufgetreten. Der im Saargebiet seßhafte Arbeiter ist nicht nur der Träger der neuen Bestrebungen seines Standes, sondern auch der Bewahrer einer alten Kulturtradition."

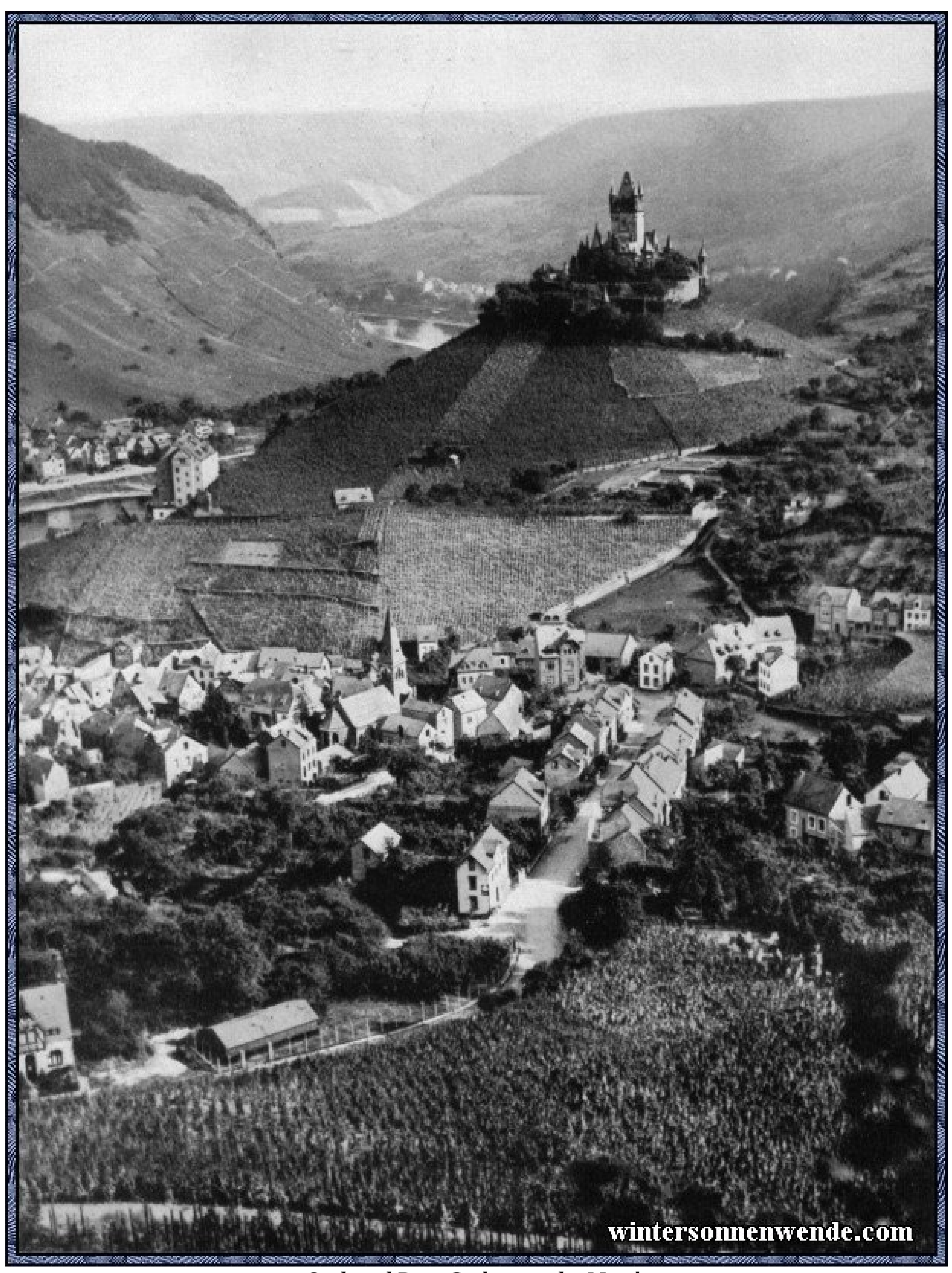
Wenn die Saar auch nicht mit so köstlichem Wein wie der Rhein, die Pfalz und die Mosel aufwarten kann, so sind ihre Gewächse keineswegs unbeachtlich. Auf den Hängen um **Serrig** wachsen ihre Reben. Edelmarken, die neben dem besten Moselwein bestehen können. Die staatlichen Domänen von Serrig und Ocksen haben wundervolle Lagen, bei **Saarburg**, **Wiltungen** und **Oberemmel**, **Ayl** und **Canzem**, vor allem aber werden genannt die Weine von **Scharzhofberg**.



Beurig-Saarburg.

Im Saargebiet wächst nicht nur deutsche Arbeit in einer wundervoll durchorganisierten Industrie und deutscher Wein - sondern leben vor allem echte bodenständige Deutsche, die im Jahre 1935 den Franzosen in der Volksabstimmung zurufen werden:

Deutsch ist die Saar!



Stadt und Burg Cochem an der Mosel.

Hessen

Heinrich Gutberlet

Wenn man den Hessen nach seiner Heimat fragt, so wird man aus seiner Antwort, die der herben, zurückhaltenden Art seines Wesens entspricht, erkennen, mit welch' tiefer Innigkeit und Treue er an der Scholle der Väter hängt, mag sie lieblich und traut, mag sie rauh und unwirtlich sein. Er ist stolz auf die geschichtliche Vergangenheit des deutschesten aller deutschen Volksstämme, aber in diesen Stolz mischt sich eine leise, auch dem Fremden nicht verkennbare Wehmut über die Tragik, die dem Hessentum und dem Gang seiner Geschichte vom Schicksal auferlegt worden ist.

Nicht nur die Lage des Landes, sondern auch Wesen und Sprache des Volksstammes weisen darauf hin, daß Hessen so recht eigentlich den Übergang vom deutschen Norden zum Süden bildet. Hessen ist vorwiegend Hügelland. Es gibt Gegenden, die einen Gürtel fruchtbarster Ackererde darstellen und die in ihrer Eigenart und in ihrer Überfülle von Schönheiten mit den kostbarsten Landschaften Deutschlands wetteifern. Geradezu eine Kornkammer ist die gesegnete Schwalm, wo die Menschen in ihrer Tracht und Lebensweise den Sitten und Bräuchen der Altvordern in ursprünglicher Merkwürdigkeit treu geblieben sind.

Besonders malerisch außer dem Schwalmländchen sind die Gegenden zwischen Friedberg und Marburg a. d. Lahn und die Ufer der Eder und Fulda. Wildromantisch sind die Basaltkuppen der Hohen Rhön und die Berge und Täler, über die sich wie ein König der Meißner, der sagenumwobene "Hollenberg", erhebt. Wie ein offenes Schatzkästlein liegt Kassel, die einstige Residenz der hessischen Landgrafen und Kurfürsten, inmitten schimmernder blauer Wälder, bewacht von den Burgen von Wilhelmshöh.



Lahntal im Morgennebel.

Aber es gibt auch Landstriche in Hessen, wo bitterarme, aber lebensstarke Menschen in harter Arbeit mit dem Boden ringen müssen, weil dieser nur hergibt, was ihm abgezwungen wird. Fast an das bekannte Wort der "Streusandbüchse des heiligen Römischen Reichs", mit dem man die Mark Brandenburg bezeichnete, erinnert der wohl ein wenig übertriebene uralte Reim, der nicht gerade wie ein Lob auf Hessens Fruchtbarkeit klingt:

"Im Lande Hessen
Ist wenig zu essen.
Hohe Berg' und tiefe Tal,
Saurer Wein überall.
Wenn die Schlehen und Holzäpfel mißraten,
Haben sie weder zu sieden noch zu braten."

Aber daß an diesem Reim etwas Wahres ist, wird man zugeben müssen. Schon ein alter hessischer Chronist sagt, "daß das Lob anderer Länder, wie Babylon, Ägypten und Palästina, wo Milch und Honig fließt, dem Hessenlande nicht zugeschrieben werden könne, darinne rauhe Luft und der Erdboden etwas ungeschlacht."

Daß dennoch das Hessenland sich schon in der Vergangenheit großer Wertschätzung in deutschen Landen erfreute, wird durch einen Ausspruch Winkelmanns erhärtet, der auf folgendes hinwies: Die Historiker, sagt er, haben die Wahrnehmung gemacht, daß die Länder von gutem Wohlstand zeugen, deren Haupterzeugnisse mit "W" anfangen. Diese Voraussetzung sei auf Hessen in vollem Maße anzuwenden, während man das von einer ganzen Reihe anderer Länder nicht sagen könne. Die Erzeugnisse mit den Anfangsbuchstaben "W" heißen: "Wasser, Weizen, Wein, Weiden, Wiesen, Weiher, Wolle, Wachs, Werk (Flachs), Wälder und Wild."

Die Landschaft formt das Wesen des Einzelmenschen; sie gibt aber auch dem Charakter des Volksstammes dann ein ureigenes Gepräge, wenn der Stamm seit Jahrhunderten auf der Heimatscholle seßhaft war, also eine Vermischung mit wesensfremden Elementen in stärkerem Ausmaß nicht stattgefunden hat.



Feiertag auf dem Lande. *Hessische Bauern in der Kirche.*

Die Bewohner des Hessenlandes haben sich - namentlich auf dem Lande - wie kein anderes Volk die Eigenart und Geschlossenheit ihres Stammes bewahrt. Im Gegensatz zu vielen anderen germanischen Völkern haben die Chatten, die Vorfahren der Hessen, auch während der Völkerwanderung ihre Wohnsitze nicht verändert. Dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus verdanken wir die ersten Nachrichten über die Chatten. Er rühmte ihre Kriegskunst, ihre reinen Sitten und ihre Tapferkeit. Es waren hohe, kräftige Gestalten mit blondem Haar und blauen Augen.

Die Chatten gehörten zu dem großen Stamme der Franken, dessen Gebiet sich zu beiden Seiten des Mains, weit nach Norden und weit nach Süden hin, ausdehnte. An das Frankenland grenzte im Norden, etwa vom Reinhardswald ab, das Land der Sachsen. Nach Osten, ungefähr vom Werragebiet ab, schloß sich das Land der Thüringer an.

Die Sprache der Franken war von derjenigen der Sachsen recht verschieden. Auch die kulturellen Merkmale der Sachsen wichen von denjenigen der Franken wesentlich ab. Noch heute sind diese Unterschiede wahrzunehmen. Im fränkischen Hessengau, also im Rhön- und Fulda-Gebiet, auf der Schwalm und dem Vogelsberg, im Mainstrich und Kinzigtal, an der Eder usw. finden wir den fränkischen Bauernhof. Die Gebäude werden durch eine Mauer oder ein Gitter mit einem Hoftor von der Straße abgeschlossen. Durch das Tor kommt man auf den Hof, der vom Wohnhaus mit dem Stall, der Scheuer und den Wirtschaftsgebäuden umgeben ist. Das Wohnhaus besteht meist aus zwei Stockwerken; der Flur führt unmittelbar in die Küche. Hinter der Wohnstube liegt, durch eine Bretterwand davon getrennt, die Schlafkammer.

Anders im sächsischen Hessengau - Gegend von Wolfhagen und Hofgeismar und von da weiter nach Norden hin. Sämtliche Räume im sächsischen Bauernhaus für Menschen, Vieh und Vorräte sind hier unter einem Dach. Die eine Giebelseite hat ein großes, oben gerundetes Tor, das auf die Tenne oder Diele führt. An den beiden Längsseiten, rechts und links von der Tenne, sind die Stallungen. Über der Tenne und den Ställen wird das Getreide aufbewahrt. Geht man von der Einfahrt geradeaus über die Tenne nach der anderen Giebelseite, so kommt man in den Küchenraum, der nicht von der Tenne abgeschlossen ist. An dieser liegen die Wohn- und Schlafstuben.

Der Verschiedenartigkeit der Bauweise entspricht auch der Unterschied der Mundarten der Bewohner des Hessenlandes. Aus dieser Mundart kann man häufig erkennen, aus welcher Gegend jemand stammt. Der Hessensachse redet eine platt- oder niederdeutsche, der Hessenfranke eine mitteldeutsche Mundart.

Dem Hessen wird von jeher Fleiß, Zähigkeit und Genügsamkeit nachgerühmt. Er ist, wie man sagt, gerad bis zur Grobheit, aber bieder und brav. Treu und Glauben gelten, besonders bei den Landbewohnern, noch heute als selbstverständliche Eigenschaften. Vereinbaren die Schwälmer untereinander ein Darlehen, so geschieht das in der Regel aufs Wort oder auf einen einfachen Handschein. Gerichtliche Abmachungen dieser Art werden schon als ein Zeichen von Kreditlosigkeit angesehen. Wer in



Schlitzerländische Bauernmädchen
am mittelalterlichen Dorfbrunnen in Fraurombach.

ein von den Schwälmern bewohntes Dorf, etwa nach Loshausen oder nach Willingshausen, kommt, gewahrt bei Männern, Frauen und Kindern noch die eigenartigen Trachten, die von Geschlecht auf Geschlecht überliefert worden sind. Selbst die schweren Kriegszeiten, die Hessen im Laufe der Jahrhunderte von Grund auf erschütterten, haben an dieser Überlieferung nichts geändert. Die weißen Kittel, der niedergekrempte Hut, die kurzen Beinkleider sind bei den Männern noch in vollem Ansehen, und die Frauen, die sorgsam ihre Festtagstrachten in uralten Truhen bewahren, halten fest an ihrem Kleid aus der von den Müttern und Großmüttern selbstgefertigten Leinwand. Diese Trachten vererben sich vielfach von Kind auf Kindeskind.

Im Anfang des zehnten Jahrhunderts treten die Hessen als Volksstamm in das hellere Licht der deutschen Geschichte. Herzog Konrad aus fränkischem Geschlecht, ein tapferer Kriegsmann, der in Fritzlar Hof hielt, wurde nach dem Aussterben der Karolinger 911 zum deutschen König erwählt. Konrad war der Sohn des in der Babenberger Fehde gefallenen Herzogs Konrad von Thüringen. König Konrad machte in den Jahren 912 und 913 wiederholt Anstrengungen, die Franzosen aus Lothringen zu vertreiben. Allein seine Macht war infolge der Uneinigkeit der deutschen Stämme zu gering, er mußte sich am Ende damit begnügen, daß wenigstens das Elsaß dem deutschen Reiche erhalten blieb. Ununterbrochen bis zum Jahre 1681 ist das Elsaß, dieses kerndeutsche Land, im Verbande des Reiches verblieben. Erst zu dieser Zeit gelang es Ludwig XIV. von Frankreich infolge der Ohnmacht des im Dreißigjährigen Kriege geschwächten Reiches, den schon längst geplanten Raub des Grenzlandes auszuführen.

Für die seltene Seelengröße König Konrads spricht es, daß er, als er im Jahre 918 in Weilburg auf dem Sterbebette lag, seinen Bruder, den Herzog Eberhard, zu sich rief und ihn beauftragte, dem Sachsenherzog Heinrich, seinem - Konrads - Gegner, die Königskrone anzutragen. "Das Glück, mein Bruder, und des ganzen Reiches Wohlfahrt beruhen auf ihm, dem starken Herzog der Sachsen." Das waren des Königs letzte Worte. So hat Konrad, der Hesse, noch im Angesichte des Todes seinem Vaterlande den größten Dienst erwiesen. Konrad liegt in Fulda begraben. Während seiner Regierungszeit wird zum ersten Mal Chassalla, das spätere Kassel, genannt.

Unter den hessischen Edlen wurden nun die Grafen von Gudensberg mächtig. Als die Tochter des letzten Grafen von Gudensberg den Landgrafen von Thüringen heiratete, kam Hessen an Thüringen. Diese Vereinigung der beiden Länder hielt 125 Jahre an. Ludwig der Heilige, Landgraf von Hessen und Thüringen, der Gemahl der Heiligen Elisabeth, starb im Jahre 1227. Die heilige Elisabeth, von ihrem Schwager Heinrich Raspe von der Wartburg vertrieben, hauchte in Marburg im Jahre 1231 ihr junges Leben aus. Sophie, ihre Tochter, vermählte sich mit dem Herzog von Brabant. Der vierjährige Sohn der Herzogin, Heinrich von Brabant, genannt das Kind von Hessen, wurde 1265 als Heinrich I. zum Landgrafen von Hessen erwählt. Er wurde der Stammvater des hessischen Fürstenhauses. Alle Nachkommen Heinrichs, bis zu Wilhelm IX., der im Jahre 1803 als Wilhelm I. die Würde eines Kurfürsten von Hessen annahm, führten den Titel Landgraf. Landgraf Heinrich II., der im Jahre 1376 starb, war ein von seinen Gegnern gefürchteter Herrscher.

> "Hüte dich vor dem Landgrafen von Hessen,
> Wilt du anders nicht werden aufgefressen,"

lautete ein Sprichwort, das damals bei Freund und Feind Geltung hatte. Von allen Fürsten des Hessenlandes hat keiner so hohe Bedeutung erlangt wie Landgraf Philipp der Großmütige, der beinahe 60 Jahre (1509-1567) seinem Hessenvolke ein hochgesinnter Führer und gütiger Vater war. In weiser Voraussicht berief er, nachdem in Hessen die Reformation durchgeführt worden war, Luther und Zwingli zu einem Religionsgespräch nach Marburg. Seine Hoffnung, daß diese Zusammenkunft zu einer Einigung der Reformatoren führen würde, erfüllte sich nicht, weil in der Lehre vom Abendmahl jeder der beiden großen Männer auf seiner Ansicht beharrte. Mit den



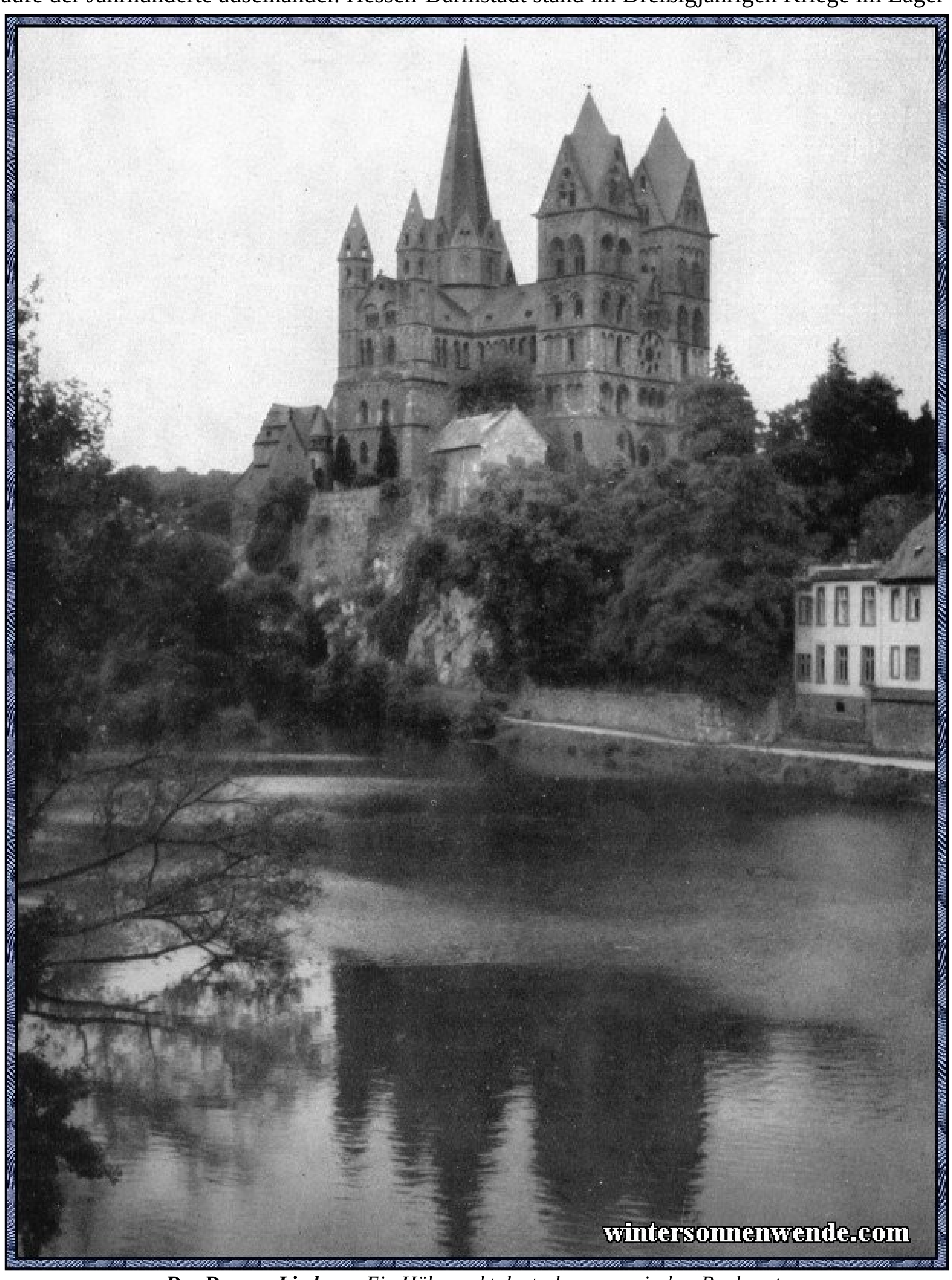
Weilburg a. d. Lahn. *Brunnen auf dem Schloßhof.*

anderen protestantischen Fürsten schloß Philipp einen Bund (Schmalkalden). Die Gegensätze zwischen den im Schmalkaldischen Bund vereinigten Fürsten und dem Kaiser Karl V. führten zu einer kriegerischen Auseinandersetzung. Nach dem Sieg Kaiser Karls V. bei Mühlberg (1547) geriet Philipp in Gefangenschaft, aus der er erst nach fünf Jahren befreit wurde.

Für die weitere Entwicklung des Hessenlandes war es verhängnisvoll, daß Philipp, dieser kluge und sonst so vorausschauende Fürst, sein Land unter seine vier Söhne teilte, und zwar dergestalt, daß

aus dem wegen seiner Macht und Größe achtunggebietenden Hessenland vier in ihrer Bedeutung entsprechend geschmälerte Länder: Hessen-Kassel, Hessen-Marburg, Hessen-Darmstadt, Hessen-Rheinfels, hervorgingen. Von diesen vier Ländern verblieben später als selbständige Staaten nur noch die beiden Hauptlinien Kassel und Darmstadt.

Ein widriger Schicksalswind trieb die beiden Länder, deren Bewohner gleichen Stammes waren, im Laufe der Jahrhunderte auseinander. Hessen-Darmstadt stand im Dreißigjährigen Kriege im Lager



Der Dom zu Limburg. *Ein Höhepunkt deutscher romanischer Baukunst.*

Österreichs. Im Gegensatz zu Hessen-Kassel, dessen Wohlstand vernichtet, dessen Städte und Dörfer von den Scharen Tillys und Wallensteins verheert und gebrandschatzt wurden, weil Kassel für die Sache der Protestanten focht, blieb Darmstadt von den Schrecknissen des Krieges im großen und ganzen verschont. Im Siebenjährigen Kriege, an dem Hessen-Darmstadt nicht teilnahm, stand der Landgraf Hessen-Kassels, Wilhelm VIII., mit seinem Heere auf der Seite Friedrichs des Großen. Gegen die Franzosen kämpften die Hessen mit großer Tapferkeit. Von den Verwüstungen, die die Franzosen auf ihrem Rückzug 1761 im Hessenland angerichtet hatten, zeugt heute noch die Ruine der altehrwürdigen Stiftskirche in Hersfeld. Dieser Dom, der aus einer Kapelle, die der Abt Lullus, der Schüler Winfrieds, im Jahre 736 errichtet hatte, erstand, war eines der gewaltigsten romanischen Bauwerke Deutschlands.

Der Hesse galt - wie der Schweizer - als ein tapferer Soldat. Mit den Schweizern hatten die hessischen Truppen das Schicksal gemein, daß sie auf vielen Schlachtfeldern Europas - **ja selbst in Amerika** - für die Interessen fremder Völker kämpfen mußten. Welch ausschlaggebende Macht hätte Hessen in Deutschland erringen können, wenn die Fürsten, anstatt ihre Landeskinder als Kanonenfutter an andere Staaten zu verkaufen, das unvergleichliche Soldatenmaterial, das ihnen zu Gebote stand, zur Ausgestaltung der Vormachtstellung ihres eigenen Landes verwandt hätten! Die Geschichte Deutschlands hätte eine andere Wendung erhalten. Hessen wäre dann nicht auf der Übergangsstufe vom Kleinstaat zum größeren Staat stehen geblieben. Mit Wehmut denkt der Hesse an die Versäumnisse des Fürstenhauses, das unter Philipp einen so großen Anlauf genommen hatte, zurück.

Allerdings darf bei gerechter Berichterstattung nicht verschwiegen werden, daß die Landgrafen Karl und Friedrich II. die reichen Mittel, die ihnen vorzugsweise aus den Subsidien-Verträgen zuflossen, zur Verschönerung des Landes, namentlich zur Errichtung hervorragender Bauten in Barock- und Rokokostil benutzten. Ein entzückendes Kleinod im Rokokostil ist das Schlößchen Wilhelmstal bei Kassel. Aber auch der Dom zu Fulda, die Ober-Neustädtische Kirche in Kassel, das Oktogon mit Kaskaden und Herkules, ferner der Königs- und Friedrichsplatz in Kassel, verdanken jener Zeit ihre Entstehung. Dieser Glanz und diese Pracht konnten aber die Tatsache nicht verdecken, daß das hessische Volk mehr und mehr verarmte. Während am Hof ein Fest das andere jagte, mußten die hessischen Bauern nicht nur im Schweiße ihres Angesichts die schwersten Lasten tragen, sondern auch ihre Söhne den Fürsten zur Bereicherung der Staatskasse opfern.

Ein zwar autokratischer aber trotz seiner Baulust sparsamer, höchst origineller Herrscher aus der Zopfzeit war Wilhelm IX.,. der spätere Kurfürst Wilhelm I. Er war der Schöpfer der Schlösser in Wilhelmshöh, das während der Franzosenzeit (1806-1813) von Jerome, dem flatterhaften König Lustig, den Namen "Napoleonshöh" erhielt. Der Kurfürst, ein echter deutscher Mann, der 1806 mit Preußen gegen Napoleon gekämpft hatte, wurde von dem Korsen entthront und mußte das Land verlassen. Im Jahre 1813, nach den Befreiungskriegen, kehrte er aus Prag in das Land seiner Väter zurück. Seine Nachfolger, die Kurfürsten Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm I., hatten schwere Verfassungskämpfe mit ihrem Volke, die zu einer dauernden Entfremdung führten und wie eine schwere Wolke des Unheils die Seele des Hessenvolkes umdüsterten, auszufechten. Im deutschen Bruderkriege, 1866, hatte der Kurfürst, der seinen vertraglichen Verpflichtungen treu bleiben wollte, Partei für die von Österreich vertretene großdeutsche Auffassung ergriffen. Der unglückliche Fürst, der, von reinstem Willen beseelt, unter Hemmungen und Gemütsverstimmungen litt, verlor Freiheit, Heimat und Thron. Kurhessens Eigenstaatlichkeit hatte aufgehört zu bestehen.

Es ist merkwürdig, wie sehr das Schicksal des Hessenlandes demjenigen des großen deutschen Vaterlandes gleicht. In beiden Fällen tapfere Soldaten, tüchtige Werkleute, bedeutende Führer, gewaltige Taten und doch wieder nach hohen Zeiten des Zusammenschlusses und Aufstiegs ein vorzeitiger Niedergang infolge des Auseinanderstrebens der inneren Kräfte. Ein Weltfahrer, der

zahlreiche von hessischen Auswanderern angelegte Dörfer in Nordamerika, in Brasilien, in Australien und im Wolgagebiet aufgesucht hatte, nannte Hessen das "Heimwehland", denn bei keinem anderen deutschen Volksstamm, nicht einmal bei den Schwaben, hatte er so wehmutgetränkte Sehnsucht nach der fernen Heimat wahrgenommen. Die Tiefe des Empfindens, die Treue zur angestammten Art und die Liebe zur Heimat sind dem Hessen angeboren und bleiben daher sein unveräußerlicher innerer Besitz. Je ärmer die Gegend, je größer die Ungunst des Klimas, um so größer ist die Anhänglichkeit des Hessen an die mütterliche Scholle. Von der Hohen Rhön sagt Riehl einmal, daß sich die Weltgeschichte wie ein tragisches Schicksal auf die Berge gelegt habe, und Gottfried Kinkel, der rheinische Dichter, prägte das Wort, daß die Rhön zu jenen deutschen Gauen gehöre, die zu romantisch seien, um das Glück in sich einschließen zu können.



Die Hohe Rhön mit der Wasserkuppe,
die Heimat der deutschen Segelfliegerei.

Die Hohe Rhön, wo in den Tälern der turmartig spitze Kopfputz der Frauen mit den langen, flatternden, kostbaren Bändern auffällt, hatte im Mittelalter eine große kulturelle Bedeutung. Klein und armselig sind jetzt vielfach die Bergnester, aber der Wanderer findet noch zahlreiche zertrümmerte Burgen, und die Wohnhäuser und Kirchen vieler Rhöndörfer sind stattlicher gebaut, als der gegenwärtige wirtschaftliche Tiefstand der Bewohner es zuläßt. Die Eisengruben, die man früher in vielen Gegenden der Rhön fand, sind längst verschüttet. Auf dem Markt zu Bischofsheim reden noch alte eiserne Brunnentröge von dem verschollenen Bergbau des Kreuzbergs, und in den herrschaftlichen Häusern zu Fulda standen noch im vorigen Jahrhundert große eiserne Öfen aus den versunkenen Schächten des Dammersfeldes, das einst berühmt war wegen seines Bodenreichtums.

Die kleinen und mittleren Städte des Hessenlandes, wie Fritzlar, Homberg, Spangenberg, Treysa, Grebenstein (das noch ganz mittelalterlich anmutet) haben sich eine wohltuende Unberührtheit bewahrt. Das Herz des Hessenlandes schlägt in Marburg, dessen Dom zu den schönsten Baudenkmälern aus der Zeit der Frühgotik gehört. Wem das Glück beschieden war, in dieser sonnigen, spitzweg-winkligen Musenstadt ein paar Semester zu verbringen, den umschimmert ein Glanz der Jugendfreude das ganze Leben lang.

Zu dem Wesenszug der Beharrlichkeit und Treue, die den Hessen auszeichnet, gehört seine Freude an den Überlieferungen der germanischen Vorfahren. Fast auf Schritt und Tritt begegnen wir Wahrzeichen und Merkmalen, die an die vorgeschichtliche Vergangenheit, an die Götterverehrung der Ahnen, erinnern. Die Sagen von den Wichtelmännchen sind weit verbreitet; zahlreiche Orts- und Flurnamen deuten auf ihre Wohnungen hin, z. B. die Wichtelkammer bei Rieselsdorf, das Wichtelhaus bei Frankenberg, das Wichtelloch am Dosenberg bei Utershausen an der Schwalm. In den Dörfern um Ziegenhain ziehen die Burschen in der Nacht vor Walpurgis hinaus auf die Felder und knallen mit den Peitschen die halbe Nacht hindurch, um die Geister zu vertreiben. Am Meißner istr der uralte Holle-Mythus noch jetzt lebendig. "Frauhollenteich" heißt ein kleiner See an der Ostseite des Meißners. Wenn es am Meißner schneit, macht Frau Holle ihr Bett, wenn es am

Meißner nebelt, schürt Frau Holle ihr Feuer im Berge. Aus dem Frauhollenteiche, der den Badenden Fruchtbarkeit verleiht, werden die kleinen Kinder geholt. Götter, Kobolde und Riesen wohnen in den Bergen. An heilige Stätten, die den Göttern geweiht waren, erinnern Ortsnamen, wie Gudensberg, Odenberg, Donnerskaute, Donnersgraben, Ermenswart, Hermensassen, Hermannsheim. Wodan, Donar, Hulda waren die Götter, denen die Chatten besondere Verehrung zollten.

Der Christenberg im Burgwalde bei Marburg war - unter heidnischem Namen - eine germanische Opferstätte. An der nordwestlichen Seite des Berges zeigt man noch heute zahlreiche, im Tannendickicht versteckte, in Reihen geordnete Hünengräber, vom Volk "Hünhübel" genannt. Unweit davon, nach Mellnau zu, liegt ein ehedem ganz von Wald umgrenztes Feld, das seit unvordenklichen Zeiten den Namen Rosengarten führt. Mit dem Namen Rosengarten bezeichnete man in heidnischer Zeit die Begräbnisstätten, da die zum Zweck der Leichenverbrennung errichteten Scheiterhaufen mit dem den Göttern Wodan und Donar geweihten Rosendorn unterflochten wurden. Nach der nordischen Mythe war Brunhild von Odin mit dem Schlafdorn gestochen; sie schlummerte nun auf einsamer Schildburg im goldenen Panzer, umringt von der wabernden Feuerlohe, bis sie endlich Sigurd erlöst, nachdem er den goldhütenden Drachen Fafnir getötet. Aus diesem Mythus is bekanntlich das anmutige Märchen vom Dornröschen entstanden.

In einem solchen Lande läßt der rückwärts gekehrte Seherblick des Volkes Sagen und Märchen entstehen, die wie die versunkenen Glocken Vinetas aus der Tiefe läuten. Es ist kein Zufall, daß die schönsten deutschen Märchen Schneewittchen, Dornröschen, Rotkäppchen, die sieben Raben und andere, die von den Brüdern Grimm dem Volksmunde abgelauscht worden sind, ein in heiliger Ehrfurcht behütetes Erbgut der hessischen Volksseele waren. Diese Märchen sind dem Naturleben der hessischen Landschaft entwachsen.

Märchensinnigkeit, Malerei und Dichtung wurzelten von jeher tief im hessischen Heimatboden. Die naturfremde, vom Einfluß heimatloser Tagesgrößen genährte Asphaltkunst war dem gesunden Sinn der Hessen zuwider. Es fehlt hier der Raum, um auf die Geschichte der hessischen Malerei näher einzugehen. Aber ein Hinweis auf die hundertjährige Geschichte der Willingshäuser Malerkolonie, die ganz mit der hessischen Landschaft verbunden ist, sei mir gestattet. Schon im Jahre 1814 kam der Maler Gerhard von Reutern, dem Goethe Gönner und Förderer war, in das Schwalmdörfchen Willingshausen. Die heimliche Schönheit des lieblichen Tals hat in der Folgezeit immer wieder Maler von Bedeutung angezogen. Die Maler Jakob Becker, Ludwig Knaus, Ludwig Grimm, Karl Raupp, J. F. Dielmann haben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Willingshausen wertvolle künstlerische Ausbeute gefunden. Die Glanzzeit des Malerdorfs begann aber, als Karl Bantzer, der begnadete hessische Künstler, in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts seine zu großer Berühmtheit gelangte Malerschule in Willingshausen begründete.

Hessen ist ein liederfrohes Land. Allerdings hat das Hessenland wenig Dichter hervorgebracht, denen ein großes Weltbild eignet. Schon in den Klosterschulen zu Hersfeld und Fulda, die im frühen Mittelalter gegründet wurden, ließ man der Poesie sorgfältige Pflege angedeihen. Die Äbte Gotzbert und Lambert in Hersfeld waren eifrige Mehrer der in der Klosterschule angelegten Büchersammlung. Das berühmte Hildebrandslied ist in einem hessischen Kloster entstanden. Eobanus Hessus, Euricius Cordus und Ulrich von Hutten waren hessische Dichter, deren Namen am Ausgang des Mittelalters weithin leuchteten.

Emanuel Geibel, der in Lübeck geboren wurde, stammt aus Wachenbuchen bei Hanau, wo sein Vater, bevor er nach Lübeck übersiedelte, Pfarrer war. In Escheberg bei Zierenberg sang Geibel, als er in seiner Jugend vier Jahre lang Gast des Schloßherrn von Malsburg war, zum ersten Mal das Lied: "Der Mai ist gekommen".

Viel zu wenig bekannt ist Ernst Koch aus Witzenhausen, der Dichter des "Prinz Rosa-Stramin", einer köstlichen Spätblüte der Romantik. Ernst Koch ist 1858, fern von seiner Heimat - in Luxemburg - an gebrochenem Herzen gestorben.

Franz Dingelstedt, die Brüder Grimm, in allerneuester Zeit Wilhelm Speck, der Schöpfer des tiefschürfenden Romans *Zwei Seelen*, Wilhelm Schäfer aus der Schwalm, ein Erzähler von hohem Rang, der zum rheinischen Dichterkreis gehört, - alle diese Dichter, die in deutschen Landen zu verdienten Ehren gekommen sind, haben in ihrer Hessen-Heimat nicht Fuß fassen können. **Hans Grimm** - auch ein Hesse -, der das Werk *Volk ohne Raum* geschrieben hat, verdankt einem jahrzehntelangen Aufenthalt in Südwest-Afrika seinen dichterischen Aufstieg.

Es gehört zu den unergründlichen Auswirkungen der Schicksalverbundenheit, daß Hessen die Hemmungen, die es in seiner Geschichte erlitt, sein ausgesprochenes Märtyrertum, an die Dichter, deren Wesenheit im Tiefsten mit dem Boden der Heimat verflochten ist, weiter abgegeben hat.

Hessen und bei Rhein
Eugen Schmahl

Die Franken durchschritten in einer Furt den Main. Eine Stadt wurde an dieser Stelle gebaut. Sie trägt noch heute den Namen danach und folgt an beiden Ufern dem Strom. Statt der Furt verbinden jetzt Brücken das Hüben und Drüben. Der deutsche Süden und der deutsche Norden begegnen und durchbluten sich hier. —

Ein Land liegt diesseits und jenseits der Brücken, dessen Leben und Art in der Stadt am Mainstrom kulminiert. Aber die Stadt gehört nicht zu diesem Land. Denn sie ist, bis zum Jahre 1866 Freie Reichsstadt, jetzt preußisch, und das Land, das sie vom Süden und Norden her klammert, ist bis auf einen kleinen Querstreifen, **Hessen**, das Großherzogtum, das sich heute Freistaat nennt. Dieses Hessen ist übriggeblieben von Philipps des Großmütigen Territorialbesitz. Es zählt nicht zum Süden und nicht zum Norden, aber es liegt am Main und am Rhein. Seine Großherzöge führten den Namen "von Hessen und bei Rhein". Sie hießen zumeist Ludwig. Wie das alte Fürstenhaus wird sich auch das Land immer dem Süden zugehörig fühlen, und weil es mit seiner Provinz Oberhessen die Hand bis Mitteldeutschland aufhebt, hat es zugleich seine historische Rolle als Umschlagplatz deutscher Art.

Hessen-Darmstadt mit seinen willkürlichen Staatsgrenzen geht vom Vogelsberg mit seiner verträumten Dürftigkeit und seinem derben, offenen Menschenschlag herüber an die Lahn, die gerade noch seine Universität, Gießen, streift. Von da geht es über in die **Wetterau** mit ihren weichen, welligen Weizenäckern und ihren selbstbewußten Bauerndörfern, mit ihren Städtchen, die alle eine in die Jahrhunderte hinabreichende Geschichte mit viel Abenteuern haben, unter denen sich deutsche Gestaltungskraft verbarg und aus denen sie herausdrängte.

Da legt sich um die fruchtbare Au ein Kranz von Wäldern, die am Abend im blauen Duft stehen und sich den zu ihnen hinstrebenden Ähren neigen. Da atmen Heimlichkeiten in der zarten Landschaft, die sich willig dem Auge öffnet und dem Walde hingibt. Da blühen die Apfel- und Kirschbäume im Frühling an allen Wegen entlang. Sie blühen um die Dörfer und tauchen sie ganz in Rot und Weiß. In den Dörfern aber ist ein zähes, seßhaftes und eigenwilliges Volk zu Hause. Sie machen es sich nicht leicht, die Bauern in der Wetterau, aber sie sind selbstsicher und ausschließlich auf ihre Art und Lebensweise bedacht. "Mir sein mir." Sie haben keinen Untertanenverstand. Schon früh haben sie politisch aufbegehrt. Ihre Schwerfälligkeit und Querköpfigkeit ist in dem Augenblick überwunden, wo sie sehen, daß der Einsatz der Person für die gemeinsame Sache um der Sache und

der Person willen auch wirklich lohnt. Diese Bauern haben zugleich die schönsten Volkslieder in Deutschland gesungen, sie stecken voller Sagen und Geschichten. Einmal gingen die Lieder und Geschichten in Spinnstuben und am Röhrenbrunnen um. Heute ist die Stadt mit ihrer Zivilisation von den internationalen Bädern am Taunusrand her auch in die hessischen Dörfer gedrungen. Sie hat gebracht und genommen: Die Wasserleitungen und das elektrische Licht gegen Volkslied und Bibelwort. Aber die Art steht fest. Sie läßt sich nur zeitweise übertölpeln. Sie ist störrischer als das, was im Odenwald oder an der Bergstraße und um die Hauptstadt des Landes wohnt. Sie fühlt sich auch gegenüber denen da unten, zu denen der Weg ja doch nur über Frankfurt und in Verwaltungssachen führt, selbständig.

Darmstadt gehört zu den alten süddeutschen Residenzen, die Fürsten, um ihre eigene Bedeutung zu heben, zum Kulturmittelpunkt zu machen strebten und zum Ausstrahlungszentrum deutschen Landschaftswesens gemacht haben. Die Stadt hat bis heute ihren Lebenszuschnitt nicht verändert. Das ruhige, in sich gesättigte Bürgertum geht neben dem Hof, den Exzellenzen und Geheime Räten gewichtig einher, es geht zu denselben Kaffeeklatschereien an einen Teich, der dort auch Woog heißen kann, und in dieselben Weinstuben. Ob noch immer ein "Datterich" in Darmstadt lebendig ist? Auch Georg Büchner ist dort groß geworden. Er offenbart in seinem revolutionär bewegten Wesen die gehemmte Schöpferkraft eines hochbegabten Stammes, der sich staatspolitisch zersplittert, an den engen Grenzen wundgestoßen hat.

Über die **Bergstraße** mit ihrer frühen Blütenpracht und ihrem weichen, südlichen Klima zog Scheffels wildes Heer, fiel in Tiefschluckhausen ein, holten den verlaufenen Trompeter aus dem "Schwarzen Lamm" in Darmstadt und fegte durch den Odenwald, der noch heute seine Kronen hinter jagenden Rittern und Hunden herwirft.

Den Wein aber bezogen die Pfaffen, bei denen der Rodensteiner des Nachts um halber Zwölf einkehrte, vom **Rhein**. Von Bingen über Mainz bis Worms wächst er an hessischen Reben. In seinem schweren Gold leuchtet die alte deutsche Sage und die große, deutsche Kaiserzeit auf. Luthers Ruf findet in Worms sein Weltecho. Vom Dome zu Mainz aber läuten die Glocken weit hinaus und rufen zur Wacht, an der Stelle, an der sich am Rheinknie auch der Main dem deutschen Strom überläßt. Der Strom treibt bis Bingen nach Westen vor, dann wendet er sich entschlossen nach Norden. An der äußersten Südwestecke seines Laufes, in Bingen, ist Stefan George geboren. Hier hat deutsche Art und deutsches Wesen nach Jahren oberflächlicher Gleichgültigkeit wieder neue Prägung gefunden.

Von überall her kommen die deutschen Dinge auf Hessen zu. Hessen ist Kernland und Grenzland zugleich. Es spricht nicht viel von sich, aber es teilt sich mit.

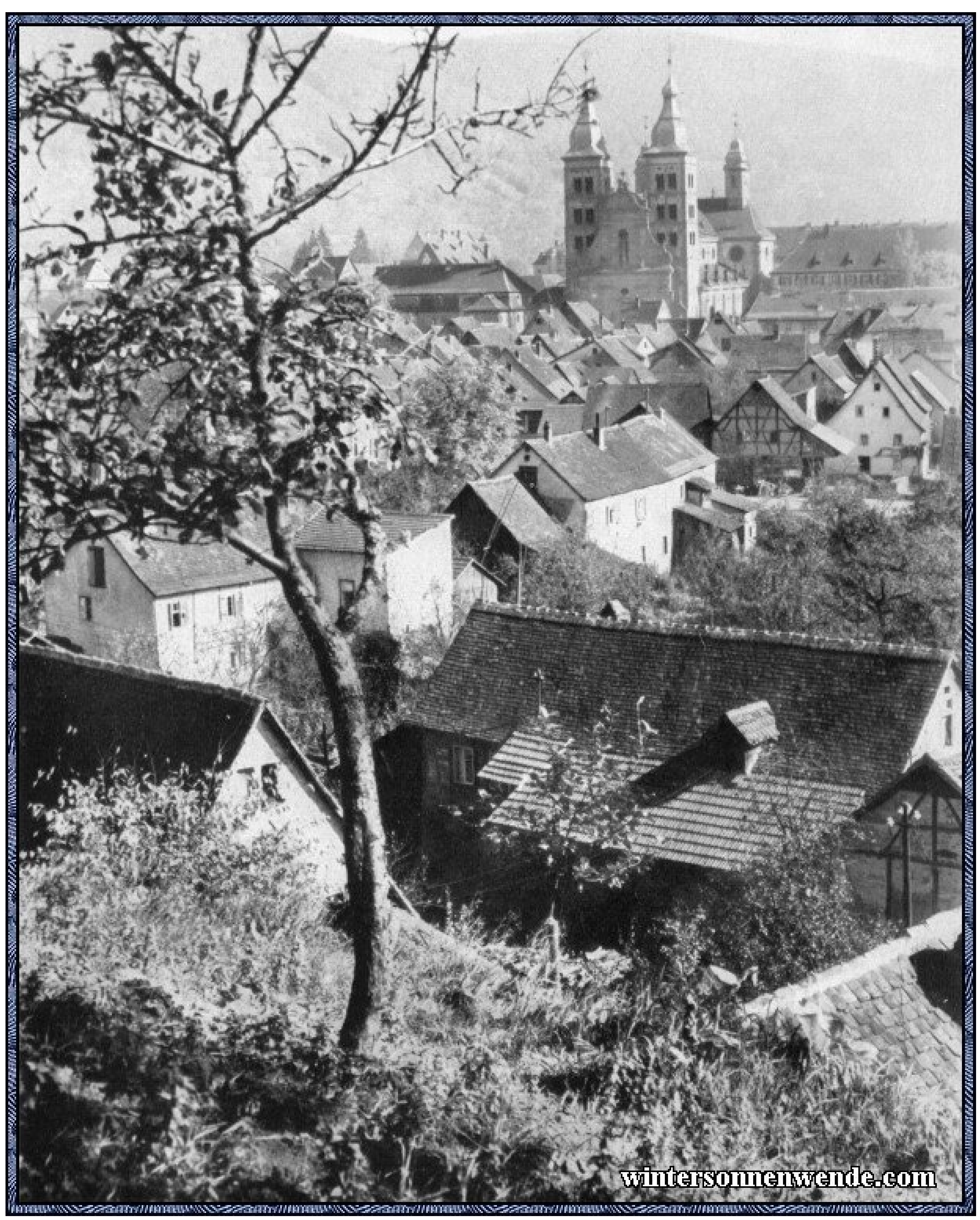
> "Nennt immerhin die Hessen blind —
> die Hessen wissen, was sie sind."

Franken
Josef Nadler

Doppelter Bedingnis entsprangen Dasein und Wirksamkeit des fränkischen Volkes. Die eine: die ursprünglich geschlossene fränkische Gemeinschaft sonderte sich offenbar bei Verzweigung des fränkischen Wachstums in die Äste des Rheingebietes zu kleineren Einzelverbänden, und diese Einzelverbände fanden sich wieder, über staatliche Zwischenbildungen hinweg, zur großen weltgeschichtlichen Gemeinschaft zusammen. Die andere: das fränkische Volk wuchs in den zahlreichen Rinnsalen der rheinischen Sammelfurche fest, ein Ufervolk im großen Sinne des

Rheintales, Ufervölklein in den stärker oder schwächer strömenden Nebenflüssen. Nur wenn eine wesenhaft und dauernd empfundene Blutgemeinschaft in diesen Einzelstämmen fortwirkte, nur wenn man die vereinigende Kraft eines so geschlossenen Stromgefüges im Anschlag bringt, läßt sich unter so viel Verführungen zum Auseinandergehen Art und Macht des fränkischen Lebens begreifen.

Wie im Namen der Römer, so ist im Namen der Franken ein Mysterium, in das ein ganzer Erdteil seine Geschichte, seinen Stolz und seine Qualen eingefühlt hat. Die niederrheinischen Frankenstämme schlossen sich zuerst zum Staatsverband der Salier zusammen. Sie schufen sich,

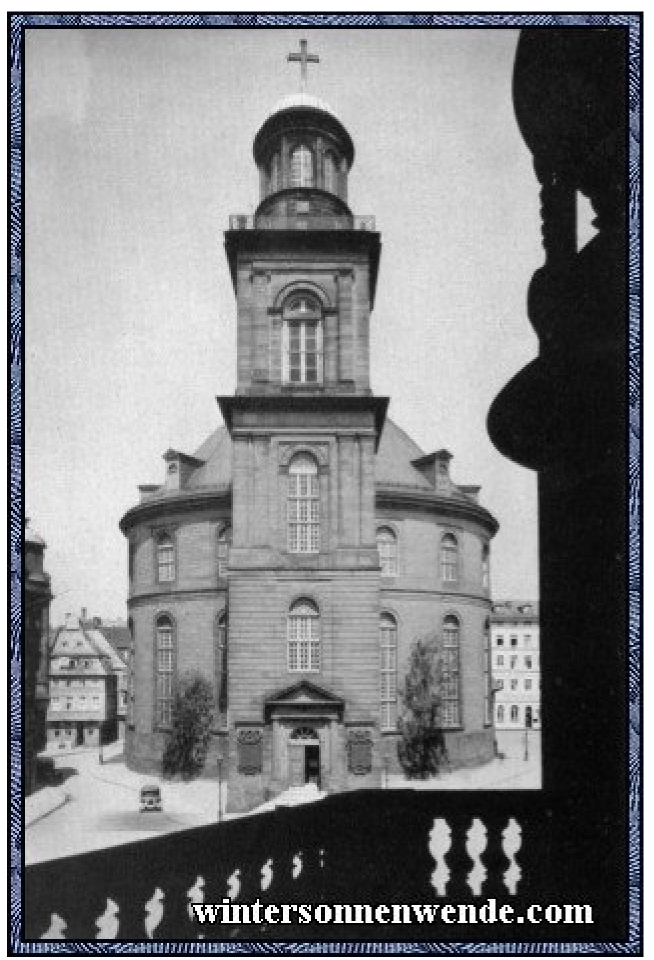


Amorbach im Odenwald.

von Dünkirchen bis Maastricht in lückenloser Kette siedelnd, die weltgeschichtliche Einbruchsstellung gegen Gallien und brachten von da aus, indem sie unter Chlodwig 486 gegen Nordgallien vorstießen, das abendländische Werk der Franken in Schwung. Weiter rheinaufwärts, im östlichen Raume um Köln und von da aufs linke Ufer vorbrechend, fanden sich drei kleine Frankenstämme im Staatsverbande der Ripuaren zusammen. Das war um 400. Mit diesen Stämmen der späteren Ripuaren eng verwandt, doch ohne Teilnahme am ripuarischen Gemeinwesen, gaben die Franken des Moseltales sich als gesonderte Einheit lediglich durch ihre Mundart kund; zu einem staatlichen Verbande haben sie sich nicht verstärkt. Wenn die salischen Franken mit kriegerischer Hand den Grund zu der großen fränkischen Schöpfung legten - die Ripuaren und Moselgemeinden, im Besitze von Köln und Trier, wurden auf deutschem Boden die geistigen Träger des römisch-fränkischen Kulturwerkes. Das ehemals mächtige Volk der Hessen erlitt das Schicksal des anderen binnendeutsch gebliebenen Stammes, der Thüringer, und wurde von allen Seiten auf die



Die St. Lorenzkirche in Nürnberg.

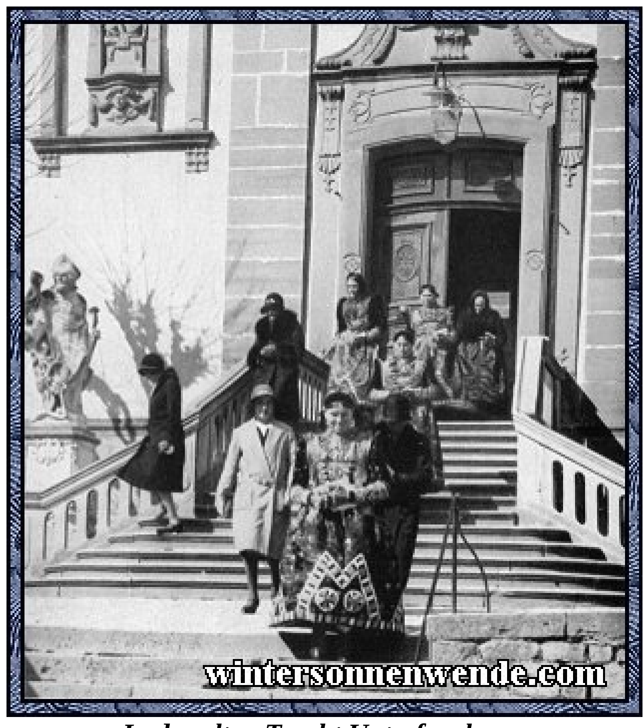


Die Frankfurter Paulskirche,
in der das erste deutsche Parlament tagte.

Gabel zwischen Diemel und Fulda und bis zur Mainmündung eingeengt. Über diesen reinen fränkischen Grundbestand hinaus wuchs das Volk der Franken noch durch binnendeutsche Eroberung. Im Anfang des 6. Jahrhunderts nahmen Salier und Ripuaren den Alemannen die Pfalz rittlings des Rheins ab und schichteten sich über die alemannischen Vorbewohner. Sie überschichteten das alemannisch-thüringische Mischvolk im oberen Maintal, Ostfranken bis an die slawische Grenze bei Bamberg. Der Fortschritt des Werkes der Merowinger faßte die einzelnen fränkischen Teilgebilde immer straffer zusammen, und die Karlinge machten das fränkische Volk zur Grundsäule des römisch-deutschen Abendlandes.

Sondernd und einigend wirkte der Erdraum im fränkischen Volke fort. Das Rheintal selbst, so mächtig es verbindet, wechselt von Norden nach Süden in den Lebensbedingungen, die es den Franken zu bieten vermochte. Gar die Zuströme rechts und links vom Haupttal, zu sehr verschiedenen Wirtschaftsgebieten führend und mannigfach durch Höhe und Wetterlage der begleitenden Höhenzüge, schufen in gemessener

Verteilung karge und reiche Gemeinden. Wo sich Rhein und Meer vermischen, ist der Franke, mit Friesen und Sachsen leicht verschmolzen, zu reinstem deutschen Wesen ausgereift. Es ist das unerschöpfliche Wahrzeichen deutscher Geschichte, daß sich an den Quellen und an der Mündung des Rheins der im Binnenlande so mannigfach durch seinesgleichen gehemmte Wille in zwei kleinen, dort einem alemannischen, hier einem fränkischen Staatsgebilde deutschen Wesens verkörperte, das alemannische vom Hochgebirge, das fränkische vom Meer gefördert. Jedwede Gabe des Bodens kam dem Niederfranken an den Rheinmündungen zugute, indem das Meer ihm Fische in die Netze trieb, die fetten Triften ihm Rinder nährten und ein sorglich geschützter Boden zugleich die kulturbildende Körnerfrucht der Halme reifte. Selbst die Ungunst der Natur, das Meer und die hochströmende Flut des Rheines, die ihn zum Bau von Dämmen zwangen, schlug dem Franken noch zum Heile aus. Denn diese Enge spornte den Gewerbsgeist und erzog das Volk zum Meister in jeglicher Art des Gewerbes, die Küste machte den Franken zum großen Kaufherrn, zum mächtigsten der Welt in Zeiten besonderen Glückes.



In der alten Tracht Unterfrankens.
Frauen im Ochsenfurter Gau beim Kirchgang.

Aus so unermeßlichem Reichtum stieg das alte Frankenland der Salier in Gent und Brügge, Antwerpen und Löwen, Leiden, Haarlem und Amsterdam zum Gipfel fränkischer Kunst und fränkischer Gelehrsamkeit auf. Bis an den Rand des Schiefergebirges rittlings des Rheines brach der Reichtum des Bodens in immer neuen Wellen hervor. Die Linnenweber und Tuchmacher, die Solinger Schwertfeger in alter Zeit waren nur Vorläufer jenes verwirrenden Betriebes in Bergwerken und Eisenhütten, als endlich die Kohlenflöze und Erzlager mit Aufgebot der wundervollen Maschinen gehoben und verarbeitet werden konnten. Und dort, wo das Rheintal sich zu verengen beginnt, entstand eine der ältesten deutschen Städte, Köln, die mächtigste deutsche Hafenstadt zwischen Meer und Alpen.

Es ist der Fluß, der Rhein, in dem das fränkische Leben strömt, und es beginnt sich dort zu verwandeln, wo der Strom links durch Eifel und Hunsrück, rechts durch Westerwald und Taunus zu rascher Enge eingepreßt wird. Auf dünnem Saume an der Rinne des Flusses drängen sich die Langzeilen der Dörfer. Mancherlei Bodenschätze verlocken noch hier. Doch es ist der Wein, der erste Wein, der dem Franken sein anderes Blut schafft. Beide, der niederrheinische Bergmann und der mittelrheinische Weinbauer, stehen mit dem fränkischen Boden fast in magischer Eintracht. Der mittelrheinische Winzer aber, harter und kenntnisreicher Arbeit verpflichtet, kennt wie ein Geheimnis, das ihm durch fortgeerbte Kunde vieler Geschlechter vertraut



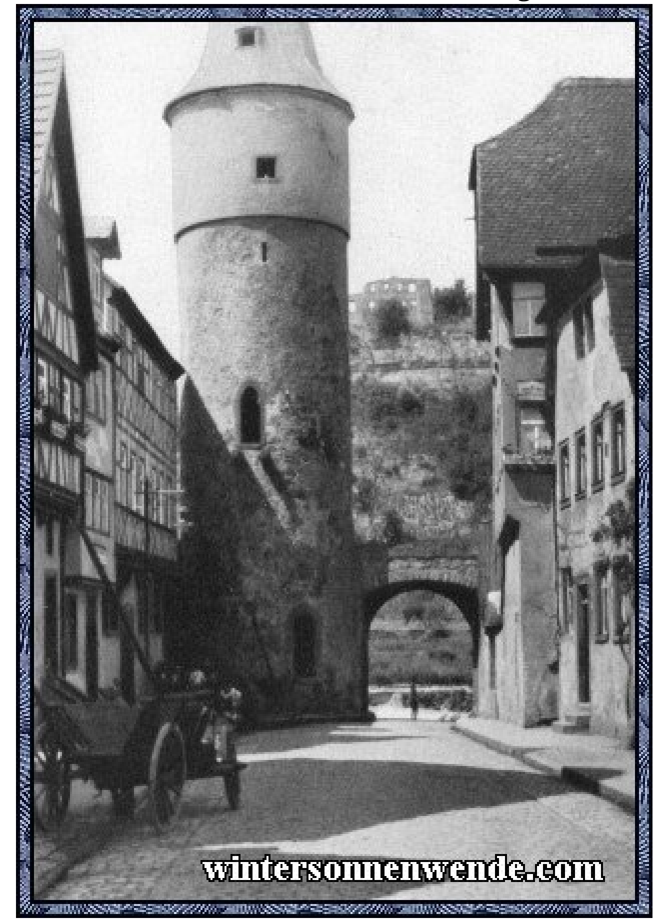
Miltenberg am Main.
Das einstige Haupt des Mainzer Städtebundes.

geworden, den Boden bis in seine letzten Tiefen, um ihm den rechten Weinstock einzupflanzen. Wie hat der Wein doch dieses Volk gewandelt, wenn man den Blick zurückschickt zu den Grubenleuten, Schlossern und Fischern, Tuchwebern und Viehzüchtern der salischen Gaue. Da zieht vom Taunus herab gegen Mainz und Bingen, in freier Mittagslage, mit späten und milden Wintern begnadet, das köstlichste der deutschen Weinländer. Vieh und Getreide stehen in geringer Achtung. Doch Bau und Pflege des Weines ist zu einer Wissenschaft gediehen, nach Anleitung und Vorbild der alten Klöster des Gaues. Und während die Zucht der Rebe für den Haustrunk anderwärts sich bei bescheidenen Arten begnügt, ist man im Rheingau, weil man für Verkauf und Handel baut, gezwungen, sich um die edelsten Reiser zu mühen. Und hier zugleich, zwischen Hardt und Odenwald, wo die Dörfer Städten gleichen, wo auf fruchtbarem Löß und Schwemmboden alles gebaut werden kann, was die deutsche Krume verträgt, Reben, Mandelbaum, Pfirsiche, wo ein mit Karst und Spaten gewandtes Volk dem Erdreich das Beste abgewinnt, erscheint der Franke in einer neuen Vollendung, fast gegensätzlich geartet gegenüber dem Nachkommen der alten Salier.



Frankfurt am Main. *Das Römerportal.*

Und hier erschöpft sich zugleich die Üppigkeit der fränkischen Erde. Denn mainaufwärts gedeihen nur noch in Unterfranken Rebgärten und schöne Kornfelder. Und gerade um des dürftigeren Bodens willen schuf sich die fränkische Vollkommenheit hart an der alten Slawengranze einen neuen Augenspiegel in dem hohen Zeughaus fränkischer Erfindungsgabe zu Nürnberg, wo jedwede Fertigkeit der Hand und des Geistes, vom gezogenen Draht bis zur Taschenuhr, vom feinsten wissenschaftlichen Werkzeug bis zum verlockendsten Spielwerk der Kinderstube, ersonnen oder vervollkommnet wurde. In solchem Zuge von Landschaften, Amsterdam, Köln, Nürnberg, formte der Franke sich zur Tiefe eines ganzen Volkes aus. Und er wandelte das Antlitz der Landschaften, die ihn selber verwandelten. Fast wider das Gesetz der Natur machte er sich Land, das tiefer lag als das ringsumströmende Wasser, zu gesichertem anbaufähigem Boden. Er wühlte die Erde auf und kehrte ihr Innerstes zu Tage. Er reihte Fluß entlang Stadt an Stadt, schickte den Steinwald seiner Dome zum Himmel und krönte fast jeden Hügel am Flusse mit Burgen, schlug feste Brücken von Ufer zu Ufer und machte aus Waldhängen Rebgelände.



Karlstadt am Main.

Doch nichts von dem, was der Franke schuf, lebt so hell aus seinem Geist, nichts zeugt so unwiderleglich für die Art des Verhältnisses, das er zwischen sich und dem heimischen Raum knüpfte, als das fränkische Haus. Alle Gebäude in sauberer Trennung sind in einem großen Viereck nach innen zu gegliedert und öffnen sich ringsum auf den großen Hof. Von der Stirnseite her ein großes, nicht selten baumeisterlich gedachtes Tor, rechts davon etwa ein Speicher, dann der Ausgedingesitz des Vaters. An der linken Langseite das Wohnhaus, daran gesondert angebaut der Stall für Roß und Rind; an der rückwärtigen Schmalseite die Scheunen und Tennen; an der rechten Langseite der Geräteschuppen, anschließend die Ställe für Schweine und Schafe. Sicherlich, römisch geschulte Systematik spricht aus dieser Anlage. Aber es spricht zugleich der Sinn für den lebendigen Organismus der kleinsten und heiligsten Staatszelle, es spricht aus den breiten, schausamen Fenstern die weidliche Augenfreude, der heitere Weltblick eines Volkes, das, soviel ein deutsches vermag, das fröhliche Kulturvermächtnis der Antike ausgelebt hat. Und es spricht daraus die vorsichtige Entschlossenheit eines stolzen und kriegerischen Stammes, der sein Haus der Welt zugleich öffnet und zu jeglicher Abwehr rüstete. Das Haus der Völker spiegelt nicht nur, was die Menschen wollen, auch das, was sie müssen. Und so ist der fränkische Hof die erdbedingte Anlage des Mittelgebirges. Es ist der Hof, von dem aus ein großer Teil des deutschen Siedelreiches jenseits Saale und Elbe aufgerichtet wurde. Das Haus verrät den innersten Beruf des Franken zum gewaltigen Werk der Merowinger und Karolinger. Der Franke war der Schöpfer des nachrömischen Europas, im staatlichen wie im geistigen Bereiche. Er hat dem Abendlande durch seinen tödlich verfeindeten Zwillingsstaat Frankreich - Deutschland sein Schicksal eingezeugt. Mitten durch das fränkische Volk ging die Trennung der beiden Staatsgebilde, wurde zwischen beiden Reichen wider seine eigene Natur in Atome zersplittert. Aus seiner weltgeschichtlichen Wendung selber floß dies tragische Unheil, das den alten, ursprünglichen rheinischen Uferstamm zur staatlichen Willenlosigkeit verdammte. Ungunst verhinderte dann, daß sich ein geschlossener kleinfränkischer Staat bildete. Das fränkische Volk ist der einzige deutsche Stamm ohne staatliche Eigenform.



Das Albrecht-Dürer-Haus in Nürnberg.

Das deutsche Amt der Franken nach außen wie nach innen war von all dem nun bedingt. Gegen die deutsche Außenwelt gewandt, war das fränkische Volk gewissermaßen die Pfahlwurzel der deutschen Weltverbundenheit. In zwei Richtungen, rheinentlang und rheinüber, lief der Weltverkehr mitten durch das fränkische Volk. Von ihm ist für die Deutschen die antike Literatur und Bildung zuerst und zutiefst verbreitet worden. Die rheinische Ritterschaft formte im späten zwölften Jahrhundert die neue romantische Lebensführung und die Pflege des Gesellschaftsliedes ins Deutsche um. Über die Rheinlande vollzog sich im fünfzehnten Jahrhundert die Verwandlung des französischen Romans in den deutschen. Hier lebte sich um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert die französische Revolution in hemmungslosem Schwunge aus. Und gleich einer mächtigen Flut, die den Rheinstrom bis tief ins Binnenland zum Steigen brachte, drängte niederfränkische Kunst und Bildung flußaufwärts, während die Kölner Hochschule die einstmals salischen Landschaften mit dem Wissen des Zeitalters speiste. Von Italien her führte der Handel welsche Familien dauernd ins Land. Solche Lage im Raume durchsetzte das fränkische Volk von Frankreich, Italien, den Niederlanden her mit fremdem Blute. Sein völkisches Wesen blieb in ständigem Strömen. Diese Rolle als Vermittler im Weltverkehr bedingte zugleich das Amt der

Franken gegenüber der deutschen Innenwelt. Deutschland empfing Segen und Unheil des welschen Wesens zumeist aus fränkischer Hand. Und der Franke hat den gesamten stammhaften Aufbau des deutschen Volkes entscheidend gestaltet. Im niedersächsischen Bereiche, die ganze deutsche Küste entlang und weit ins Innere nahmen Niederfranken an dem ostdeutschen Siedelwerke teil. Wesentlich niederfränkisch war ursprünglich die Mark Brandenburg, fränkisch waren dichte Bestände der Stadtbevölkerung an der Ostsee, zumal im Deutschordenslande, fränkisch zu Zeiten die Hauptmasse der Ordensritter am baltischen Meer. Im mitteldeutschen Bereiche war es Ostfranken, das immer neue Wellen ausschickte. Mit den Babenbergern kam fränkischer Adel in **die Bayerische Ostmark**. Das ganze ostmitteldeutsche Siedelwerk ist, bei dem geringen Zuschuß, den Thüringen geben konnte, zur größeren Hälfte ostfränkisch; fränkisch demnach zu wesentlichen Teilen Meißen, das westliche und nördliche Böhmen, die Lausitz, Schlesien, das ostpreußische Binnenland. Mit dem Tuchgewerbe strömten allerorten Niederfranken ein. Man kann sagen: was uns gemeinsam gemacht hat und gemeinsam ist, was uns zu Deutschen schuf, ist fränkisch.

Und fränkisch ist die deutsche Bildung nach ihren dauernden Grundlagen. Die Franken haben den innersten Kern der deutschen Heldensage entwickelt, die deutsche Kultur aus der Antike gebildet, auf deutschem Boden als erste die Mystik erlebt; im sechzehnten Jahrhundert durch die bedeutendsten Humanisten Erasmus, Celtis, Hutten, durch Künstler wie Dürer, durch die Schöpfer der evangelischen Kirche Luther und Melanchthon das deutsche Antlitz von neuem gezeichnet. Franken haben dem deutschen Siedelgebiet die innere Form gegeben, indem die Luxemburger den großböhmischen Staat schufen und mit moderner Bildung erfüllten, indem die niederrheinischen Brüderherren den ganzen Osten geistig durchsetzten, indem Ostfranken den Humanismus nach Leipzig trugen und das vorbildliche Schulwesen zum guten Teil gründen halfen. Aus der unerschöpflichen fränkischen Fülle eines Jahrtausends erhob sich das deutsche Weltbewußtsein in Goethe. Rheinfranken, darunter stark vertreten romanisches Halbblut, schufen den Deutschen das neue wahrhaft völkische Selbstgefühl, Erneuerer deutschen Wesens aus den Tiefen fränkischen Vorbesitzes: Görres, Brentano, Boisserée, die Brüder Grimm, die beiden Passavant. Und Rheinfranken waren in naher oder fernerer Abkunft die drei staatsmännischen Widersacher Napoleons: Stein, Hardenberg, Metternich. Hessische Jünglinge faßten im Feuer des Freiheitskrieges von 1813 den Gedanken des deutschen Nationalsozialismus, und an der Gießener Hochschule begründeten die drei Hessen Büchner, Vogt und Liebig die neue naturwissenschaftliche Weltanschauung. Aus den Tagen der Karlinge zog die Höhenlinie deutscher Schöpferkraft in Dürer, Rembrandt, Goethe, Beethoven über fränkisches Land und Volk hin. Dieser Stamm, beweglich, leichtblütig, heiter, fleißig und genußfroh, dies Volk von geläufiger Zunge, mitteilsam und erregbar, von genialem Formvermögen, den Weltweiten aufnahmefähig geöffnet und um so breiter ausströmend, je weniger es von selbstgeschaffener staatlicher Form gebändigt wurde, hat dem Deutschen den großen geistigen Schwung gegeben, der deutschen Kultur weltbürgerliche Züge verliehen. Völkisch, staatlich, geistig leben wir alle von dem schöpferischen, durch Anmut gewinnenden, unhemmbar einströmenden fränkischen Wesen.

Würzburg
Rudolf G. Binding

Nirgends langweilig zu sein - weder vor sich noch vor den Fremden, weder im Anblick noch im Wesen: das ist das Merkmal, ist Eigentum und Eigenschaft von Würzburg vor anderen Städten. Es lockt und fesselt. Es lockt und fesselt auch den immer wieder, der es kennt. Es lockt nicht mit Veranstaltungen und besonderen Sehenswürdigkeiten - obgleich es deren genug und in Fülle besitzt - sondern schon als Stadt. Es fesselt nicht nur mit seinem Bilde, sondern auch mit seinem **Wesen**. Manche schöne Städte gibt es, deren Schönheit öde ist - oder öde geworden ist: wie vergangene, todgeweihte, wehmütig und verfallend. Hier ist nichts von dem. Diese Stadt lebt und lockt. Ihr Blut

ist nicht kalt geworden, und ihre Steine sind warm. Selbst der Riesenbau der Residenz, ein Flügelbau über allen Flügeln und ein Frontbau über allen Fronten, Balthasar Neumanns köstlichste Tat, deren schimmernden Säle und üppige Pracht jetzt leer stehen, ist zu eingeboren, dem Leben dieser Stadt zu eingesenkt, ist zu kraftvoll, zu jung, um vergangen zu sein.



Der Kaisersaal in der Residenz zu Würzburg.
Ein Meisterwerk deutscher Barockkunst von Balthasar Neumann,
mit Fresken von Tiepole und Zierplastik von Bossi.

Die unzähligen Fenster nebeneinander zu setzen - jedes gleich und jedes schön - ohne Ermüdung,

über dem breitesten Grundriß, in wunderbaren Abständen und Verhältnissen, wie eine Selbstverständlichkeit: das ist zu kühn, zu groß gedacht, zu froh und zu stark, um zu sterben. Die Treppen bewahren ihren Schwung, ihr Schweben und ihre Macht, selbst wenn keine Bischofsschleppe über die breiten, niedrigen Stufen schleift. Der Hofgarten, die "schönste Anlage Deutschlands", mit seinen verwegenen, lustvollen schmiedeeisernen Torflügeln, mit den steinernen Kindergruppen, den liebenden Kämpfen von Kind und kindlichen Faunen: das alles ist näher, wahrer, stärker, belebter, volkseigener und volkstümlicher als anderswo.

Und im übrigen erst recht: die vielen Türme dieser Stadt, Taster und Empfänger menschlicher frommer Sehnsucht, sie ragen nicht über erkaltenden Kirchen in ihren Himmel; die langgestreckten Bauten frühen eigenen und großen Gemeinsinns, immer mit praktischem tätigem, genießendem und schaffendem Leben verbunden, die Bürger- und Juliusspitäler mit der schönen Unterwelt ihrer Weinkeller und Zechstuben, aus denen sich mancher nur schwankend wieder ins Reich der Sonne emporhebt, alle die vielräumigen Barockpaläste und -häuser, sie dienen der Art der Bewohner dieser Stadt, fröhlich und wohlgemut von altersher. Sie dienen ihr gut, dienen ihr weiter und entsprechen ihr.

Der Himmel, in den jene vielen Türme Würzburgs ragen, wird von einem geräumigen, mäßig hohen Rund von Bergen gestützt - von einem Kranz. Würzburg hat seinen eigenen Himmel. Einen der Berge, der hervorragt, hat die Stadt dicht an ihrer Seite, und die Zitadelle liegt auf ihm. Der Berg beschützt die Stadt, und da er es mit seinen Befestigungen nicht mehr vermag, beschützt er sie landschaftlich.

Man sieht den Fluß von weither zwischen seinen Bergen aus Süden in das geräumige Rund eintreten, und da er es durchfließt, durchfließt er die Stadt. Auch er begibt sich in den Schutz des Festungsberges. Aber er gehört der Stadt mit beiden Ufern, mit vielen Fischen und schiffbarer, eifriger Strömung, mit der er sich an sanfteren Hügeln hin - wie nach einem besonderen Dienst - in westlicher Richtung entfernt und dem Auge entzieht. Der Kranz aber ist ein Rebenkranz. Er umkränzt die Stadt. Würzige Trauben mit etwas schwermütigem Saft und gesunder, unverhohlener Kraft verbergen sich unter dem Laubgewinde. Man könnte versucht sein zu sagen, daß der Wein dieser Gegend von allen deutschen Weinen der deutscheste sei; deutscher als selbst der Rheinwein: einfacher, innerlicher, von sich selbst durchdrungen, nicht ganz leicht zu begreifen. Er ist vielleicht von geringerer Eleganz als die westlichen - der flüchtige Mosel- und der verführerische Rheinwein - aber von echtestem Blut- und Artbewußtsein, von keiner Überschwenglichkeit und von keinem fremden Windstoß bewegt.

Hier ist fränkisches Land - das Land maßvoller eingeborener Schönheit, sowohl im Landschaftlichen als in den Städten und in der Kunst; hier ist deutsche Schönheit. Wenn man auf der alten Mainbrücke steht und dem Fluß nachgeht in Gedanken an den kleinen geschlossenen Städten vorüber: Haßfurt, Ochsenfurt, Gmünd, Miltenberg, Wertheim, Aschaffenburg bis nach Frankfurt, wo das Fränkische endet und dem Rheinischen, Westlichen sich zuneigt, fühlt man fast körperlich, wie sehr man unter dem Himmel Würzburgs in einer Mitte steht. In großen, sanften, ausladenden Windungen, nicht reißend, nicht übereilt, nicht gewaltsam, still und doch froh geht der Fluß dahin, und hier - meint man - glänzt er am Abend am innigsten und tiefsten, am ungetrübtesten gemeinsam mit der Stadt im Kranz des weiten fruchtbaren Rebengeländes.

Die Stadt des Rokoko nennt man die Stadt. Aber es ist nicht das Rokoko anderer Städte. Es ist großartiger, sozusagen gediegener und deutscher geblieben als anderswo; es blieb dort von der Pracht und der Macht des Barock überschattete, das sich maßvoll verhielt, sich nicht verstieg wie in südlichen Ländern, das sein Blut aus eigenem Blut des Landes und der Menschen nahm.

Dieses Blut der Menschen ist warm, froh und fromm. Es ist es noch immer. Es kann es ewig

bleiben. Und alles in gutem Sinn. Hier ist Frömmigkeit sinnlicher geworden und Sinnlichkeit



Die Mainbrücke in Würzburg mit dem Marienberg.
Ein Beispiel barocker Stadtgestaltung.

fromm. Diese irdischen Madonnen Riemenschneiders, in höchster greifbarer handwerklicher Kunst in den Kirchen wahrnehmbar, freundlich und selig zugleich - sie grüßen dich aus tausend Gesichtern. Sie blicken dich, im Stein ein wenig lebloser, von hundert Straßenecken als die atmenden Geister dieser Stadt an, die den Fremden gerne zu sich kommen lassen. Und es regt sich wieder wie von selbst ein frühes Gedicht in mir, das sie mir abforderten, als ich sie das erste Mal sah und verstand - sah und verstand als den Ausdruck dieser Stadt, die Würzburger Marien:

Ihr holdseligen Marien,
die ihr unter Baldachinen
lächelt mit erzückten Mienen;
die mit schwebenden Gewändern
wallend, lockend aufwärts ziehen -
wenn ihr mich bedeutsam grüßt
unter himmlichem Gelock,
ist das alles nur symbolisch?
Ach, ich hab es schon gebüßt -
und man wird hier arg katholisch,
ach, katholisch und barock.

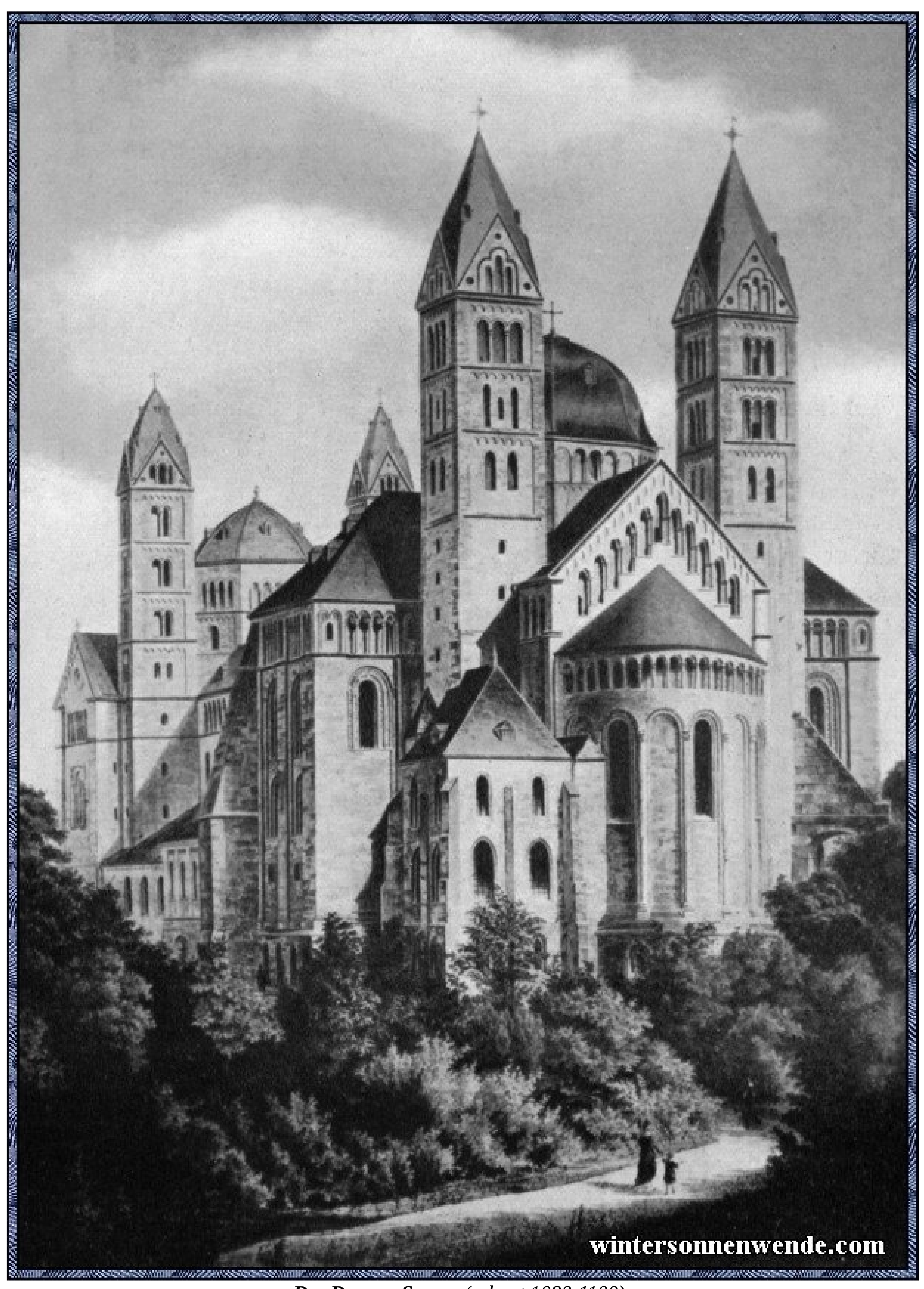
Die Pfalz
E. Huber

"Der schönste Garten Deutschlands" ist kein einheitliches Gebilde. Weder eine geographische Einheit, noch ein geschlossenes Kulturgebiet. Als "bayerischer Rheinkreis" ist das Land zwischen Rhein, Lauter, Blies, Nahe und Saar durch die Friedenspolitik von 1814 und 1815 zu einer Provinz zusammengeschweißt und dem Königreich Bayern zugeteilt worden. Den Ruhm des Namens "Pfalz", den der Bayernkönig Ludwig I. dem kleinen Kreis seines Reiches 1838 wiedergegeben hat, ist nur die linksrheinische Ebene und das Gebirgsvorland der rebengeschmückten **Haardt**. Das ist das von der Natur überaus reich bedachte Stück Erde, reich an Vergangenheit und wechselvollem Schicksal. Gekrönt von efeuumrankten Burgruinen, zerfallenen Klöstern und Domen, die vom Glanz des Rittertums und vom Schaffen stiller Mönche künden. Begeistert von Sängern besungen, heiß umstritten und umworben alle Zeit, die **Kurpfalz**, Kern des Deutschen Reiches im frühen Mittelalter. Und als nach den Saliern und den Hohenstaufen die Reichsvormacht nach Osten und nach Norden rückte, war dieser Fleck Erde seiner hohen wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung wegen noch immer die anziehendste Gegend Deutschlands.

Hier ist jeder Fuß Bodens geweihte Geschichte. Am Rhein erwuchsen auf den Grundmauern römischer Kastelle Baudenkmäler edelster Art. Der Dom in Speyer, in dessen "gigantischen Mauern" nach dem Worte des Zaesarius von Heisterbach "die ganze Geschichte des Salischen Geschlechtes hineingebaut ist", befruchtete die gesamte frühmittelalterliche Baukunst.

Die sagenumwobenen Burgen auf den Höhen der Haardt, die Trümmer von Klöstern und Abteien in den Tälern zeugen von Kunst und Kultur der Salier und der Staufer. Der **Trifels**, die **Eberburg**, das **Hambacher Schloß** gehören zu dem mächtigsten Burgensystem, das die salischen und stauferschen Kaiser auf den Kämmen der Haardt an des Reiches Westgrenze angelegt hatten. Die **Barbarossapfalz** in Kaiserslautern, in der der Kaiser mit der schönen Beatrixe Hochzeit hielt, überladen mit orientalischem Prunk, ist jahrhundertelang das unerreichte Vorbild für pomphafte Profanbauten geblieben.

In den Zeiten der starken kaiserlichen Zentralgewalt lag der Höhepunkt der politischen und



Der Dom zu Speyer *(erbaut 1080-1100).*

kulturellen Bedeutung der Pfalz. Auf dem Trifels waren damals die Reichsinsignien aufbewahrt, hier schlug das Herz des Reiches. So manche Recken des Nibelungenliedes stammten aus der Pfalz am Rhein. Minnesänger sind aus ihren Burgen hervorgegangen, berühmte Kirchenfürsten in ihren Klöstern herangewachsen. Speyerer Recht war vorbildlich für die ältesten Städte, wie später das

Kölner, Soester und Magdeburger Recht für die Stadtgründungen der Hansa.

Mit dem alten Kaisertum sank die Bedeutung der Pfalz. Unter Habsburg schon war sie nur mehr westlicher Korridor des Reiches.

Nur ein Teil des heutigen politischen Gebildes der Pfalz nimmt die ruhmreiche Geschichte der Kurpfalz für sich in Anspruch, die **Rheinebene** und die **Haardt**. Das ist ein einheitliches Gebiet nach dem Bilde der Landschaft, nach der geschichtlichen und kulturellen Bedeutung und nach der Struktur der Bevölkerung. Aber diese Einheit des östlichen Teiles fehlt dem Ganzen. Ost und West ist verschieden im geologischen Aufbau und in der Gestaltung des landschaftlichen Bildes. Ohne scharfe Grenzen gehen die Landstriche in die Nachbargebiete über. Den Osten entwässert der Rhein, im Westen fließen die Bäche in die Saar, im Norden in die Nahe. Scharf ist der Gegensatz des Klimas, der Kultur des Bodens, der wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Landschaften. Im Osten liegt die Vorderpfalz, die Rheinebene und die Haardt. Im Westen die **Hinterpfalz**, der **Westrich**. Eigenes Gesicht und eigenes Leben hat die **südpfälzische Hochfläche**, das **"Pfälzer Gebrüch"** und ebenso das nordpfälzische Bergland. So ist die heutige Pfalz ein vielgestaltiges Land. Das dichtbevölkertste Gebiet Deutschlands auf engem Raum vereinigt reiche Ebenen, herrliche Bergwälder, fruchtbare Hochflächen. Diese reiche geographische, klimatische und kulturelle Abwechslung und die Verschiedenheit der Entstehung der einzelnen Gebietsteile in der Erd- und Menschheitsgeschichte geben reiche Fülle geistiger Anregung und wirtschaftlicher Regsamkeit.

Die östliche Grenzlandschaft ist die **Rheinebene**, weite Flächen mit eingestreuten Wäldern und sanften Hügelwellen vom Rhein zur Haardt aufsteigend. Hier reiht sich auf fruchtbarem Boden Dorf an Dorf, Städtchen an Städtchen mitten im Getreide-, Tabak-, Rüben- oder Gemüse-schweren Acker gebettet oder Häuser und Kirchen kaum über die Wipfel und Kronen schwerbeladener Obstbäume hebend.



Weinernte in der Pfalz. *Die Haardt.*

Die Rheinebene schließt die **Haardt** nach Westen ab, das vielgepriesene Rebgelände mit den weltberühmten Weinorten. Hier, am Übergang der Ebene zum Gebirge, im Wechsel von Reben und Ackerland, Wiesen und Wäldern, ist die Pfalz am schönsten, hier blüht am reichsten das Pfälzerlied. Die ganze Kammlinie der Haardt, die 70 km lange uralte Völkerstraße entlang dem Gebirgsrand von Grünstadt und Neuleiningen im Norden über Dürkheim, Neustadt, Edenkoben, Bergzabern bis nach Weißenburg im Süden trägt den gleichen Zug der Lieblichkeit. Sonniges, von Nord- und Weststürmen geschütztes Gelände trägt die edelsten Weine der Welt. Fleiß und Rührigkeit des Volkes zieht aus der Fruchtbarkeit der Erde Wohlstand und bürgerliche Behaglichkeit. Die Dorfsiedlungen der Haardtbauern tragen das stolze Schild von Städten.

Der **Pfälzerwald** schließt die Haardt nach Westen ab. Er ist die deutsche Teilung zwischen Vorder- und Hinterpfalz, das Rückgrat des ganzen Landes. Dieses Jagdgebiet des "Jägers aus der Kurpfalz", zumeist Laubwaldbestand, mächtige Buchen und uralte Eichen, gehört zu den abwechslungsvollsten Landschaften der deutschen Mittelgebirge. Wie Odenwald und Spessart der Buntsandsteinformation angehörend, erhebt er seine breit und wuchtig ausladenden Kuppen nur 700 m über Meer, bietet aber in seinen herrlichen Firsten, lieblichen Tälern mit blütenreichen, von dunklen Tannen umrandeten Wiesengründen, rauschenden Mühlen, murmelnden Quellen, klaren Forellenbächen und den malerisch in die Mulden eingebetteten Siedlungen dem Naturfreund tausend liebliche Reize.

Fruchtbares Muschelkalkgebiet formt die **südwestliche Hochfläche**, einen Teil des Westrich. Im Norden begrenzt von der Sickinger Höhe, im Süden von dem Schwarzbachtal und dem Zweibrückerhügelland, lagert sich diese in sich abgeschlossene, durchaus einheitliche Landschaft wirtschaftlich, geschichtlich und kulturell um die alte Herzogstadt Zweibrücken, hat zur Pfalz keine anderen Beziehungen als die Bindungen hundertjähriger gemeinsamer politischer und fiskalischer Verwaltung.

Wieder ganz anderen Charakter trägt der **Landstuhler** und **Homburger Bruch**, das "Pfälzer Gebrüch", die westpfälzische Moorniederung. Ein düsteres Torfmoorgebiet in eine dichtbevölkerte, verkehrsreiche Landschaft eingebettet und bis zum heutigen Tage sein düsteres, eigenartiges Gepräge wahrend. Hier gedeiht noch die Bruchfauna und Bruchflora, wenn auch die fortschreitende Kultivierung, Drainierung und Urbarmachung von Jahr zu Jahr ein Stück nach dem anderen von dieser Naturlandschaft vernichtet. In einem Menschenalter wird wohl das "Pfälzer Gebrüch" restlos in Kulturland oder Wald umgewandelt sein, und nur ein kleiner Streifen wird als Naturschutz unseren Nachkommen von diesem eigenartigen Landschaftsbild unserer Heimat Kunde geben.

Das **Nordpfälzische Bergland**, vom Pfälzerwald bis zur Nahe, ist eines der reichstgeformten Gebiete der heutigen Pfalz. Aus verschiedenen Gesteinsarten aufgebaut, ist es außerordentlich wechselvoll in den Formen der Oberflächengestaltung, in Bodenkultur und in der Besiedlung. Vulkanisches Gestein baut den imposanten Rücken des **Donnersberges**, die höchste Erhebung der Pfalz, die am weitesten nach Norden vorgeschobene Landmarke, von einem Kranze sagenumwobener Burgen und Klosterruinen umgürtet. Vulkanischen Ursprungs sind auch die Höhengebiete des **Lemberg**, des **Königsberg** und des **Hermannsberg**. Der Sandsteinformation gehören aber die breiten Höhenrücken an, die aus der mittleren Pfalz nördlich gegen Glan und Nahe ausstrahlen.

Auf diesen Höhenzügen laufen seit uralten Zeiten nach Süden und Westen Völkerstraßen. Heute liegen diese Hochstraßen verödet. Denn nicht die Höhenzüge, sondern die Talgründe beherrschen das Land, hier liegen die Siedlungen, hier pulsiert das wirtschaftliche Leben, hier drängt sich der neuzeitliche Verkehr.

Von all den in sich abgeschlossenen, nach der geologischen Formung und dem landschaftlichen

Charakter selbständigen Teilen, die heute in den politischen Kunstgebilden der Pfalz zusammengefaßt sind, hat nur die südwestpfälzische Hochfläche in einer Stadt, **Zweibrücken**, ihren landschaftlich, geschichtlich und kulturell gegebenen Mittelpunkt. Alle anderen Gaue entbehren ein solches geschichtliches, kulturelles und wirtschaftliches Zentrum. Und auch die aus den vier verschiedenen Landschaften zusammengeschweißte Pfalz kennt keine Stadt, die sich das Herz und Hirn dieses reichgegliederten, kulturell und wirtschaftlich wertvollen Gebietes nennen dürfte. **Speyer**, die alte Kaiserstadt, ist wohl der politische Vorort, dehnt aber seinen kulturellen und wirtschaftlichen Einfluß kaum über den Burgfrieden seiner Gemarkung. All die wohlhabenden Dörfer und reichen Städte der Rheinebene und erst recht die Weinstädte der Haardt leben ihr eigenes kulturelles und wirtschaftliches Leben abseits der Hauptstadt, die nur noch als Bischofssitz mit dem katholischen Teil der Bevölkerung enger verbunden ist. Der neuzeitliche Verkehr hat **Kaiserslautern** eine künstliche Vormachtstellung als Eisenbahnknotenpunkt gegeben und Ströme des Wirtschaftslebens zugewendet, die sonst andere Wege gesucht hätten. Die chemische Industrie hat **Ludwigshafen** zur volkreichsten Stadt der Pfalz gemacht. Aber die in den Rheinauen aufragenden Schornsteine und die immer weiter ausgedehnten Stadtviertel haben schon nach einer Meile Entfernung keine andere Verbindung mit dem Hinterland, als daß die Einwohner der benachbarten Dörfer Arbeitsgelegenheit und die Gemüsebauern leichteren Absatz für ihre Waren finden. Die Landschaften der Pfalz haben ihren eigenen Charakter und ihre Menschen leben ihr eigenes Leben.

Sie sind wohl heute zu einem politischen Ganzen verwachsen. Ein Jahrhundert Gewöhnung hat die Gegensätze in **Sprache, Charakter, Lebensweise** und **Brauch** zwar nicht beseitigt, aber doch abgeschliffen und gemildert.

Die Haardt und das Vorland ist vom **Rheinfranken** besiedelt. Ihn kennzeichnet das Volkswort vom "Pfälzer Krischer". Er ist selbstbewußt, froh und fröhlich gesinnt, lebhaft in Wort und Gebärde, drastisch, witzig und schlagfertig, jeder Situation gewachsen. Die Fruchtbarkeit seines Bodens und den leichter als in anderen Gauen errungenen Wohlstand rechnet er sich gerne als persönlichen Vorzug an. Geistes- und charakterverwandt mit seinen rheinischen Brüdern, verdankt er der vom Süden eindringenden alemanischen Blutmischung Tiefe, Derbheit und Widerstandsfähigkeit, die ihn vor den übrigen Franken auszeichnet und mit bewunderungswürdiger Zähigkeit und Lebensenergie immer wieder das Land aus Schutt und Trümmern zu einem blühenden Garten aufbauen half.

Das **Westrich** trägt ein Volk ganz anderer Art. Stiller, bescheidener, sparsamer, beharrlicher im Festhalten an Sitte und Brauch und uraltem Herkommen, hat diese Bevölkerung die Ursprünglichkeit des Volkslebens treuer bewahrt und den Familiensinn stärker entwickelt als der Vorderpfälzer.

Allen Pfälzern liegt die **Wanderlust** im Blute. Die Enge der Heimat mag die treibende Kraft sein, die Völkerstraßen, die von Nord nach Süd, von Ost nach West durch das kleine Land führen, mögen die Lockungen geben, daß die Pfälzer über die ganze Welt verbreitet sind.

Um das Jahr 500 nach Christus sind die Franken als germanisches Volk ins Land gekommen, das von keltisch-romanisierter Bevölkerung besiedelt war. Und wer den Typus der heutigen Pfälzerbevölkerung kennt, rank und schlank, in der Überzahl blond und blauäugig, muß sagen, daß sich die germanische Bevölkerung trotz der keltisch-romanischen Grundmischung durchgesetzt hat. Sie hat sich auch die späteren Einwanderer, die sich auf dem Boden dieses alten "Kolonistenlandes" angesiedelt haben, assimiliert. Sie hat sich an dieser großen Völkerstraße, dem Durchgangsland von Vandalen und Goten, Sueven und Burgunden, Spaniern und Niederländern, der Zufluchtsstätte glaubenstreuer Hugenotten und Wallonen, jene glückliche Mischung des Blutes entwickelt, die zu den Bewohnern des eigenartigen Landstriches paßt, mit dem sich gut verkehren läßt, der fröhlich heiteren Sinn hat und der Fremde immer gern in seiner Mitte sieht. Die hohe Aufnahmefähigkeit

und die schmiegsame Anpassungsfähigkeit des Pfälzers, von Unverständigen als charakterlicher Mangel getadelt, ist das naturgegebene Produkt der Verkehrs- und Grenzlage des Gebietes.

Als Gegenpol der Anpassungsfähigkeit des Pfälzers an fremdes Kultur- und Geistesleben kennen wir in der Pfalz seit Jahrhunderten einen ausgesprochene **Partikularismus**. Seit die Zentralgewalt des Reiches zerfiel, haben die Städte der Pfalz ihr eigenes Kulturleben. Es fehlt der kulturelle Mittelpunkt, die politische Zersplitterung isolierte zwangsläufig die einzelnen kleinen Landschaften, und außerdem ist der Urgrund der geistigen Entwicklung des Volkes und des Landes auf die **Vermittlerrolle** zwischen West und Ost, zwischen Süd und Nord eingestellt.

Die **Siedlungen** der Pfalz tragen fränkischen Charakter, geschlossenen Häuserbestand, selten nur einzel stehende Höfe. Die Dörfer sind langgestreckt, im Tal gelegen, die Ortschaften in den schützenden Mulden versteckt. Nur auf der Haardt sind die Dörfer der alten Völkerstraße, den Höhenzügen entlang angelegt. Wo größere Städte entstanden sind, hat sie die Industrie geschaffen. Zahlreiche kleine Städte, eigentlich reiche, mauergeschützte Dörfer sind über das Land zerstreut.

Auch die **Bauweise** ist nach alter Frankenart. Das Wohnhaus steht für sich. Die Wirtschaftsgebäude umsäumen den Hof. Im Westrich stellen die Häuser meist die Breitseite an die Straße, in der Vorderpfalz aber die rebenbewachsenen Giebel. Hochgespannte Sandsteinbogen bilden die Toreinfahrt und tragen mit Stolz das bürgerliche Hauszeichen. In der Weingegend öffnet sich gleich vom Hof aus die Tür zum Stolz des Hausherrn, dem hochgewölbten Weinkeller. Die Häuser zeigen in Ausbauten und zierlichen Erkern das Festhalten an der Sitte der Väter.

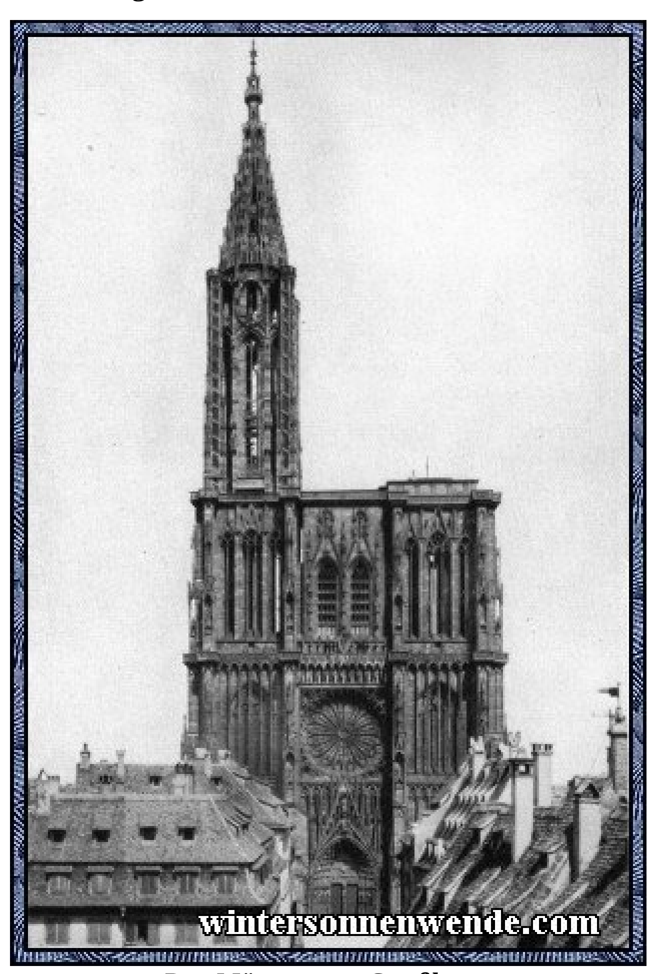
Gemischt wie Blut und Kultur ist auch die **Sprache der Pfälzer**, die "Pfälzermundart", ein Gemisch Fränkisch und Alemanisch, aber von durchaus eigenem Leben. Sie ist außerordentlich reich an Dialektbildung, jedes Dorf spricht sein eigenes Idiom, verschieden nicht nur in Klang und Ton, sondern selbst im Wortschatz von dem des Nachbarortes in halbstündiger Entfernung. Die Sprache ist laut, drastisch, erlaubt bequeme Wortbildungen und plastische volkstümliche Redewendungen. Sie ist das Idiom lauter, schlagfertiger Diskurse, weniger des scharfpointierten Witzes als derben Spaßes, mehr geeignet zur Schilderung des Volkslebens als zur Wiedergabe zarter Seelenregungen. Daher geben die Gedichte in Pfälzermundart fröhliche und lustige Kleinmalereien aus dem Alltagsleben und keine Tragödien der Menschenseele oder Probleme des brütenden Geistes.

Fehlt darum dem Pfälzer die tiefere **Geisteskultur**? Karl Hampe, ein vorzüglicher Kenner von Land und Volk und Pfalz, fällt sein Urteil: "Der Pfälzer ist zu allen Zeiten, soweit wir seinen Charakter kennen, diesseits freudig und zugreifend, aufs Praktische gerichtet. Die bedeutenden Männer, die die Pfalz hervorgebracht, sind zu allen Zeiten nahezu ausschließlich dem praktischen Leben zugewendet gewesen." Etwas boshafter meint Riehl, selbst Pfälzer, das gleiche: "Das umfangreichste und fast das einzige Werk, das einstmals in zwei Jahren (1850 und 1851) aus der pfälzischen Presse hervorgegangen ist, ist die Anklageakte gegen Reichard und Genossen 1849 gewesen." Aber es trifft doch nur die äußere Erscheinungsform, wenn man sagt, daß "ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein Dichter, ein Künstler in der Pfalz für einen überspannten Toren, für einen unnützen Menschen gehalten wird, zumindestens für einen armen Teufel", und wenn man dieses Uninteressiertsein an den Werken tieferer Geisteskultur aus dem aufs Praktische gerichteten Volkscharakter erklären will. In Wahrheit ist in diesem Lande der Urgrund aller geistigen Entwicklung seit Urzeiten die kulturelle Vermittlerrolle gewesen, weniger die eigene schöpferische Leistung. Die Überlegenheit des Westens und des Südens ist von hier aus nach Osten und nach Norden getragen worden. Als große kulturgeschichtliche Epochen haben sich daher bis heute im Volksbewußtsein die **Römerzeit** und die **Franzosenzeit** verewigt, das frühe Mittelalter aber, die Epoche, in der eigenes Kulturleben von hier ausstrahlte, lebt nur noch mit den Gespenstern weiter, die in den gebrochenen Burgen und in den verfallenen Klöstern spuken.

Elsaß und Lothringen

W. Scheuermann

Des heiligen Deutschen Reiches Schicksalsland, im Wechsel der Zeiten jetzt wieder abgetrennt und mit blau-weiß-roten Grenzpfählen abgesperrt gegen die übrigen deutschen Stämme, - welches ist seiner Bewohner Art, und wie ist sie geworden?



Das Münster von Straßburg.

Straßburg, der Schlüssel zum Oberrhein, ist der Ausgangspunkt unserer Wanderung. Erwin von Steinbachs hochgetürmtes Münster aus rotem Vogesensandstein, das im Morgenrot wie ein fackelumglänzter Schwurfinger über den Rhein leuchtet und loht, die wuchtige spätromanische Thomaskirche mit ihren Grabstätten der geistigen Führer der Vergangenheit, ringsum in der Altstadt die traulich-winkligen Straßen mit den behäbigen Geschlechtshäusern, die bis in die Spätgotik und das Barock zurückreichen, das alte Kaufhaus an der Rabenbrücke, vor dem der weltverkehrsbestimmende Umschlagplatz zwischen Italien und Holland, Marseille - Paris und Nürnberg - Augsburg, das ist das Elsaß, wie es in der romantischen Erinnerung des deutschen Volkes lebt. Aber das alles ist nur ein kleiner Teil im Gesichte der elsässischen Hauptstadt. Dem Münster gegenüber liegt breit gelagert an der Ill an der Stelle der zinnengekrönten mittelalterlichen Bischofsburg das Palais der vier Kardinäle aus dem Hause Rohan, die hier unter dem XV. und XVI. französischen Louis Residenz gehalten haben, ein wahrhaft königlicher Bau, dessen sich Versailles oder Trianon nicht zu schämen brauchten. Hier klingt keine Erinnerung an Hohenstaufen und deutsche Mystik mehr nach, sondern hier tuscheln galante Histörchen aus dem Rokoko, darunter die berüchtigte Halsbandgeschichte, die dann den Sturm der großen Revolution entfachen half. In dem nach französischer Mode erbauten Hause zur Meise des Ammeisters Freiherrn von Dietrich hat Rouget de Lisle zum ersten Male das blutrünstige Waffenlied gesungen, das dann unter dem Namen der Marseillaise den Armeen der Jacobiner und des Korsen durch ganz Europa voranrauschte. Dicht benachbart stehen zwei weitläufige stolze Bauten des reifen Rokokos längs dem später nach dem französischen Marschall genannten früheren Turnierplatze der elsässischen Reichsritterschaft, die beide so aussehen, als seien sie unmittelbar aus dem Faubourg de St. Germain hierher verpflanzt: das Bürgermeisteramt und das Generalkommando. Beides sind ehemalige deutsche Fürstensitze: Das jetzige Stadthaus wurde von den Landgrafen von Hessen-Darmstadt erbaut, denen im Elsaß das noch heute so genannte Hanauer Ländel gehörte. Das nachmalige Generalkommando aber war der Sitz des Herzogs Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, und hier wurde 1786 Ludwig I., der erste König von Bayern, geboren. Sein Vater, der regierende Herzog, wohnte hier, weil er gleichzeitig französischer Oberst war und als solcher das Regiment *Royal Alsace* befehligte. Das war das Beispiel, welches damals deutsche Landesherren im abgetrennten Elsaß dem Straßburger Bürgertum gaben. Wie sich die übrigen großen Herren, weltliche und geistliche, bemühten, es ihnen in einer Zeit nachzutun, wo französische Sprache und französische Mode als das Kennzeichen der Vornehmheit galten, das ist auf einem kurzen Rundgang durch die wunderschöne Stadt leicht aus ihrem baulichen Antlitz herauszulesen.



Aus dem verlorenen deutschen Land. *Am Finzweiher in Straßburg.*

Aber die breite Schicht des Bürgertums machte die "Plän' vun Baris" nicht mit, sondern bewahrte sich treu ihr altreichsstädtisches Deutschtum. Ein so kraftvoller Mann wie Friedrich Wilhelm I. konnte nicht verhindern, daß seine eigene Kinderstube dem Zeitgeist erlag und seine Söhne und Töchter besser französisch als deutsch parlieren und schreiben lernten. Unter den spitzen Giebeln der Straßburger Bürgerhäuser aber sprachen und sangen die Kinder deutsch, wie deutsch, das kann man aus dem die Zustände unmittelbar vor dem Zusammenbruch der alten Stadtverfassung in der Revolution widerspiegelnden Volksstück des Straßburger Dichters Arnold, aus dem von Goethe so freundlich beurteilten "Pfingstmontag", ersehen.

Die Marseillaise bedeutet für die Bautätigkeit Straßburgs zunächst einen Schlußgesang. Die napoleonische Zeit ist für das Elsaß dadurch ausgezeichnet, daß sich seine Söhne ruhmvoll unter den Adlern des Imperators schlagen, nicht zum wenigsten gegen das verwandte deutsche Blut, daß sich aber das Land wirtschaftlich erschöpft. Einige Bauten, die damals entstanden sind, mußten der verarmten Stadt förmlich aufgezwungen werden. Dann versinkt dieser ganze Gau, der einst durch eine unerhörte Teilnahme an deutscher Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet gewesen ist, in das öde Dämmertum der französischen Provinz, aus dem es erst die Kanonen von Wörth und Weißenburg aufschrecken.

Mächtig, aber auch gewalttätig prägt sich die damit einsetzende neue Entwicklung im Baubilde der Stadt aus. Die Umwallung wird weit hinausgerückt, und wo früher trauliche Ausflugsgärten grünten, wachsen ganz neue Viertel empor, die durch ihren Umfang die Altstadt erdrücken. Besonders nach Nordosten hin entsteht dieses neudeutsche Straßburg mit seinem Kaiserpalast, der Landesbibliothek und dem Landesausschuß, der Hauptpost und den Ministerien, dem Universitätsviertel und seinen zahlreichen mustergültigen Instituten, dazwischen Mietskasernen und Villen der Einheimischen und der Zugewanderten; alles sehr solid und noch mehr anspruchsvoll, Architektur ohne Überlieferung, wie man sie um diese Zeit überall pflegt, frostiger Prunk eines Geschlechtes, das für seinen Geltungswillen noch nicht den ausgeglichenen Ausdruck gefunden hat.

1918 sehen die Franzosen, was da entstanden ist, und stellen staunend fest: *"Strasbourg n'est plus une cité, c'est bien une capitale!"* Das große Bedauern, daß die reichlichen Mittel zu allen diesen Neubauten nicht fünfzig Jahre früher oder dreißig Jahre später zur Verfügung gestanden haben, empfinden sie gar nicht. Sie haben nämlich inzwischen auch nicht schöner gebaut, nur leichter und flüchtiger. Das kommt nun zur Geltung in der immerhin beträchtlichen Bautätigkeit, welche der eifrig geförderte Zustrom französischer Einwanderer und die Umwandlung **des zum zweitenmal geraubten Elsasses** in ein militärisches Aufmarschgebiet gegen das wehrlos gemachte Deutschland, welche ferner der Wille Frankreichs, sich handels- und verkehrspolitisch am Rhein festzusetzen, bedingen, und die zunächst durch die Überlegenheit des französischen Franken sehr erleichtert wird, da Baustoffe und Bauarbeiter aus Deutschland während der unseligen Inflationsverwirtschaftung der deutschen Währung billig und unbegrenzt heranzusaugen sind.

Das also erfahren wir, wenn wir die Steine der Straßburger Bauten reden lassen, und lenken wir nun unsere Schritte hinaus ins Land, so wiederholen sich diese Eindrücke mit kleinen Abwandlungen, soweit wir die Städte betreten. Nur mit dem Unterschiede, daß in Mülhausen, der zweiten Großstadt des Landes, die wenigen beachtbaren Denkmäler der Vergangenheit völlig überwuchert sind von der rauchigen, unfrohen Stimmung der in eine graue Proletarierhälfte und eine protzenhafte Villenhälfte gespaltenen ältesten Textilstadt des Kontinents: daß bei den einstigen alten Reichsstädten, Schlettstadt, Hagenau, Oberehnheim, und wie sie heißen, die Entwicklung schon im 17. Jahrhundert mit dem damaligen Übergang an Frankreich abgeschnitten worden ist, und daß die Juristen-, Beamten- und Soldatenstadt Colmar ein Mittelding darstellt, bei dem die Patina des Mittelalters sich auch schon auf die jüngeren Bauglieder ausbreitet.

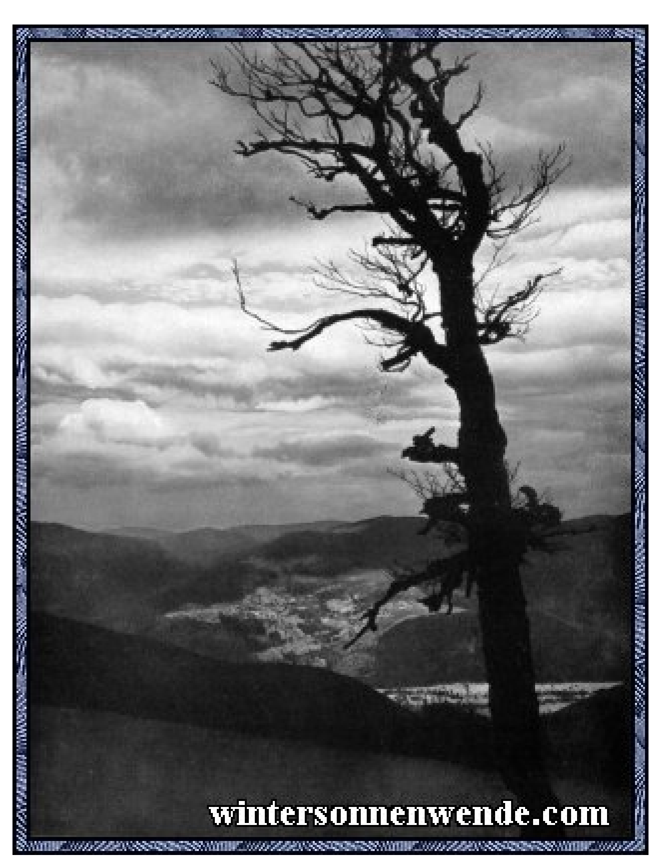


Sesenheim im Elsaß. *Die Heimat von Goethes Friederike.*

Lebendig, unveränderlich in seiner angestammten Art gefestigt und fortwüchsig ist nur das Dorf geblieben. Kein Ludwig Richter und kein Hans Thoma konnte etwas Deutscheres erfinden als dieses alemannisch-fränkische Dorf mit seinen von Gartenstauden und Obstbäumen umkränzten weißen, mit dunklem oder farbigem Gebälk durchaderten Fachwerkhäusern, wie sie auf beiden Seiten des Rheines so einheitlich hingestellt sind, daß man auf dem Bilde oft schwer unterscheiden kann, welche dieser Dorfstraßen in Baden und welche im Elsaß steht. Hier setzt nun die Hauptarbeit der *"République une et indivisible"* ein, die **keine Minderheiten in ihren Grenzen ertragen will. Jede Dorfschule wird in eine Zwangserziehungsanstalt für das fremde welsche Volkstum umgewandelt. Mit der Kirche versucht man dasselbe,** und der Militärdienst, zu dem die Elsässer in kleinen Gruppen auf die Regimenter im inneren Frankreich verteilt, soll das Werk vollenden. Aber hier auf dem Dorfe bekommt Frankreich auch den zähen Widerstand am stärksten zu

verspüren.

Man kann nicht über das Elsaß berichten, ohne jenes reizenden, selbstkritischen Volksliedes zu gedenken, mit dem man hier zu Lande den gelegentlich nach außen am stärksten hervortretenden Wesenszug des ganzen Völkleins verspottet. Das ist das Lied vom Hans im Schnokeloch, der alles hat, was er will. "Und was er hat, das will er nicht, und was er will, das hat er nicht." Wie aber dieser Hans im Schnokeloch geworden ist, das erklärt eine Betrachtung von Landschaft, Bevölkerung und Geschichte, wenn man sie einmal ohne jede zwecklose Voreingenommenheit durchführen will.



Blick in die Vogesen.

Zunächst ist die Landschaft ein uralter, durch natürliche Grenzen festumrissener Begriff, viel älter und fester vergleichsweise, als das, was jetzt in der Nachbarschaft als Baden, Württemberg, die Pfalz oder die Schweiz zusammengefaßt wird. Zwischen Rhein und Wasgau dehnt sich von der Lauter bis zur Grafschaft Pfirt der Elsaß-Gau aus, und das Bewußtsein dessen, was dazu gehört, ist so tief in jedem Elsässer verwurzelt, daß er im Stillen die Grenze bis zur Queich und bis zur Lisaine vorwärts rückt und Landau nebst Belfort zu seinem Landsmannsbereich hinzurechnet. An diesem Heimatsgefühl hat keine politische Einteilung etwas geändert, weder die narrenscheckige Territorialkarte des späten Mittelalters, die am Ende manches Dorf in drei unterschiedliche Hoheitsgebiete zerschnitt, noch die ungeschichtliche Schusterei der Revolutionsmänner, die dann alles in die zwei Verwaltungsmappen der Departements "Ober- und Niederrhein" zusammenfaßte. Nach Norden ist das Gesamtgebiet offen gegen die Rheinpfalz, ferner nach Lothringen durch die Zaberner Steige; nach Süden durch die Burgundische Pforte. Sonst zieht der Vogesenkamm einen starken Wall gegen den französischen Westen, aber auch der noch bis Mannheim hin schwer schiffbare und ungebärdige Rhein bildet mit seinem hier noch gletschergrün gefärbten Wildwasser von beträchtlicher Breite eine Trennungsrinne gegen das übrige Reich, die nicht unterschätzt werden darf. Nicht umsonst ist Straßburgs Lage durch einen schon in vorgeschichtlicher Zeit möglichen Rheinübergang bedingt, nicht umsonst hat Frankreich immer wieder so zielbewußt darnach gestrebt, sich auch der rechtsrheinischen Brückenköpfe zu bemächtigen.

Diese abgeschlossene Landschaft aber ist mit vielen Gottesgaben gesegnet. Namentlich die Lößterrasse längs der Vorhügel des Gebirges ist von einer wunderbaren Fruchtbarkeit. Alles, was irgendwo in der Nachbarschaft gebaut werden kann, gedeiht hier in üppiger Fülle, Edelobst, Mais, Tabak, Hopfen, Frühgemüse, an den Berghängen Wein, und höher hinauf noch Eßkastanien; Nußbäume säumen die Landstraßen, der Wasgenwald ist berühmt für seine Hölzer, er und die angrenzende Rheinebene vereinigen eine Fülle von botanischem Reichtum, wie ihn keine andere deutsche Landschaft bietet. Welch herrlichen Baustein die Brüche hergeben, weisen die Dome und Burgen überall aus, und lieferte der Bergbau der Vergangenheit Erz und Silber in so freigebigen Mengen, wie es die Ensisheimer Thalerprägungen der Habsburger erkennen lassen, so sind jetzt als vielleicht noch willkommenere Bodenschätze das Kali und die Erdölquellen von Pechelbronn

volkswirtschaftlich bedeutende Werte geworden. Eine solche Selbstversorgungsmöglichkeit in allen Dingen, die früh empfunden wurde, erzeugt selbstverständlich ein starkes Selbstgefühl der Bewohnerschaft.



Das Benediktinerkloster Murbach (Oberelsaß).

Man hat alles, man braucht niemand und am liebsten möchte man darum etwas ganz Besonderes sein. Allzulaut zwar künden die Münster und Kaiserpfalzen, die trotzigen Tortürme der zehn ehemaligen Reichsstädte, der Kranz der Ritterburgen, die den Wasgenhang säumen, von der Zeit, wo Straßburg des heiligen Deutschen Reiches Heerfahne in allen Kämpfen vorantrug, wo der Minne- und Meistersang blühte, wo Tauler und Geiler die Seelen zu Gott riefen. Aber den sagenumwobenen Wallfahrtsberg des Landes, das Höhenkloster von St. Odilien, wo in der Stauferzeit die Äbtissin Herrad von Landsberg den *Hortus deliciarum* dichtete und malte, umgürtet die Heidenmauer, das größte vorgeschichtliche Denkmal auf deutschem Boden, dessen Herkunft noch kein Gelehrter hat sicher deuten können. Gerade zur rechten Stunde erfand die Wissenschaft die Keltomanie. Schon der große Geschichtsschreiber des Landes, Daniel Schöpflin, wiewohl von Vaters Seiten her ein eingewanderter Badener, zollte ihr seinen Tribut, und in der wirren Zeit nach dem Kriegsende entdeckte ein ehemaliger Bibliothekar der kaiserlichen Landesbibliothek sogar, daß das elsässer Deutsch, das so viel Worte aus der Sprache Walthers von der Vogelweide und Reinmar von Hagenaus bewahrt hat, wie keine andere deutsche Mundart, ein reines Keltisch sei.

In Wirklichkeit bietet die rassische Zusammensetzung auch der fortgeschrittenen Forschung im Elsaß kein Rätsel. In die weite Rheinebene sind schon lange vor der eigentlichen Völkerwanderung die germanischen Alemannen hineingeflutet und haben die ältere ostische, rundköpfige und brünette Bevölkerung, über die vor den Kelten bereits andere Herrenschichten hinweggegangen waren, in das Gebirge gedrängt, nicht anders als anderwärts in Süd- und Westdeutschland auch. Die Dorfnamen bieten noch heute eine aufschlußreiche Karte dieser Landnamen und zeigen, wo Eckebold, Eckeward, Wolfhard und Schaftholz ihrer Sippe das Heim gründeten in Eckbolsheim, Eckwersheim, Wolfisheim, Schäffolsheim und so fort, landauf und landab, bis diese -heim im fränkischen Norden sich mit den gleichfalls an germanische Häuptlingsnamen gehängten -ingen vermischen.

Diese Urbevölkerung aber hat sich im Laufe der Jahrhunderte ständig durch Zuzug aus allen anderen deutschen Gauen vermischt. Man liegt nicht umsonst an der großen Völkerstraße und wird ständig durch Krieg und Seuchen gezehntet. Gerade für das Elsaß ist ein immer wiederholter Nachschub so auffällig nachweisbar, daß nur ganz wenige von den Männern, die den Ruhm des Landes bedeuten, 1918 die berüchtigte Wilsonsche A-Karte erhalten hätten, durch die die "echten" Elsässer von den "Hergeloffenen" unterschieden werden sollten. Schongauer und Grünewald, Fischart und Moscherosch, Schöpflin und Blessig, und mit ihnen unzählige andere waren in diesem Sinne "Schwoche". Straßburg zumal zeigt ein ungeheures Aussterben der ansässigen Geschlechter.

Keiner der in der Stadt ansässig gebliebenen Familien des Patriziates blüht länger als vier Jahrhunderte. Keiner der Namen, die 1681 beim Raube der Stadt durch Ludwig XIV. etwas gelten, spielt noch 1871 beim Rückfall an das Reich eine Rolle. Aber die Landschaft hat eine wunderbare Gewalt, die Zugezogenen einzuschmelzen und sich anzugleichen. In der zweiten Geschlechterfolge spätestens sind sie gute Elsässer. Nach 1870 galt das Wort: "Bei den wildesten Protestlern muß man immer fragen, wo ihre Wiege jenseits des Rheines gestanden hat", und dabei machte es keinen Unterschied, ob einer den urkeltischen Namen Wetterlé oder Koeblé führte.

Schließlich schafft auch die überaus unruhige, blutige Geschichte des Grenz- und Durchzugslandes eine besondere Einheit der Einwohner. Seit Burgund und Lothringen vom Reiche nicht gehalten werden konnten, war man Grenzmark. Es war ein schönes Kaiserwort, als Maximilian sagte, wenn der Türke vor Wien und der Franzose vor Straßburg stünden, ließe er Wien im Stiche und eilte herbei, um Straßburg zu retten. Aber als dann General Montclar mit 35 000 Mann vor der Zollschanze stand und die wehrlose Stadt mit Mordbrand bedrohte, war der Kaiser weit und alle späteren Möglichkeiten, das Elsaß zurückzugewinnen, noch bis zu den Tagen, wo der elsässische kaiserliche Feldmarschall Dagobert Wurmser von Vendenheim die Weißenburger Linien genommen hatte und seine Panduren bis Wanzenau schwärmten, scheiterten an der schmählichen deutschen Uneinigkeit. Wohl, man hatte also die Freiheit verloren, aber noch waren die Franzosen zu klug, das Volkstum anzutasten. Man war französische Garnison, aber die Besatzungstruppen waren zumeist deutsche Fremdenlegionäre, und deutsche Fürsten, deutsche Adelige machten sich eine Ehre daraus, sie im französischen Solde zu kommandieren. Ein volles Jahrhundert genoß man Frieden und Ruhe, und das Wirtschaftsleben blühte auf, zumal in dieser Hinsicht nichts geändert war und man bis zur Revolution Frankreich gegenüber Zoll-Ausland blieb. Nur allmählich begann man sich auseinander zu leben, dem Mutterstamme zu entfremden, wie es die Schweiz und die Niederlande vorgemacht hatten. Man versank in provinzlerischer Enge, in einer gepflegten, selbstzufriedenen, sinnlichen Spießbürgerkultur. Konnte man der Welt keine großen Geister mehr schenken, so mußte die Gänseleberpastete als Sinnbild der elsässischen Leistung genügen.

Und da im Zusammenhang mit der französischen Entwicklung ausschließlich eine dünne Schicht des gesättigten Bürgertums den Ton angab, so war die Begegnung mürrisch, als der **Frankfurter Friede** endlich das Unrecht von 1681 vorläufig wieder gut machte. Die Umstellung war auch recht unbequem, denn im Wettbewerb fiel jener Überschuß deutscher Schaffigkeit und Rührigkeit weg, durch welchen man sich den Franzosen gegenüber überlegen gefühlt hatte. Dann aber begann das junge Elsaß zu erwachen. Es regte sich im Schrifttum, mit Friedrich Lienhard erstand der reinste Idealist unter den deutschen Dichtern der Gegenwart; Kunst, Kunstgewerbe, Musik, sie alle waren in ein stürmisches Frühlingsknospen eingetreten; mit der neuen Straßburger Universität war ein weithin strahlendes Licht entzündet, und abermals schien das Elsaß das wegweisende deutsche Land zu werden, welches es im Humanistenzeitalter gewesen war - da zerriß das **Versailler Diktat** noch einmal die frisch austreibenden Wurzeln mit jäher Hand. Was sich weiter entwickeln wird, das liegt in der Zukunft Schoße, das ist ebenso sehr elsässisches wie deutsches Schicksal. Vorläufig ist das Elsaß Aufmarschglacis für die waffenstarrendste Armee, die jemals die Welt erlebt hat. **Aperta Gallis Germania!** so lange der Franzose seine Rosse im Rhein tränkt. Im Waffenlager aber schweigen die Musen. Nur Marketender und kleine Geschäftemacher sind dort geduldet, wo jetzt Marokkaner und Senegalesen im Schatten des deutschesten Münsters Schildwache stehen.

Scharf abgesetzt erscheint die weite, flachhügelige, aber an Wäldern und Seen reiche **Lothringer Platte** gegen das Berg- und Talland Elsaß. Aber die Übergänge und Verwachsungen verbinden beide enger, als es auf den ersten Blick erscheint. Der Deutschlothringer ist fränkischen Stammes wie der Pfälzer, der Luxemburger und der Moselpreuße. Derselbe fränkische Stamm reicht aber im Norden bis zum Hagenauer Forst auch in das Elsaß hinein. Das sogenannte Krumme Elsaß ist geschichtlich lothringischer, landschaftlich vogesisch-elsässischer Boden. Das lothringer Dorf und die lothringer Ferme, der Einzelhof, aus niederen, breitbedachten Bruchsteinbauten im Gegensatze

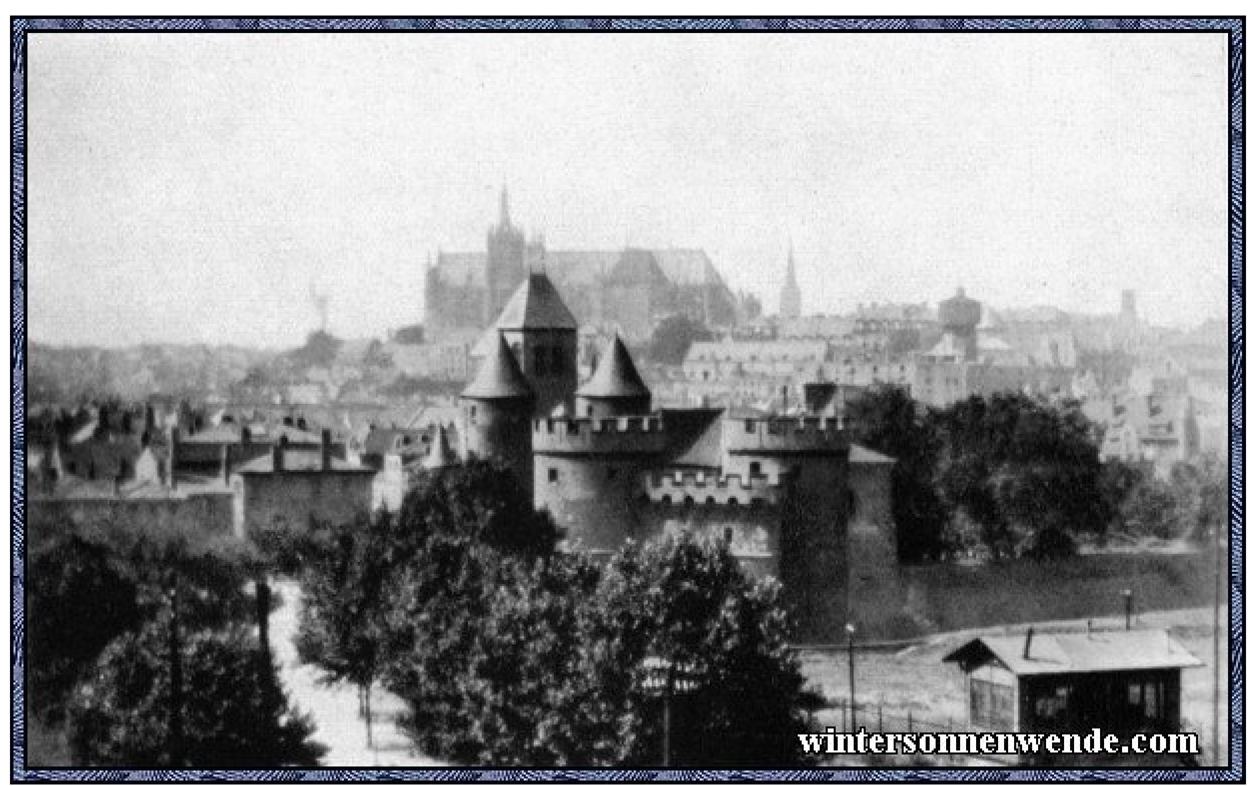
zum alemannisch-fränkischen heiteren Fachwerkhaus bestehend, dringt von Südlothringen her über den Vogesenkamm vor bis auf die elsässischen Hochweiden oder Almen, die hier Wasen genannt werden und mit zahlreichen Alpenblumen geschmückt sind; die lothringische Hofanlage überschreitet sogar dieses Gebiet, wo im Sommer der berühmte Münsterkäse bereitet wird und im Winter der Skisport im Schwange ist, weiter nach Osten und dringt ziemlich tief in einzelne der elsässischen Täler ein.

Bis in dieses Zwischengebiet hinein macht sich eine andere Eigentümlichkeit Lothringens geltend, die sich daraus erklärt, daß dieses Land in noch viel schlimmerer Weise als das Elsaß unter den Kriegsgreueln der Vergangenheit gelitten hat. Wie die Franzosen in Lothringen, ehe sie so weit waren, auch dieses Gebiet sich einzuverleiben, bei ihren ungezählten Einfällen gehaust haben, das ersieht man noch heute mit Grausen aus den zeitgenössischen Kupferstichen des Lothringer Meisters Callot. Ganze Dörfer sind spurlos verschwunden, große Landstriche waren entvölkert und öde bis auf den letzten Mann und mußten neu besiedelt werden. Durch das Einwandern von innerfranzösischen Bauern hat sich in Lothringen die sonst seit undenkbaren Zeiten unverrückbare Sprachgrenze nach dem Reiche hin verschoben. In dem genannten Zwischengebiet aber, im Steintal und im Lebertal, wurden des damaligen Erzbergbaues halber Bergleute aus Sachsen und Mitteldeutschland herangezogen. Die behielten bis in unsere Zeit hinein ihre alte deutsche Knappentracht bei festlichen Umzügen. Indessen verloren sie die angestammte Sprache und reden jetzt jenes seltsame, altertümliche romanische Patois, das sich in einigen Hochtälern erhalten hat und welches nur der versteht, der damit aufgewachsen ist.

Alle diese früheren Verschiebungen des Volkstums sind aber unwesentlich gegenüber der Entwicklung, in welche besonders der nordwestliche Teil Lothringens infolge des stürmischen Aufschwunges der Schwerindustrie im letzten Menschenalter hineingerissen worden ist. Wie im benachbarten Luxemburg und in Französisch-Flandern ist dort ortschaftenweise die ursprüngliche Einwohnerschaft völlig in die Minderheit gedrängt durch Slowaken, Italiener, Kroaten, Polen, Ruthenen, die hier gemischt und unvermischt nebeneinander wohnen und arbeiten. Noch stärker empfängt man den Eindruck dieses Völkerbreies im benachbarten französischen Minette-Gebiet, aber das ist ziemlich ungeschichtliches Land. Kein Volk der Erde hat ihm Sehnsuchtslieder gedichtet, wie sie dem Elsaß und Lothringen gesungen werden. Seit sie bekannt geworden sind, haben diese Minette-Ortsnamen nur auf dem internationalen Kurszettel Geltung gehabt, und mancher Lothringer schaut mit banger Sorge in diesen Winkel seiner Heimat, wo die Schornsteine am Tage den Himmel verdunkeln und die Hochöfen ihn nachts rot erleuchten.

Aber von dem Gelde, welches da gemacht wird, kommt schon dem nahen **Metz** weniger zu gute. Viel schneller noch als Straßburg ist die alte Bischofsstadt von dem großen Schwung, mit dem die deutsche Zeit ihre verwitterten Gassen verjüngt und ihre Kramläden und Garküchen zu modernen europäischen Sehenswürdigkeiten umgemodelt hatte, wieder zurückgesunken in den Dornröschenschlaf, dem sie verfallen war, seit der Reichtum ihrer Bürger die französische Begehrlichkeit auch hier, einhundertdreißig Jahre, ehe Straßburg erlag, zu einem wohlgeglückten Raubüberfall aufgereizt hatte. Auch hier ist der Traum, der durch das engere Zusammenwachsen mit dem Verkehr, der Wirtschaft und dem Geistesleben des Rhein- und Ruhrgebietes schon in nahe Erfüllung gerückt war, vorläufig ausgeträumt.

Allerdings haben die Lothringer den Franzosen eine Überraschung bereitet. Sie, die sich in deutscher Zeit viel williger einfügten als die hartköpfigen Elsässer, haben die Verteidigung der bedrohten Heimatrechte nicht weniger mutig aufgenommen und daraus ist unversehens eine gemeinsame Front entstanden. Elsässer und Lothringer fühlen sich abermals durch geschichtliches Erleben zusammengeschweißt. Eine elsaß-lothringische Frage bestand 1914 nicht mehr. Frankreich hat sie aufgeworfen. Und seit 1918 gibt es wieder eine elsaß-lothringische Frage, mit unglücklichem Ungeschick hat Frankreich seither nur versucht, sie zu verschärfen und gewaltsam



Blick auf Metz. *Im Vordergrund das Deutsche Tor.*

totzuschweigen. Und doch weiß gerade Frankreich am besten, daß eine ehrliche Lösung dieser Frage nur bis zu dem Tage aufschiebbar ist, wo man versuchen wird, das Diktat der Bajonette durch einen wirklichen Frieden zu ersetzen, der hüben und drüben, und der vor allem in Elsaß-Lothringen selbst alle bindet, die guten und redlichen Herzens sind!

Baden
Hermann Eris Busse

Vom Bodensee zum Main streckt sich das Badnerland, lang, schmal an das silberne Rheinband geschmiegt und dunkel gescheitelt durch den Zug des Schwarzwaldes und seiner Ausläufer. Alle landschaftlichen Stimmungen sind über die Oberfläche gebreitet, zwar in gartenhaft kleinräumiger Wirkung hier und da, doch in ihrer Gesamtheit so wechselvoll, so kühn zusammengestellt, daß man sie als Musterkarte der Schöpfung bezeichnen könnte. Schon in grauer Vorzeit muß das Gebiet zur Besiedlung gereizt haben, zur Ausbeutung seines Reichtums, denn heiße, landgierige Völkerkämpfe fanden statt um seinen Besitz. Nach den bergbaukundigen Kelten setzten sich die eroberungssüchtigen Römer im Schwarzwald und in der Rheinebene fest, unterjochten und verdrängten die starken keltischen Stämme und blieben 200 Jahre Herren dieses Gebietes. Römische Kultur machte sich mit Eifer das Land zunutze. Die Schätze der Berge, die Fruchtbarkeit der Ebene, der Wasserreichtum der Flußtäler und die Heilwirkung der heißen Quellen waren verlockend genug zur Seßhaftigkeit. Bequeme Villen, schöne Straßen, Festungen, Theater und Thermen entstanden. Der Römer war wohl im Einwurzeln begriffen, als die Völkerwanderung ihren merkwürdigen Zug nach Süden einschlug. Da überfluteten die Alemannen den Limes und brachen mit wilder Kraft unaufhaltsam ins Land. Sie scheuchten alles Römische über die Alpen zurück und nisteten sich ein so fest und wehrhaft, daß es den nachflutenden Franken nicht gelang, sie weiter als bis zur Oos ungefähr zurückzudrängen. Beide Stämme bewohnen seit dieser Zeit das Gebiet, das Grenzland Baden, das im Umriß die Form eines eleganten Reiterstiefels zeigt. Alemannen und Franken sind in ihrer Eigenart so verschieden, daß ihre Vereinigung unter eine Herrschaft ein Experiment schien, als Napoleons I. mächtige Herrschergebärde sie zu einem Staat endgültig

zusammenschmolz. Die Geschichte, nothafte Zeit, begünstigte den Zusammenschluß der kleinen Staaten, sie fühlten sich stärker und in erster Linie als Deutsche. Vielleicht waren es auch gerade die Gegensätze des Temperaments, die die beiden Stämme zu einer Einheit ohne große Reibungen zusammenschweißte. Zugleich störten sie einander auch nicht in ihren täglichen Interessenkreisen, ja sie arbeiteten Hand in Hand, durch die landschaftlich bedingten Lebensverhältnisse dazu gezwungen.



Der Schwarzwald. *Blick vom Hochkopf.*

Im Laufe der Zeit wirkte die Landschaft so tief auf ihre Bewohner ein, daß sich selbst innerhalb der Stämme besondere Charakterzüge herausbildeten. Die **Schwarzwälder Alemannen**, die als bäuerliches Volk einsam auf den dunklen Bergen leben und Ackerbau treiben und reiche Viehzucht auf den würzigen Bergweiden, haben ein ernstes, verschlossenes Wesen. Sie wohnen oft weit von der Bahnlinie weg in kleinen, zusammengedrängten Gemeinden rund um eine Kirche herum. Die Großbauern sitzen meist stundenweit entfernt auf Einödshöfen, auf Zinken und in Talmulden. Das Land ringsum gehört ihnen, reiche Tannenwaldungen, wenig Ackerland und ausgedehntes, kurzgrasiges Weideland. Von Pfingsten bis zum ersten Schnee klingt das Geläut der Herdenglocken durch die Luft. An altem Brauch hält der Bauer fest, feiert gern, eher jedoch mit herber, zäher als mit übermütiger Freudigkeit. Er lebt karg und eintönig, spricht wenig, grübelt und sinniert viel in sich hinein, namentlich über Religionsdinge. Merkwürdig ist der kaufmännische Sinn des Schwarzwälders, er handelt, und sei es auch nur ein Tauschhandel, mit Vieh und Tauben. Die langen Winterabende verlockten ihn früh schon zu allerlei Basteleien. Er flocht Stroh zu Hüten, malte Trögle und Glasbilder, am liebsten schnitzte er Gegenstände für den täglichen Gebrauch. So entstand die Schwarzwälder Holzindustrie, die ganze Schneflergemeinden beschäftigte. Als ein echter Bastler eine im Ausland gesehene Uhr nacherfand, wurde der Grund zu einem Handel gelegt, der die ganze Welt eroberte. Wohlstand kam dadurch in die wenigen Städte und Gemeinden des Waldes, nach Furtwangen, Triberg, Hornberg, Lenzkirch, Neustadt, St. Georgen u. a. m.

Das Urbauerntum ist auf den Höhen bis heute noch kaum angetastet worden. Sie tragen noch ihre Tracht, wenigstens die Frauen, sie haben patriarchalische Familienverwaltungen, sie heiraten - oft schon in der Wiege versprochen - wie die Fürsten. Die Notzeit greift jedoch auch hier die sachliche wie die seelische Substanz an. Schwarzwaldhöfe sind ein Stück der Landschaft, mit Stroh- oder Schindeldächern wie mit ungeheuren Hauben bedeckt, an Berglehnen errichtet, wind- und schneegeschützt. Traumhaft liegt das Tal mit braungoldig sprudelndem Bach zu ihren Füßen, ernst und steil ragt der Wald hinter ihnen empor. Von seinem hohen Kamm aus sieht man ringsum das gewaltig zusammengeschobene Heer tiefdunkler Bergrücken, darüber wie Wächter ragen Feldberg, Belchen, Blauen, Herzogenhorn. An klaren Tagen gleißen im Süden die Gletscherzacken der Schweizer Alpenkette in den Horizont. In Mulden, feierlich von straffem Forst umstanden, liegen die Bergseen: Feldsee, Schluchsee, Titisee, Mummelsee, die unergründlich tief erscheinen, und um die der Volksmund dämonische Geschichten bewahrt und schwermütige Sagen. Im kärgsten Teil des südlichen Schwarzwaldes, gegen den Rhein zu, hausen die Hotzen oder Hauensteiner, ein starkes, starres Volk, das durch seine Salpeterkriege bekannt wurde. Durch Heimarbeit am Webstuhl verdient der Hotze seinen Unterhalt, denn der hohe Wald ist dort unwirtlich wild, gegen den Rhein hin von den engen romantischen Schluchten der Alb, Wehra, Wutach, Steina und Schlücht durchrissen. Diese Landschaft erzog ihre Siedler zu windverharschten Wetterkiefern, die zäh und

unbeugsam allem trotzen, was gegen sie ist. Der südliche Hochschwarzwald geht im Osthang gemach in die Hochebene der Baar über, die Landschaft mit den Städten Donaueschingen und Villingen, ein reiches Kornland in guten Jahren, im langen Winter aber allzu rauhen Ostwinden ausgesetzt, bitter kalt und im Sommer oft katastrophal wasserarm. Die Baar, die Wiege der Donau, hütet heimliche Schönheiten, wenn im Lenz, der rasch einzieht und rasch im Sommer aufgeht, die duftigen Stimmungen über der Wasserburg Pfohren, über wildentenreichem Bachnetz ruhen. Der Baaremer sagt selbst von seinem Land, es sei drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt. Aber er ist sonst kein mürrischer Kauz, sondern ein aufrechter, hochgewachsener Bauer, still und herb wie sein Land, an Festen von ausgelassener Fröhlichkeit. Fastnacht spielt im Volksleben eine große Rolle, besonders in Villingen. Da läßt der Baaremer seiner Lust an treffendem Spott die Zügel schießen.



***Fastnacht im Schwarzwald.** In Villingen wird der "Narro mit dem Holzschwert" gefeiert.*

Je nördlicher der Schwarzwald zieht, um so lichter wird sein Charakter. Das Kniebis- und Hornisgrindegebiet und die Badnerhöhe zeigen nochmals kräftig geformte Gebirgsmassive, dann läuft er in das Hügelland hinein und zugleich in fränkisches Land.

Das Volk in der Ebene ist durchweg beweglicher, körperlich und geistig. Die Heiterkeit der fruchtbaren Landstriche längs des Rheins und an den Ufern des **Bodensees** wächst dem Bewohner ins Blut. Die weite Fläche des schwäbischen Meeres mit den lebhaften Farben über dem Wasser, den wechselnden Stimmungen von ruhigem, sonnbestrahltem Spiegel zu übermütig tänzelndem Wellenspiel, zu sehnsüchtig verschleierter Luft oder zu kräftig aufgewühlten Schaumkämmen zeigen dem Seehafen geschöntes Symbol des Lebens. Ein Segel schwimmt am Horizont, er träumt ihm nach. Eine Möwenschar kreischt wonnig über einem Schwarm Laugelegumper, er bewundert ihren Flug. Ein Dampfschiff bringt Fremde, er freut sich des Gewinns, der verhältnismäßig leicht in seine Tasche rollt. An den Hängen blüht der Wein und macht ihn übermütig. Der Bewohner des Bodensees hat in vielem Ähnlichkeit mit dem Italiener der Lombardei; er ist gemessen temperamentvoll, kaufmännisch klug und vor allem ein Freund des gleichmäßig heiteren Lebensgenusses. Ein Schuß schweizerischer Bürgerlichkeit gibt namentlich dem Konstanzer die gewisse ansehnliche Grandezza. Zugleich mißt der Seehase gern seine Spottlust an den Schwächen des lieben Nächsten, oft an ganzen Ortschaften. Was müssen allein die Sipplinger über sich ergehen lassen wegen ihres sauren Weines. Am besten geschliffen scheinen die Überlinger und Meersburger Zungen zu sein, kein Wunder, da doch der herbe Seewein sie würzt. Ist der Baaremer bei seiner Fastnacht schon aus seinem Alltagsrock geschlüpft, so fahren die Überlinger und die anderen Seebewohner aus der Haut vor Übermut. Sie tollen schier acht Tage lang, und am Aschermittwoch gehen sie zum Schneckenessen. In den Gäßchen wird es dann still, der Spuk ist verschwunden. Der bleiche Mond wirft silberne Bänder über den See, aschgrau ragt die Meersburg; auf vorspringender Zinne buckelt sich ein großer schwarzer Kater. Föhn bläst brodelnd die Seestraße entlang, und frischgeflickte Fischnetze zum Felchenfang wehen wie Gespenster über den Gartenzäunen.

Der **Hegau** grenzt an den See. Gleich hinter der alten Hafenstadt, dem stolzen Radolfzell stülpen sich aus leicht gewellter Erdoberfläche unvermittelt Berge auf wie Blasen aus kochendem Brei: Hohentwiel, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohenhöwen und Mägdeberg. Sie sind vulkanischen Ursprungs. Ihre Basaltkegel tragen Ruinen von trutzigen Burgen, wehrhafte Ritter wohnten da und ritterliche Minnesänger. Der Hegauer liebt sein Land, am meisten seine sonderbar steilen Berge, die nur von einer Seite bestiegen werden können. Er liebt sie um so mehr, als er sich neuerdings kräftig um sie wehren muß, denn Steinbruchbetriebe tragen sie buchstäblich ab. Im Grunde gleicht der Hegauer dem Seehasen, nur ist er vielleicht ernster. Er nennt sein Land mit Stolz auch Scheffelland und verehrt den Dichter und Lobpreiser des Heimatgaues und des edlen Hohentwiel so wie der Markgräfler seinen Hebel, der Kinzigtäler seinen Hansjakob, der Pfälzer seinen Nadler.

Der Markgräfler wohnt im **Rheinknie**. Er ist neben dem Hotzen der heute noch urigste Alemanne, und seine Mundart wurde durch Johann Peter Hebel klassisch und wird durch Hermann Burte neu geweckt. Rebland, Webland, Waldland umschließt die obere Markgrafschaft. Rebland an den geschützten, sonnigen Westhängen des Schwarzwaldes, Webland im Tal der Wiese, wo die hohen Schornsteine ragen, Waldland, wo die Trabanten des Feldbergs und des Blauen gehügelt ruhen. Der Markgräfler ist von Grund auf ein starker, großer Menschenschlag, geistig sehr rege. Selbstherrlich und selbstbewußt geht er durch die Geschichte. Er hat viel Brandschatzungen, Kriegsnöte mitmachen müssen, wie alle Völker längs des umstrittenen, uralten Kulturgebietes am Rhein. Reichtum und Fruchtbarkeit der Scholle boten dem Markgräfler immer wieder die Möglichkeit eines raschen Wiederaufblühens. Er hängt mit Seele und Sinnen an der schönen Heimat, er besingt sie gern in mundartlichen Reimen, und es gibt wohl überhaupt keine badische Landschaft, die so oft und selbst von einfachen Rebbauern in der "Muettersproch" gefeiert wird. Sie sind zumeist Lyriker mit tiefem religiösem Einschlag, protestantisch im Gegensatz zum überwiegend katholischen Seehasen, dessen Konstanzer altes Bistum mit den großen Konzilien ehrwürdig geschichtlich noch den dortigen Geist beherrscht. Der Markgräfler, sonst heiteren, auch kampflustigen Gemüts, ist sehr überlieferungstreu, ein gut geprägter Stammestyp. Daher kommt auch wie beim Wäldler das Festhalten am alten Brauch, am "Fasnetfüür" und "Scheibenschlagen" zum Beispiel und an der Frauentracht, vorab der Hörnerkappe oder Flügelhaube, die weit langsamer schwindet als im Mittel- und Unterland. Die Nachbarschaft des noch weniger biegsamen Schweizer Alemannen hat wohl viel Einfluß auf die Reinhaltung des Volkstums von fremdem Wesen.

An die obere Markgrafschaft schließt sich der **Breisgau**, der "preißliche Gaue" an. Ihn beherrscht **Freiburg**, die Stadt mit dem gotischen Münster, der Herrlichkeit eines Erzbischofssitzes und der bedeutenden Wirksamkeit der Universität. Freiburg liegt am Eingang einer der merkwürdigen Einbuchtungen der Rheinebene in den Schwarzwald, die an ihrem Ausgang mit Emmendingen schließt. In solch einer sanft gehügelten Bucht liegt auch wie eine hohe Insel der Kaiserstuhl, das vulkanisch emporgeworfene Gebirge, dessen höchste Erhebung 557 Meter ü. M. liegt. Auf Lößterrassen gedeiht der Wein feurig und edel. Seltene Pflanzen und Tiere leben dort: schöne Knabenkräuter, riesige Smaragdeidechsen. Zur Zeit der Obstbaumblüte wogt über die Hänge ein einziges Meer schneeiger Kirschblütenpracht. Breisach, ehemals "das Ruhekissen des heiligen deutschen Reiches", liegt auf steilem Fels, am südlichen Ende des Gebirges, und auf Felshöhen dem Rhein entlang ruhen die Burgruine des Lazarus Schwendi, über Burkheim, dem alten Städtchen, die steile Sponeckburg, heute in Künstlerbesitz, von der man in märchenhaft verträumte, schwermütige Rheinwasser und -wälder schaut, wo die Schnaken millionenweise geigen und Nachtigallenchöre hundertfach hallen, und dann die alte, sagenumwobene Ruine der Limburg, in deren Kemenate Rudolf von Habsburg geboren wurde. Am Kaiserstuhl finden sich Spuren ältester Besiedlung. Die Menschen haben ein seltsam heimlich glühendes Blut, man sagt, es käme vom Wein, der auf jäh erschöpftem Boden wächst, vulkanisch feurig. Daher sei der Kaiserstühler mitten im Fröhlichsein oder Stillsein aufspringend zornig und rasch.

Der Breisgau geht in die **Ortenau** über mit den Städten Lahr und Offenburg. Dieser Gau ist

gleichfalls als Rheinland zwischen Strom und Schwarzwald geschichtlich bewegtes Gebiet, dessen Not im Dreißigjährigen Krieg uns Christof von Grimmelshausen im Simplizissimus schilderte, und dessen 48er Jahre Heinrich Hansjakob in seinen Erzählungen erstehen läßt, namentlich in der Geschichte des Bauernfürsten Andreas Harter, des "Vogtsburen" von Haslach. Vom Schwarzwald herab eilen viele Flüsse dem Rhein zu, wild und unbändig tollen sie über Gebirgsblöcke, zackiges Felsgestein, bilden Wasserfälle und Staubkaskaden, bis sie in die Rheinebene kommen. Dann fließen sie gemächlich, zuweilen wie zögernd in großen Windungen in den Strom. Auf größeren Flüssen trieben früher in mächtigen Flößen die Bauern und Holzherren kräftige Stämme in den Rhein und hinab zu den großen Schiffsbauwerften nach Holland. Von den Schwarzwälder Flößern, einem eigenartigen stolzen, wortkargen, kühnen Mannesstamme, gehen heute noch viele Geschichten im Volk um. Die Kinzig wurde besonders zum Floßverkehr ausgenützt. Die Flößerzunft war wohlhabend und geachtet, mehr noch die der Holzherren in den Städtchen Wolfach, Hausach, Haslach u. a., und die Bauern mit ihren riesigen Waldungen herrschten mit fürstlicher Selbstherrlichkeit auf ihren weltentlegenen Höfen. Der Stolz ehemaliger Geltung steckt noch heute in den Kinzigtälern. Dort ziehen selbst die Männer noch zuweilen ihre schöne Tracht an mit der roten Weste und dem langen Schoßrock.

In der Ebene werden Handelspflanzen angebaut, viel Tabak, vorab im Hanauerland, um die Brückenstadt Kehl. Die Leute haben kaufmännischen Geist; der durch den genialen Ingenieur Tulla in seiner Schiffbarkeit geregelte Rheinstrom lockert die Seßhaftigkeit des zähen Volkstums auf. Fremdes gewinnt Einfluß, immer mehr schleift sich Alemannisch-Urtümliches ab. Getreide- und Obstbau gehen Hand in Hand mit schwunghaftem Handel, die "Bühler Zwetschgen" eroberten sich gar die Welt.



Blick auf Baden-Baden.

Das Hanauerland am Rhein mit seinem lebensfreudigen, hochgewachsenen alemannischen Bauernstamm richtet sich nach dem mahnenden Zeigefinger des Straßburger Münsters, dem westlichen Wahrzeichen der deutschen Seele, wie überhaupt Straßburg selbst das A und O der

Ortenauer war.

An der nördlichen Grenze der Ortenau beginnt schon der fränkische Einfluß, mehr aber eigentlich der Einfluß der großen Städte wirksam zu werden. Die Badeorte des Kniebisgebietes mit ihrem wechselnden Publikum, vor allem aber die Weltkurstadt Baden-Baden, ziehen so viel Fremdes in ihren Bereich, daß das wesentliche Volkstum von Generation zu Generation mehr schwindet.

Das schöne, wilde **Murgtal** im letzten Glied des badischen Schwarzwaldes trennt geographisch die Alemannen von den Franken. In den spärlichen Siedlungen um die Hornisgrinde herum wohnen noch echte Schwarzwälder Eigenbrötler, freilich mehr schwäbischen Einschlags. Aber in den Ortschaften der Ebene vor Baden-Baden beginnt die Eigenbrötlerei rasch abzunehmen. Große wohlhabende Dörfer, zahlreich besiedelt, die zum größten Teil aus echter Bauernschaft bestehen, reihen sich schmuck aneinander. Die saftige, satte Scholle nährt gut. Der Bauer handelt mit seinen Erträgnissen in den Städten Baden-Baden, Rastatt bis Karlsruhe und Mannheim hinunter. Die Felder sind sorgfältig bebaut. Fabriken unterbrechen die köstliche Stimmung über dem gesegneten Land am Rhein. Leichtlebiger ist der Menschenschlag als auf den Schwarzwaldhöhen. Das bringt die Landschaft mit sich. Das lebhafte Temperament des Franken bricht aber erst hinter Karlsruhe rein auf. Die ruhige, stete Entwicklung dieser Gegend, vor allem der Residenz, unter der Fürsorge und Pflege der Markgrafen und Großherzöge, das sichere Auskommen, erzog die Leute dort zu behäbigen und stolzen Bürgern. Eine gewisse Bedachtsamkeit bei der Redseligkeit macht auch die Mundart breit und lässig. Sie paßt sich dem Wesen der Menschen an. Die Menschen sind ehrlich und offenherzig wie ihr Land, das keine verborgenen Schönheiten hat, sondern weit und klar ausgebreitet ist, das am östlichen Rande in liebliches Hügelland übergeht.



Alt-Heidelberg. *Der Ottheinrichs-Bau.1*

Je weiter man nach Norden kommt, um so lebendiger werden die Siedler. Die **Heidelberger**, die

sogenannten "Neckarschleimer", die Pfälzer "Krischer" lassen einem raschen, witzigen, oft spitzzüngigen Temperament die Zügel schießen. Ihre Sprache singt in seltsamem Rhythmus weich und behend. Sie sind geistvoll in gesellschaftlichem Sinne, d. h. an der Oberfläche der Dinge, doch allzeit hilfsbereit. Ihr rasches, eindrucksbuntes Erleben läßt ihnen keine Zeit. Sie schwärmen gern, sind schnell begeistert, leicht sentimental. Derber gestaltet ist dann schon der **Mannheimer**. Er steckt nicht mehr inmitten prachtvoller Landschaft, die sich im Neckartal mit vielen Burgruinen über rauschenden Wäldern romantisch gebärdet, er ist in die betriebsame Welt des Handels gestellt. Klug muß er sein, ja gerissen und schnell entschlossen. Er darf den Mund voll nehmen, daß man ihn hört, er muß laut sein, überredend. Seine Art kennt keine Gemächlichkeit. Er versteht das nicht. Langsame Leute hält er gern für dumm. Zu großem Lobe muß dem Mannheimer indessen seine kulturüberlieferte Liebe zu den Künsten gereichen, vorab zu Theater und Musik. Die Lebenslust des Franken am Rhein, des Pfälzers, ist unausschöpflich. Sie treibt zur ausgeprägtesten Geselligkeit in unzähligen Vereinen. Es ist immer etwas los.

Im nördlichen Baden erhebt sich nochmals ein Gebirgszug, der **Odenwald**. Er zerfällt in zwei gänzlich verschiedene Gebiete, den fruchtbaren Teil des Urgesteinbodens mit wechselvoller Landschaft, der gesegneten Bergstraße mit den Weinorten Schriesheim, Weinheim, und in das Gebiet des Buntsandsteins mit öden, kaum zum Feldbau fähigen Flächen, das oft auch steilhangig und zerklüftet abfällt. Es ist im Gegensatz zum fruchtbaren Odenwald karg besiedelt von den als bitterarm und eigenbrötlerisch bekannten Odenwälder Franken, die in manchem Wesenszug natürliche Ähnlichkeit mit dem Hochschwarzwälder, namentlich mit dem Hotzen haben.



Walldürn im Odenwald.

So wie sich an der Südgrenze Badens im Rheinknie das Alemannentum fast rein bewahrt, so stößt man auch im sogenannten badischen Hinterland auf urfränkische Stammesart im **Tauber-, Jagst- und Maingrund**. Der Ostfranke hatte unsäglich viel unter Kriegen zu leiden, da das Land fruchtbar war und gutes Kriegsgelände hatte. Das machte die Menschen scheu, vorsichtig, zurückhaltend, obgleich sie an sich heiterer, mitteilsamer Natur sind. Jahrhundertelange Plage formte jedoch die Seelen zu wägendem Ernste um. Ihr Sinn richtet sich vorwiegend auf die praktischen Lebensbedürfnisse, ihr ausgedehntes, ertragfähiges Ackerland erfordert fleißige Pflege. Es ist das Land des mäßig begüterten Bauern. Es gibt im Bauland, da es ein Bauernland ist, keine größeren Städte, aber gemütliche, biedermeierliche schmucke Amtsstädtchen. Mehr als sonst im Badischen, abgesehen vom Breisgau und den Bodenseegestaden, drang die christliche Kunst der Klöster und Fürstbischöfe ins Volk und seine Siedlungen. Das Frankenland ist ein Madonnenland. Das Zeitalter weltlicher und geistlicher Prunkliebe, das Barock, hat hier herrliche Beispiele überliefert. Neuerdings brachte dieses Land der idyllischen Kleinstädte - denken wir nur an Wertheim, Buchen, an Walldürn und Tauberbischofsheim - und der eigentlich jeglicher Kunst an sich fernstehenden Ackerbürger einige bedeutende Dichter hervor, von denen vor allem Wilhelm Weigand, Benno Rüttenauer und Adam Karillon genannt seien. Dieses badische Frankenland ist würzburgisch orientiert begreiflicherweise, es vermochte nur wenig an die westliche Kultur des Rheins anzuknüpfen. Es ist heute - unverdient - halbvergessenes Land fleißiger Bauern, bescheidener Handwerker, frommer Wallfahrer und doch so

unendlich reich an landschaftlichen Schönheiten wie an Gütern der Kunst.

Die Wanderung in allerdings großen Schritten durch die badischen Landschaften und ihre Bewohner wäre geschlossen. Es gäbe noch viel Wichtiges, Stichhaltiges zu berichten, aber das Wesentliche der Wechselwirkung von Land und Volkstum spielt sich in diesem Rahmen ab. Die Gliederung der badischen Welt kann zwar nicht fein genug sein, es gibt innerhalb der Landschaftstypen noch ungemein fesselnde Eigenschaften, die zugleich formend auf den Siedler wirken, etwa in den größeren Gebieten des Enz-, Pfinz-, Kraichgauer Hügellandes mit der z. T. schwäbisch beeinflußten, arbeitsamen, meist in der Industrie arbeitenden Bevölkerung, wie es in der herrlich gelegenen, weltbekannten Goldstadt Pforzheim der Fall ist, deren Bewohner alemannisch-schwäbischen Geblütes sind. Im Enz-Pfinzgau fallen die großen Dörfer auf, um die sich wohlgepflegte Ackerflur breitet und deren reiche Geflügelhaltung die Ortschaft heiter, fast wie Märchenbilder belebt.

Baden wird mit Recht der Paradiesgarten Deutschlands genannt, wenngleich es diese Schönheit bitter büßen mußte als Einfallsgebiet und Futterkrippe vieler Kriegsheere. Aber der Boden gab in ungehemmter Güte guten Ackergrund zu Brot, Metall zu Münzen, Wein zum Trunk, holz- und wildreiche Wälder, fischgründiges Gewässer. Der Mensch brauchte nur in solche Landschaft stark und gesund hineinzuwachsen.

Schwaben
Wilhelm von Scholz

Der Begriff "Schwaben" fällt in bezug auf Volk und Land nicht ganz mit seinem politischen Träger "Württemberg" zusammen. Er umfaßt, wie er geschichtlich durch die Jahrhunderte geworden ist und gewaltet hat, mehr: Stücke Badens, Teile des westlichen Bayerns, die sogar den Namen "Schwaben" tragen; er reicht in die deutsche Schweiz hinein. Schwaben und Alemannen waren ursprünglich nicht getrennt. Andererseits hat der Anteil des Staates Württemberg an fränkischem Stammland, Heilbronner Gegend, nichts mit dem eigentlich Schwäbischen zu tun.

Gustav Schwabs *Wanderungen durch Schwaben* - in der zu unserer Großväter Zeit berühmten Bücherreihe des *Malerischen und romantischen Deutschland* - gehen überall bedenkenlos über die Grenzen des eigentlichen Württemberg hinaus; hier bis Heidelberg und Freiburg im Breisgau, dort bis Lindau im Bodensee; Baden-Baden, das Murgtal, Badenweiler umfassen sie mit, ebenso das badische Triberg und den badischen Hegau, dessen Hauptkuppe, der Hohentwiel, allerdings eine württembergische Einsprengung in Baden ist.

Sehr gut aber faßt Schwab, der überhaupt ein Landschaftsbild, ja das Bild eines Landes zu vermitteln vermag, das Wesentliche seiner Stammes- und Namensheimat hier in die Sätze: "Den Kern Schwabens bildet eine theils von Hügelmassen besetzte, theils wellenförmig erhabene Landschaft, welche im Westen und im Südosten von höheren Stufen wie von Rändern eingefaßt ist. Die westlichste dieser Stufen, welche landeinwärts allmählich, einem glatten Dache gleich, gegen die Ebene sich herabsenkt, ist der Schwarzwald; die südöstliche, welche plötzlich und steil, wie ein jähes Dach, gegen dieselbe abfällt, ist die Alb. Zwischen beiden, dem Schwarzwald und der Alb, welche im Südwesten bis auf eine Meile einander nahe kommen, und nur noch durch die Breite des oberen Neckarthales von einander getrennt sind, dann aber schnell von einander sich abwenden, erweitert sich die Landschaft immer mehr gegen Nordosten bis zur Jaxt und hinaus bis zum Mainstrom. Der Schwarzwald selbst bildet mit seinem badischen Theile, nebst einem schmalen Streifen flachen Landes, die westliche Gränze Schwabens; die Alb durchzieht das Königreich

Württemberg von Südwest nach Nordost in die Quere. Jenseits derselben im Süden breitet sich eine zweite große Landschaft aus, welche zwar niedriger liegt als die Alb, aber höher als die erste, nördliche Ebene. Es ist dieß Oberschwabens Hochebene, welche von der Donau bis zum Bodensee an der südlichen Gränze Schwabens sich erstreckt."

Den Verfasser, der jetzt in einer neuen Schilderung ein Bild Schwabens zu geben versucht, macht eine tiefe Liebe zu diesem urdeutschen Lande befangen. Sie begann in seiner späteren Schulzeit am Schwäbischen Meere, wanderte den Neckar hinab, trank von den Höhen der Alb mit Jubel die gebreitete Landweite in sich, rastete in den schattig-kühlen Tannentälern des Schwarzwaldes. Dann lernte sie all diese Reichsstädte und Fürstensitze, Kirchen und Schlösser mit Staunen und Bewunderung kennen, die Schwaben so überreich, so eng gedrängt schmücken wie keinen anderen deutschen Gau - so daß Schwaben allein soviele Reichsstädte hatte wie das ganze übrige Deutschland zusammen.

So macht ihn Fülle des Gefühls bei diesem Thema fast zaghaft und verwirrt. Möge es ihm der Leser zugute halten und darauf vertrauen, daß er sich doch noch besinnen und an der Stelle seiner Ausführungen, die etwa dem Schwabenalter entsprechen würde, gescheit werden und zur Sache kommen wird. Und diese Sache soll ja nicht nur das Land Schwaben sein, sondern vor allem das Volk; und nicht das Volk im allgemeinen, sondern das kulturschaffende Volk, das die geistigen Schöpfer hervorbringt. Aber da ist es wieder nicht anders als bei dem Lande: auch da möchte er vor allem von seiner Liebe reden - und weiß doch nicht, ob Liebe eine gute Erzählerin ist - von seiner Liebe schon zu den ältesten Schwaben, die geistig hervorragten, zu den alten Mönchen von Reichenau im Bodensee. Wenn nun auch diese frühen dichtenden und schreibenden, das Land rodenden und die Bevölkerung unterrichtenden Kleriker gewiß zum Teil Wahlschwaben, Wahlalemannen waren, wie es der Verfasser ist, so ist ihre Zuneigung zu ihrer schwäbisch-alemannischen Wahlheimat kaum minder groß und sicher bewußter gewesen als bei den Eingeborenen. Das fühlt man sofort, wenn man nur ein paar Strophen aus dem Heimwehgedicht des Walafrid Strabo vernimmt, der seine "Selige Insel" Reichenau, diese Perle im Schwäbischen Meere, so ansingt:

"Meine Tränen fließen, denk' ich,
wie mir einst so wohl gewesen,
da die Reichenau den Knaben
noch, die selige, Obdach gönnte.

Heilig mir allzeit und teuer,
Mutter du, geweiht den Heiligen,
ehrenwürdig-hochgepriesen,
frommer Brüder selige Insel.

Heilig du zum andern Male,
wo die hehre Gottesmutter
wird vor allem Volk verehrt,
nochmals tön' es: selige Insel!

Rings von Wassern wild umbrandet
stehst du fest, ein Fels der Liebe,
streuest weit und breit der Lehre
Samenkörner, selige Insel!"

(Übersetzt von Paul von Winterfeld.)

Wir haben heute in unserem dicht besiedelten Deutschland kein Gefühl mehr dafür, was so ein

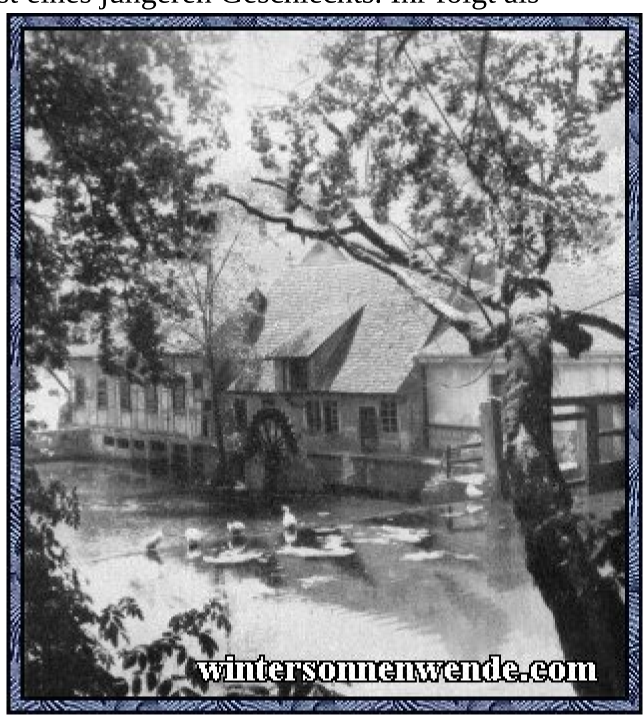
ehrwürdiger alter Gottesmann in den Ausruf "Selige Insel" alles hineinpreßte! Diese selige Insel war ein Obdach, ein Haus, ein Herd inmitten von wenig befahrenem, an den Ufern versumpftem See, von unwegsamem Wald, schroffem Gebirge und brückenlosen Flüssen. Wildes Getier, Bären, Wölfe, Schlangen, und mehr als rauhe Ureinwohner drängten die Kulturmenschen in die spärlichen Ansiedelungen zusammen, Klöster oder befestigte Dörfer, und hielten sie an die wenigen alten Römerstraßen gebunden, die von Süden nach Norden das Land durchzogen.

Eine solche Straße führte von den einstigen Castellen an See und Rhein die Waldschluchten hinauf bis nach dem heutigen Rottweil, wohin die Römer viel Lebensbehaglichkeit, ja Luxus ihres lichteren Südens mit hinaufgebracht hatten. Leicht können wir uns zu dem schönen erhaltenen Mosaikfußboden mit dem Orpheus eines römischen Bades und den Werken künstlerischer Tonbrennkunst dort das übrige Bild des damaligen Lebens in dieser Römerniederlassung ergänzen - eines Lebens, das aus der Kultur Schwabens nicht wegzudenken ist.



Meersburg am Bodensee.

Mit der Keramik übrigens brachten die Römer den alten Sueven nichts völlig Neues. Schon von der jungsteinzeitlichen Kultur, wie sie etwa die Pfahlbauleute am Bodensee darstellen, an, beginnt die Töpferkunst als bodenständiges Gewerbe eine so bedeutende Rolle in Schwaben zu spielen, daß die Töpfereien geradezu zum Erkennungsmerkmal der einander folgenden Zeitalter werden. Zunächst gehen unverzierte Schöpf- und Vorratsgefäße, die ohne Standfläche gehängt oder in Halter gestellt werden mußten, aus der Hand dieser urtümlichen Kunstgewerbler hervor. Die Stichkeramik - Tiefstichreihen mit schraffierten geometrischen Motiven - ist die Kunst eines jüngeren Geschlechts. Ihr folgt als Auswirkung südlichen, südöstlichen Einflusses, den wandernde Händler vom Mittelmeer und aus Asien heraufbringen, die verwandlungsreichere Spiralkeramik, der sich später die sogenannte Schnurkeramik anschließt. Dann kommen die römischen Kunsttöpfer, finden im Zusammenhange dieser alten landeingesessenen Handwerksüberlieferung gewandte und geschickte Gesellen, bringen die Fülle lebendiger, spielender pflanzlicher und figürlicher Formen. Die Schüler bleiben nicht hinter den Lehrern zurück; ja es sieht nach manchen schönen Stücken im Rottweiler Museum fast so aus, als hätte sich eine selbständige römisch-schwäbische Töpferschule entwickelt.



Der "Blautopf" bei Blaubeuren.
Das Motiv der "Historie von der schönen Lau" von Eduard Mörike.

Solche in dem erdverbundenen Volke von Acker- und Weinbauern längst eingeheimateten ehemaligen Römercastelle mit ihrem weltlichen Nachleben der überwundenen Bringer fremder

Kultur; Klöster wie Reichenau, Maulbronn, Blaubeuren, Beuron mit dem geistigen und geistlichen Dasein; die ritterlich-kriegerischen Sitze der Nachfahren altgermanischer Grafen oder Herzöge - das waren die Stätten im alten Schwaben, in denen lange nach der Pfahlbauzeit das erste höhere Kulturleben sich regte und langsam, in einer jahrhundertelangen Entwickelung, zu einem Gesamtwesen zusammenwuchs.

Diese alte aus so getrennten Wurzeln gemeinsam erblühende schwäbische Kultur ist nun aber nicht etwas von den oberdeutschen Nachbargebieten - dem Rheinland und Elsaß oder der deutschen Schweiz und Österreich - grundsätzlich sehr Verschiedenes. Die Art des Lebens, der Entwickelung strich breiter in Gleichförmigkeit hin, als daß sich in der Gesamtheit des alemannisch-schwäbischen Gebietes scharfe Trennungs- und Unterscheidungslinien ziehen ließen. Und wenn wir an die Zeit denken, in der zum erstenmal aus den verschiedenartigen Wurzeln eine durchaus einheitliche Kultur mit herrlichen uns erhaltenen Denkmälern entstanden ist - die Zeit der Minnesinger, die romantische Bauzeit, die Zeit der Hohenstaufenkaiser - so dürfen wir keinen Augenblick übersehen, daß diese Epoche von Mitteldeutschland bis nach Italien und über den Wasgenwald hinüber nach Frankreich ein ausgesprochen Gemeinsames war. Aber wie die Kaiser dieser Epoche, eben die Hohenstaufen, Schwaben waren, so gehörte auch eine Reihe der vorzüglichsten Dichter demselben Stamme an - vielleicht die größte Zahl wirklicher Dichter, die damals überhaupt ein einzelner Volksstamm aufwies - und führt zum ersten Male zu der Erkenntnis, eine wie bedeutende und verbreitete dichterische Begabung unter den Sueven lebendig ist.

Das Gesamtbild der romanischen Stilepoche ist, ich wiederhole es, im ganzen frühmittelalterlichen Europa so einheitlich, daß von der herrlichen romanischen Bauzeit in Schwaben - ich nenne nur Alpirsbach, Denkendorf, Faurndau, Johanneskirche in Gmünd, Comburg, Maulbronn, Murrhardt, Sindelfingen - nicht als von etwas Abgesondertem zu sprechen ist. Aber in der lyrischen ritterlichen Dichtung gaben die schwäbischen Ritter den Ton an. Ohne das, was Schwabendichter zu ihr beigesteuert haben, wäre die wundervolle Frühblüte des Minnesangs nicht zu der Fülle und Schönheit gekommen, mit der sie uns noch heute beglückt.

Meinloh von Sevelingen (bei Alm), Kaiser Heinrich (VI.), der junge Konradin, der Hardegger, Burkhard von Hohenfels, der Schenke Konrad von Landegge und vor allem der als Liederdichter wie als Epiker gleich große Hartmann von Aue, der Sänger des "Armen Heinrich", sind einige der wichtigsten dieser adligen Sänger. Mit welcher Liebe sie an ihrem heimatlichen Schwaben hingen, das klingt uns am innigsten und schönsten aus dem Gedicht entgegen, in dem der Landegger, als Kämpfer im winterlichen Frankreich stehend, sich in die Heimat sehnt. Es klingt so gegenwärtig - nicht anders als etwa einer unserer deutschen Kämpfer sich in den langen Weltkriegswintern heimgesehnt haben mag:

"Immer muß ich denken,
wie's jetzt sei am Rhein
um den Bodensee,
ob da auch kein Sommer mehr.
Hier in Frankreich senken
Nebel sich ins Land mit trübem Schein,
und der Frost tut weh
bei der Seine, Aisne und dem Meer.
Diese Not hat's lang schon hier,
alle Freud' ist daran krank.
Aber Wonne, Vogelsang
ist in Schwaben, träumt es mir.
Dorthin sehn' ich mich
zu der Liebsten, die so minniglich.

Lieb und Glück und Gut
wünsch' ich der, die ich da meine.
Grüße bring' ich dar
tausend wohl und mehr.
Ich hab' Herz und Mut
ganz vereinet an die Eine.
Wo ich auch im Lande fahr',
lockt nicht Liebes mich. Mein Herz bleibt schwer.
Die viel Süße, Reine, die ich liebe, sie
zieret Schwabenland.
Hennegau, Brabant,
Flandern, Frankreich, Picardie
hat so Schönes nicht,
noch so lieblich Angesicht."

(Neudeutsch von Wilhelm von Scholz.)

Es gehört zu einem Bilde des mittelalterlichen Schwabens, diese Liederdichter, die freilich viel in Fahrt und Kreuzzügen von Hause fort waren, auf ihren waldumrauschten Burgen zu sehen. Frühling und Minne sangen sie und fast noch mehr als die Minne den Frühling. Wenn wir an die kohlenarmen Winter der Kriegs- und Nachkriegszeit denken, in denen jeder warme Tag ein Geschenk war, begreifen wir, wie diese Männer aus den kleinfenstrigen, dunklen, schlecht erleuchteten und schlecht beheizten Mauerkellern der Burgen sich in den Lenz und die Sonne hinaussehnten, wo für sie das Leben mit dem Frühling wieder freundlichere Gestalt annahm: da lockte sie die Jagd in Täler und auf Höhen, der Reihentanz auf die Blumenwiesen und die Liebesverschwiegenheit des dichten Laubes in die weiten Wälder.

Seltsamerweise war einer dieser Minnesänger ein Mönch, Heinrich Suso, der Prior des Konstanzer Inselklosters. Nicht als mystischer Offenbarer und Prediger gehört er in die Reihe dieser alten dichterisch begabten Schwaben, sondern als Sänger einer göttlichen Minne, der an Kraft der Innigkeit und des beschwingten Wortes seinen weltlichen Standesgenossen nichts nachgibt. Suso, der in Überlingen Geborene, ist eben Schwabe, und immer hat der schwäbische Volksstamm vor allem lyrische Dichter von Rang hervorgebracht, von den Minnesingern an bis zu Hölderlin und Mörike. Wie neben der Kunst auch das Volkslied in Schwaben eine uralte Heimat hat, das bedarf keines Hinweises. Uhlands große Sammlung deutscher Volkslieder ist des ein schöner Beweis.

Man ist versucht, wenn man in einem Volksstamm eine solche besondere Begabung entdeckt, nach ihrer Ursache zu forschen, zu fragen, ob die Geschichte, die der Stamm durchlebte, oder die Landschaft, in der er siedelt, etwa geeignet sind, sie hervorzurufen oder sie zu fördern. Zunächst ist ja gewiß, daß die schwäbische Landschaft mit ihrer großen Vielfältigkeit auf engem, engstem Raum eine Überfülle der verschiedensten Naturstimmungen bereitet und erweckt; und daß sie dabei doch überall - selbst auf einsamen hingelagerten, fast heideartig gedehnten Albhöhen und in tannendunklen sturzbachdurchrauschten Schwarzwaldtälern - genau so eine lyrische Stimmung auslöst wie am Bodensee, im romantischen Donau- oder im idyllischen Neckartal. Gewiß ist, daß die Vielfältigkeit dieser Landschaft in all ihrer Lieblichkeit dem Lyriker eine Fülle verschiedenster Bilder gibt. Wir erkennen es besonders bei Hölderlin, daß der Dichter alle Landschaften der deutschen Erde hier sehen und erleben kann, selbst die klassische Sehnsuchtslandschaft Griechenlands. In seinem schönen Gedicht "Die Teck" findet Hölderlin sogar das Heroisch-Große in der schwäbischen Natur und läßt es über das Liebliche emporwachsen.

Aber so sehr auch die schwäbische Landschaft die Lyrik fördert und unterstützt - zeugen kann landschaftliche Schönheit die Begabung in der Seele des Volkes doch wohl nicht. Und ich glaube, wir müssen es ohne Erklärung als ein Letztes nehmen, daß Schwaben nun einmal erfüllt ist von

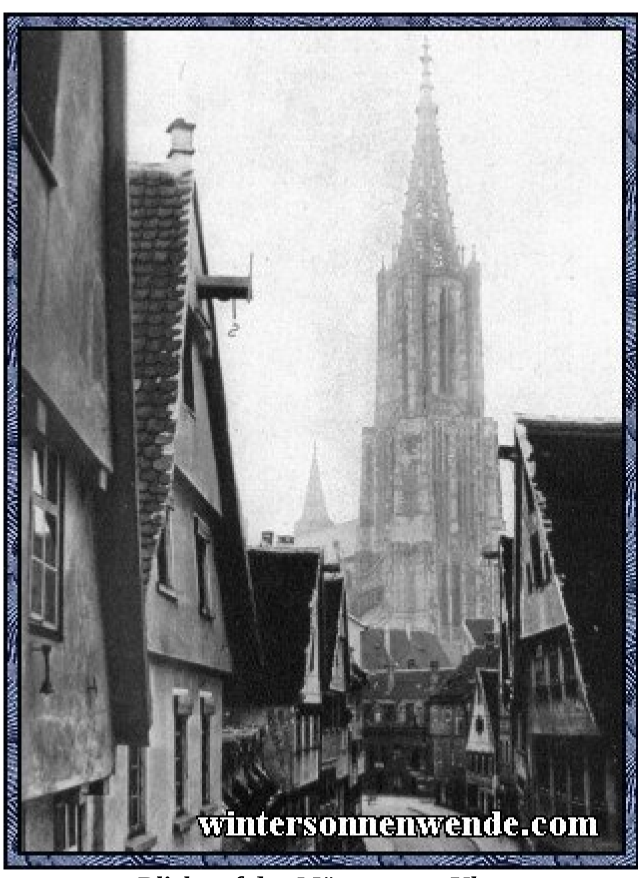


Die Halbinsel Wasserburg am Bodensee.

Lied und Lyrik; daß das besinnliche Wesen der Männer, die dem Sprichwort nach erst mit dem vierzigsten Jahre gescheit werden, ein langes, die Jugend durchdauerndes dichterisches Träumen ist, das eben Jahre braucht, um im irdisch-nüchternen Sinne zu praktischem Verstand zu kommen. Das macht die Schwaben empfindungs- und humorvoll, läßt sie zu phantasiereichen Erzählern werden und legt ihnen gute schlagende Sprichwörter in den Mund. Die schwäbischen Dichter haben immer



Schillers Geburtshaus in Marbach.



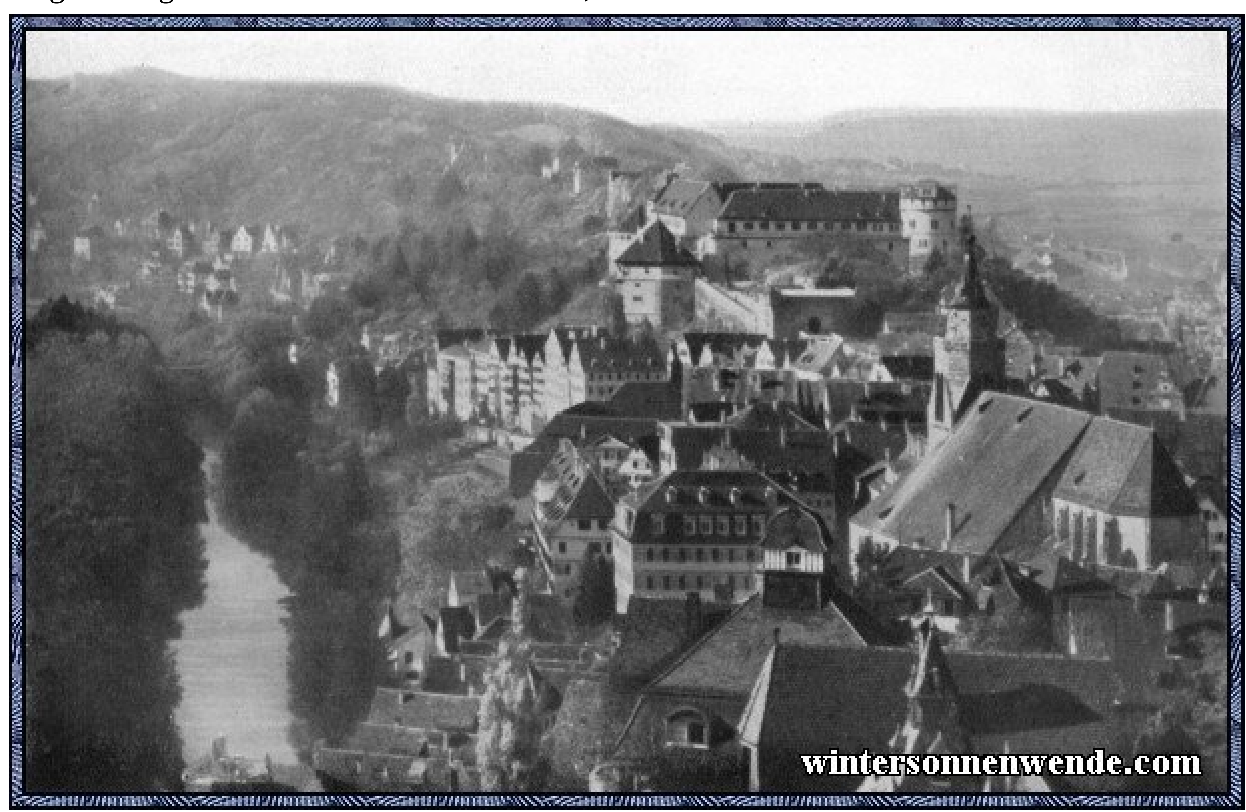
Blick auf das Münster von Ulm.

mitten in ihrem Volkstum gestanden, das wieder als Ganzes ein sinnendes, betrachtendes, gemütstiefes Verhältnis zum Leben hat - wie der Dichter.

Mir will scheinen, als ob auch die schwäbische Schule in den bildenden Künsten - Zeitblom, Syrlin, der unbekannte Meister des Hochaltars zu Blaubeuren und die anderen - ein verwandtes irgendwie als lyrisch zu bezeichnendes Lebensgefühl in sich trage und dem Beschauer mitteile. Aber freilich sind solche gefühlsmäßigen Feststellungen unbestimmt, zweifelhaft und anfechtbar. Wir stehen da auf festerem Grunde bei den Poeten, von denen einer, Hölderlin, zu den großen lyrischen Menschheitsdichtern gehört, wenn er auch vielleicht durchaus unübersetzbar ist und im wesentlichen nur von Deutschen gelesen wird, von Deutschen gesprochen werden kann, unter denen Mörike wie ein seliges Nachleuchten Goethes erscheint, während in Schubart die große herrlich aufrührerische Flamme zu brennen begann, die bei seinem jüngeren Zeitgenossen Schiller feurig lodernd ins Drama schlug und gleichzeitig das mächtige helle Strahlen des deutschen Idealismus entfachte. Uhland, Kerner, Schwab, Hauff, Vischer, Kurz - es ist eine Namenreihe von Rang, die der ersten Blütezeit schwäbischer Dichtung, den Minnesingern, nicht nachsteht.

Nur einer der schwäbischen Dichter, der in seiner Lebenszeit zu den allerersten Männern der Literatur gehörte und von dem auch jetzt noch namentlich seine Prosa verdiente, gelesen zu werden, ist uns Heutigen weniger gegenwärtig, und vor allem nicht, wie jene anderen, gerade als Schwabe bewußt. Denn er hat als literarische Erscheinung kaum einen ausgesprochenen Zug seiner Heimat bewahrt, und trotzdem er mehrere Stilperioden durchlief, lebt er für uns ganz von Grazie und Rokokoanmut umgeben: es ist Wieland, der aus Biberach im schwäbischen Allgäu stammt, aber für unser Gefühl nur in das Goethesche Weimar gehört.

Vielleicht muß man, um Schwaben - das natürlich heute zu seiner alteingesessenen Kultur auch ein wichtiges Industrieland geworden ist - zu kennen, einmal in einem seiner alten Städtchen eingekehrt sein: in dem gelehrten Tübingen - das mit seinen Gassen voller Fachwerkhäuser, seinem Schlosse, seinem Uferhöhenzug, seinen Weinbergen sich nicht anders ausnimmt als die anderen ungelehrten Städte Schwabens auch und viel bescheidener dreinschaut als das stolze Ulm mit seinem Münster oder gar Stuttgart mit neuem und altem Schloß, den vielen staatlichen Gebäuden und dem reichen



Tübingen.

Villenkranz auf seinen Höhen - oder in Eßlingen, in Gmünd, Ravensburg, Schorndorf, Reutlingen oder wo sonst immer.



***Die Weißenhof-Siedlung oberhalb Stuttgarts,** ein Beispiel moderner Siedlungsarchitektur.*

Ein Neckarstädtchen soll uns zu kurzem Besuch locken! Nach strengem langem Winter, der aus kaltem Himmelsgrau immer wieder wirbelnde Flockenscharen über die längst frühlingsbereite Erde sandte, sind plötzlich und unvermittelt die ersten sonnigwarmen Tage gekommen und leuchten grell über einem kahlen, nackten Lande. Sie haben den brachen Boden so schnell erwärmt wie die dürre kurze Grasnarbe, wie selbst den alten leblosen Steinkern, der da und dort aus der Erdkrume hervorlugt.

Braune Hügel mit Terrassenstufen, Treppeneinschnitten und den geordneten Reihen der gebogenen Reben begleiten den gewundenen Fluß, der an ihrer Wand immer wieder umwendet, immer wieder ein Stück in seine Vergangenheit zurückzufließen scheint, ehe er sich auf seinen weiten Weg durchs Land zum Meer besinnt. Wo das sonnenglitzernde ziehende Wasser vom Fuße der Berge und der weißen Landstraße, die ihn begleitet, zurückweicht, macht er Platz für Riedland, das schon freudiger grünt. Da steht in Gruppen zerstreut auf viereckiger Grasfläche eine Schar durch das Abschneiden der Ruten grotesk verstümmelter, zu fast menschlichen Gestalten verwandelter Weiden, die der Weinbau braucht - der schmiegsamen jungen Zweige wegen, mit denen die Reben angepflöckt und gebunden werden.

Eine Mauer von Felsenzinnen steigt aus dem Steilabfall der Weinberge. Strecken rauher Ackererde schließen auf der Höhe der Böschung mit sanfter Steigung an. Ein Pfluggespann fährt vor dem mattblauen Himmel über die Kammscheide, Wiesen, mit Obstbäumen bestanden, ziehen sich weiter zum kahlen Wald, über dem neben einigen gedeckten Rücken ein lichtferner Bergkegel ragt. Inmitten all dessen, im Tal, vom Fluß umwunden, der hier ein Nebenflüßchen aufnimmt, liegt die Stadt. Fast eine Insel, die nah und fern Wasserwerke und Brücken umgeben, lagert sie auf ihrem halbhohen Hügel, zu dem die Uferberge schützend hinabschauen: ein paar alte Türme und viele

Giebel, ein ansteigendes Dächergewirr, aus dem da und dort eine einzelne hohe Hauswand frei aufsteht, um mit ihren Fensteraugen weit ins Land zu sehen.

Einstmals war die Stadt in dieser Lage ein geschützter fester Platz. Von den zwei Flußläufen und auf den Landseiten durch Steilabfall geschützt, hatte sie nur eine gefährdete Seite, die man durch einen tiefen Graben sicherte. Noch läßt ein Straßenzug die ehemalige feste Stadtummauerung erkennen, die teilweise zum Fundament der Häuser benutzt wurde oder friedlich Gärten und Lauben trägt. Noch stehen ein paar graue Rundtürme und ein Wehrgangtor. Zwischen ihnen liegt das Netzgewirr der ansteigenden und fallenden, geraden und krummen, ausweichenden und sich verschlingenden Gassen und Gäßchen. Sehr alte Fachwerkhäuser, an denen Maiskolben hängen, stehen eng in die Straße hinein und drängen ihre vorgekragten oberen Stockwerke sogar noch über die Straße hinaus; wo eine Wegbiegung einem Hause die Ecke wegnahm, kommt im höheren Geschoß, das wie ein Erker überhängt, doch das alte Hauseck, das der rechteckige Grundriß vorsah, zu seinem Recht und stößt vor, wirft einen länglich-spitzen Schatten auf die abgeflachte Ecke und das Blumenfenster, das aus dem Mauerschatten heraussieht.



Der Marktplatz in Stuttgart, *ein Stück alter deutscher Stadtbaukunst.*

Ein breit hingelagertes einstöckiges Schulhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert mit einer flachen, nach drei Seiten ausladenden Freitreppe schiebt sein wohnliches Mansarddach zwischen die malerischen alten Häuser und Winkel, schafft Platz um sich, auf dem Kinder spielen, und läßt einen Augenblick an eine andere Kulturzeit denken; man sieht einen schwäbischen Schulmeister oder Pfarrer des achtzehnten oder frühen neunzehnten Jahrhunderts vor sich, der von der Hohen Schule Bildung und Interessen in den ländlichen Frieden seines Berufes mitgebracht hat und nun unter den Bürgern und Bauern des kleinen abgelegenen Städtchens neben seiner Amtstätigkeit ein geistiges Leben führt, das nicht mehr ganz die Berührung mit den großen Bewegungen und Strömungen der Zeit verliert und sich in seiner Tiefe am Ewigen erbaut.

Und dieser Schulmeister, der auch heute leben kann, ist dennoch nicht von den Bewohnern der anderen Häuser sehr unterschieden, versteht sich aufs Beste mit ihnen, trinkt seinen Schoppen Rotwein am selben Tisch mit den bäuerlichen oder handwerklichen Nachbarn und hört aus ihren Reden und Sprüchen eben den Geist - wenn auch derber, ungehobelter gesagt - heraus, mit dem er sich über seiner Umgebung weit verbunden weiß: den einer halb humor-, halb weisheitsvollen, dem

dichterischen Wesen verwandten Betrachtung des Lebens.

Je mehr man sich in die Aufgabe, Schwaben zu schildern, hineinbegibt, um so größer, umfänglicher wird sie; um so mehr wächst die Fülle dessen, was man noch nicht behandelt hat, und steht wartend, fast anklagend vor dem bedrängten Verfasser. Noch habe ich von Monrepos, Solitude, Ludwigsburg, Freudenstadt und von so vielem anderem Schönen kein Wort gesagt. Noch habe ich die industrielle Entwicklung - die Uhren im Schwarzwald, die Metallwaren in Heilbronn, die Daimlermotoren in Untertürkheim, die Webereien in Vaihingen und die tausend anderen - kaum mit einem Wort gestreift. Aber ich muß vor dem immer wachsenden Thema die Waffen strecken und möchte mit meiner Schilderung nur noch einen kurzen Augenblick dorthin zurückkehren, von wo sie ausging, nach Rottweil. Ich führe den Leser noch einmal in das Museum, in dem das ganze Schwaben, das geschichtliche und das künstlerische und das volkstümliche - dies vor allem mit prachtvollen Fastnachtsmasken und -gewändern - beisammen ist.



Kirnbacher Bauernpaar.

Von den ältesten Gräberfunden über die Reste der Römerzeit und die holzgeschnitzten gotischen Heiligen mit ihrem starren Festhalten unmittelbarster Lebensmomente geht der Blick zu den Glasscheiben aus der Renaissance mit dem farbenschwebenden Raum in sich, zu Kaiserurkunden mit dem verschlungenen machtvollen Namenszug Karls V., die friedlich neben denen Wallensteins und anderer Heerführer aus dem Dreißigjährigen Kriege hängen. Vergangenheiten, die unser Auge aufschließen für die Gegenwart. Sie lastet auf uns allen; darum mag man in geschichtlichen Zeiten, die auch nicht immer hell waren, ein Verstehen und ein Überwinden für das Heute finden.

Unter einer alten Linde steht ein rotsandsteinerner Hofgerichtsstuhl aus dem Rokoko, auf dem der Abgesandte des Wiener Kaiserhofes saß und Gericht hielt. Vergangenheit auch er. Nicht minder Vergangenheit das württembergische Königswappen da und dort an den alten Amtsgebäuden.

Man steht sinnend still und macht sich klar, daß in diesem Museum und hier draußen auf Markt und in Gassen der Blick über zwei Jahrtausende hingegangen ist, in denen immer wieder das eingeborene Leben des Landes schlimme Zeiten überwand und zu blühen begann. Das soll uns Hoffnung und Vertrauen geben! Der Druck, der jetzt noch auf der deutschen Seele liegt, hebt sich, vielleicht zaghaft erst, aber er hebt sich, wenn sie fragt: wo sind die Römer, die Hungersnöte, die Kaiserheere, die großen Seuchen, die Franzosen, die Schweden? Wohin all die äußeren Mächte, die jede sich einmal drückend hier auf das Leben des landverwachsenen schwäbischen Volkes legten? Wohin? Immer wieder mußten sie vor der sieghaften Kraft des Bodens und des Volkes weichen! "Die fremden Eroberer kommen und gehen." Aber die Schwaben sitzen heute wie ehemals auf ihrer Scholle.

Bayern

H. Tiefenbrunner

I.

Bayrisch Land und Volk gehört in seiner Eigenart unbestritten zum ausgeprägtesten im Deutschen Reich. Diese Eigenart tut sich weniger durch einheitlichen Charakter der Landschaft und der Bevölkerung kund als vielmehr durch die Vereinigung von mehreren ziemlich verschiedenen Landschafts- und auch Volkstypen. Schon rein orographisch und geologisch betrachtet, steht der mächtige Alpenwall im Süden etwa zur unterfränkischen Ebene oder zum Pfälzer Weinland in starkem Gegensatz. An Stelle der Alpen wogte in der Triasperiode ein Meer, während das ostbayerische Grenzgebirge, dem Böhmer- und Bayerischer Wald zugehören, bereits als sogenanntes Urgebirge bestand. Auch die zwischen beiden Gebirgen und dem Ablagerungsgebirge des Jura als drittem eingekeilte schwäbisch-bayrische Hochebene war einst Meeresboden; als die Alpen sich emporhoben, wurde aus diesem Meer allmählich ein großer Binnensee. Die unterfränkische Ebene gehört geologisch dem Muschelkalk, also auch der Triasperiode zu, aber die Rheinpfalz hat so ziemlich an allen geologischen Perioden teil, und die Ebene dort verdankt einem Grabeneinbruch während der Tertiärzeit ihr Dasein. Ehemals vulkanisches Gebiet bezieht Bayern in der Rhön und im Fichtelgebirge ein, beide im Nordwesten und Nordosten des rechtsrheinischen Hauptlandes gelegen. Außer diesen Erhebungen und Ausbreitungen gibt es noch manch andre wie das Naabbecken der Oberpfalz, das mittelfränkische Becken, Steigerwald, Spessart, Pfälzerwald, alle mehr oder weniger dem Charakter der Hügelebene bzw. dem Mittelgebirge sich annähernd.



Zugspitz-Gipfel.
Das Münchnerhaus (2964 m).

Der das Land bedeckende Pflanzenwuchs ist der Bodengestaltung, dem Klima und der Bewässerung entsprechend wieder recht mannigfaltig. Bis zu 1600 Meter Höhe steigen in den ausgedehnten Alpenwäldern Fichte, Kiefer und Lärche empor, darüber hinaus noch reichen Bergwiesen und Almen. Im Alpenvorland herrscht der Nadelwald vor, der Buchenwald ist stark zurückgegangen, die Eiche tritt nur einzeln, in Gruppen oder in Alleen auf. Die großen Moore Südbayerns sind teils Wiesen-, teils Hochmoore. Getreide wird in den Alpen wenig gebaut, mehr schon im Moränengürtel vor den Alpen und reichtragend in der Ebene zwischen Regensburg und Vilshofen, der größten Kornkammer Bayerns. Der Hopfen ist in der Holledau, d. h. in der Gegend zwischen Schrobenhausen, Pfaffenhofen, Freising, Mainburg eine landschaftbestimmende Pflanze. Tiefe Wälder mit Buche, Eiche, Ahorn, Tanne und Fichte findet man im ostbayerischen Grenzgebirge, aber an Getreide wird hier nur Roggen und Hafer angebaut, dagegen viel Kartoffeln und auch Flachs mehr als im übrigen Bayern. Eine forstliche Merkwürdigkeit ist das bei Eisenstein nach Böhmen hineinreichende Naturschutzgebiet, worin man Urwald in voller Wildheit, wenigstens was die Flora anlangt, sehen kann. Das Waldgebiet Frankens, früher eine fast geschlossene Waldmasse, deutet heute noch in Namen wie Steigerwald, Frankenwald, Fichtelgebirge auf die vorherrschende Bewachsung hin. Das ursprünglichste dieser Waldgebirge ist wohl der Spessart im Mainviereck bei Aschaffenburg, wo mehrhundertjährige Eichenbestände keine Seltenheit sind. Was die Gegend an der Donau unterhalb Regensburg in Altbayern, das ist das unterfränkische Becken in Franken, nämlich ein reichgesegnetes Land. Aber im Maintale wird mehr Obst, Wein, Gemüse, im Donautal mehr Getreide gebaut. Auch das Ries im Jura ist übrigens eine gute Getreidekammer. Die Rheinpfalz gar ist bekannt für ihre Fruchtbarkeit. In der Rheinebene gedeihen außer der Rebe Tabak

und Hopfen, ferner Mandel, Pfirsich, Maulbeere, Edelkastanie, bei Deidesheim auch die Feige. Die ausgedehnten Wälder der Pfalz im Haardtgebirge und im Westrich sind vorherrschend gemischten Bestandes. Ein Zehntel der Laubwälder besteht noch aus Eichen, selbst die seltene Eibe kommt vor. Ein richtiger Eibenwald freilich findet sich als der einzige Deutschlands nur mehr bei Paterzell im oberbayerischen Bezirke Weilheim.

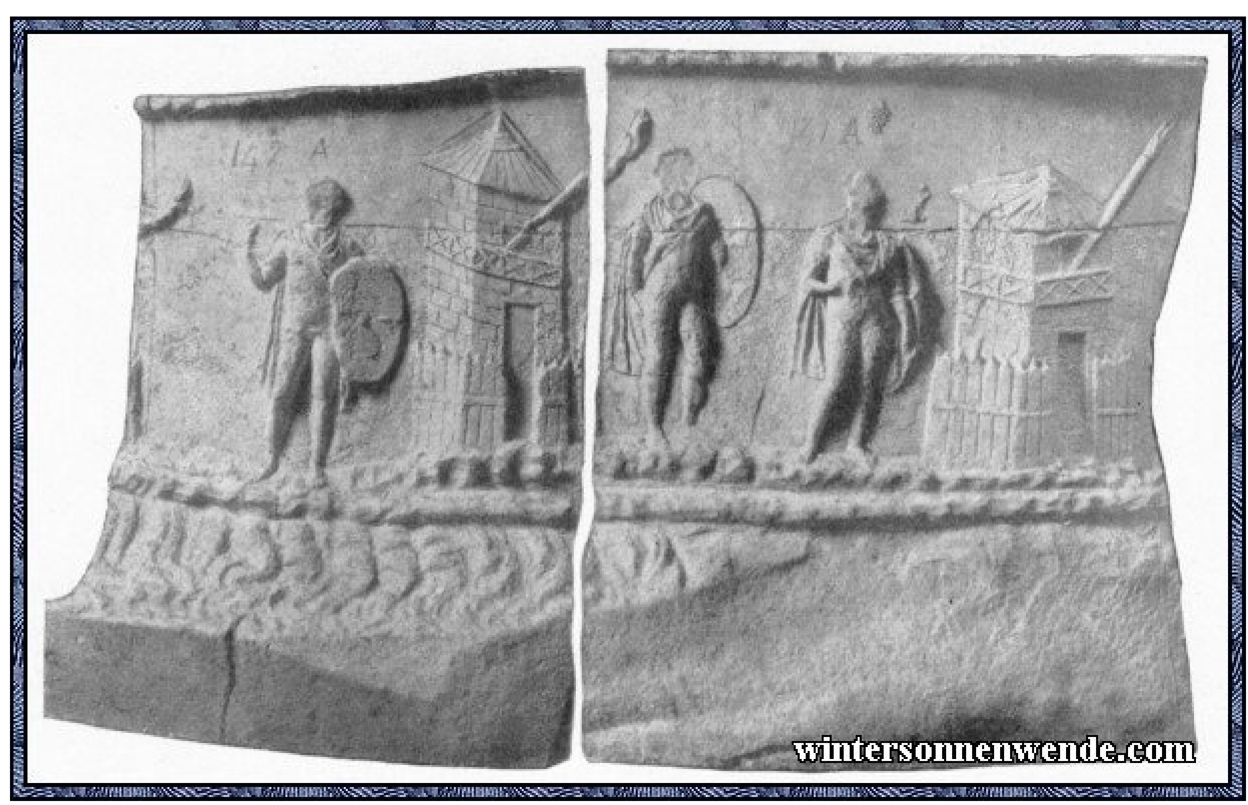


Schloß Wiesentfels in der fränkischen Schweiz.

Wer lebt nun hier in diesen ernsten, oft düsteren Hochtälern, auf der bald anmutigen, bald einförmigen und schwermütigen Ebene mit ihren vielen Flüssen und Seen, wer an dem Strom, der diese Ebene von der nördlichen Hügellandschaft trennt, in der sandigen Oberpfalz und in dem heiteren und üppigen Maintale, wer in der Fränkischen Schweiz, und wer drüben am bayerischen Rhein? Im wesentlichen sind es Angehörige dreier großer deutscher Volksstämme, der Bayern, Franken und Schwaben, und zwar sitzen die Bayern rechts vom Lech nach Osten zu bis zur österreichisch-bayerischen Grenze, die Schwaben links des Lechs bis zur württembergisch-bayerischen Grenze, die Franken in den drei nordbayerischen Kreisen Ober-, Mittel- und Unterfranken sowie in der Rheinpfalz. Diese Sitze haben die drei Stämme seit dem Ausgang der Völkerwanderung, also seit rund 1400 Jahren, inne. Die Bayern kamen als Teil des alten Markomannenvolkes aus Böhmen, die Schwaben als Teilvolk der Sueven aus dem heutigen Franken und die Franken vom Rheine her.

Der germanischen Besiedelung ging vorauf die Herrschaft der Römer, wenigstens was das Süddonauland betrifft, und dieser wiederum die keltische Besiedelung.

Der Stamm der alten Bayern oder Bajuvaren fand bei seiner Einwanderung im sechsten Jahrhundert n. Chr. von der römischen Kultur nicht mehr allzu viel vor. Sie hatte durch verschiedene Invasionen



Römischer Wachtturm an der Donau. *Relief von der Trajanssäule.*

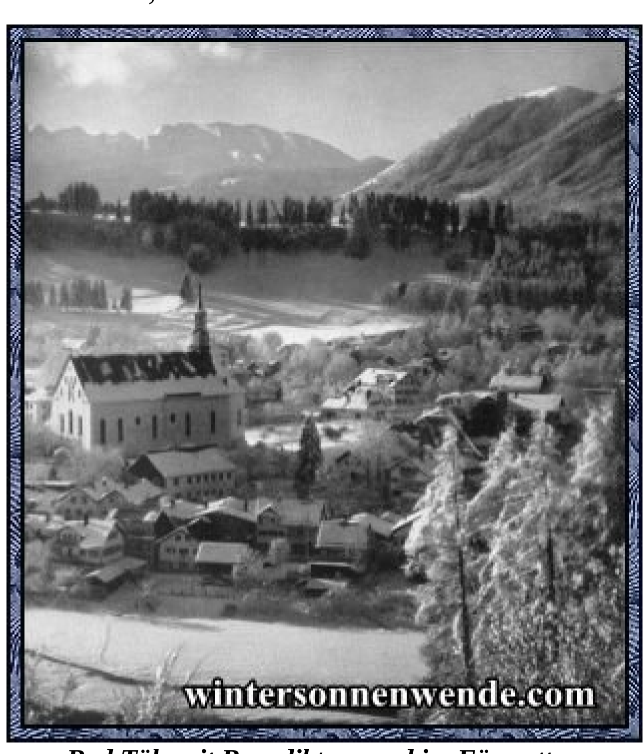
sehr gelitten, die Bevölkerung war durch Krieg und Auswanderung zusammengeschmolzen. Die Bajuvaren dagegen hatten während ihres jahrhundertlangen Aufenthaltes in Böhmen einen festen Volkstypus herausgebildet. "Man findet kein feines, zierliches, liebeerzwingendes Wesen, vielmehr rauhe Sprache, rauhe Außenseite, Neigung zur Gewalttätigkeit wie zum grobsinnlichen Genuß,Verschlossenheit und Argwohn gegen Fremde." "Man entdeckt aber körperliche und geistige Gesundheit, unverwüstliche Kraft und Waffentüchtigkeit, Schlichtheit und Geradheit, feines Naturempfinden und scharfe Beobachtungsgabe, lebensfrohen, übermütig sprudelnden Volkshumor, wie er sich nicht bloß in Trutzliedern, sondern auch in gewissen Ortsnamen kundgibt, konservativen Sinn und energische Willensbetätigung in dem Festhalten an dem hergebrachten, ebenso Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeitssinn." Im Vergleich hierzu ist der Schwabe von jeher beweglicher, geistig wie körperlich, als der Bayer, von herzhafter Fröhlichkeit und dabei doch auch verschlossen, listig, mißtrauisch, sparsam. Seine Liederpoesie ist zarter als die bayerische, der Sinn für Handel und Gewerbe bei ihm mehr ausgebildet. Den Franken, sofern sie nicht fremdrassisch, vor allem slawisch, gemischt sind, merkt man auch heute noch die Begabung zum politischen Herrenvolk an. Es ist kein rätselhafter Zufall, daß sie unter den Karolingern das römische Imperium erneuerten und dabei in schwere Kämpfe mit dem bayerischen und sächsischen Stammesherzogtum gerieten. Fast selbstverständlich, daß der Franke bei solcher Begabung nicht die Heiterkeit des Bayern und Schwaben haben kann; doch gilt der rheinfränkische Pfälzer allzeit als ein lustiger Bursch.

II.

Trotz ihres Niederganges darf auch der Einfluß der keltisch-römischen Kultur auf die Bayern nicht unterschätzt werden. Römerkastelle und -städte waren nicht alle gänzlich vom Erdboden verschwunden, noch blieben sie völlig verlassen und unbewohnt. So lebten zahlreiche Orte aus der keltisch-römischen Zeit mit ihren Namen oder mit ihren lokalen Traditionen oder mit ihren christlichen Gemeinden und Kultusstätten über die Zeit der Völkerwanderung fort. Regensburg, das alte *Regina Castra*, konnte demzufolge Sitz des ersten bayerischen, des agilolfingischen

Herzogtums werden, andere Römerorte, wie Salzburg, Wels und Linz, wurden als *villae publicae* Bestandteile des herzoglichen Fiskus. Mit den Resten römischer Städte blieb manches Stadtgewerbe und Kunstgewerbe in Betrieb. Von den Römern oder romanisierten Kelten übernahm man die Salzgewinnung, wie schon das Fortleben der keltischen Bezeichnung Hall für Salz verrät. Auch Handel und Verkehr, selbst die Geldwirtschaft, war mit dem Ausgang der Römerzeit nicht erstorben, und ebensowenig war das römische Straßennetz völlig zerstört. Es blieben zwar nicht die reichen und gebildeten Römer, jedoch genug Romanen zurück, um die alte Tradition im Hauswesen, in der städtischen Wirtschaft, in der Landwirtschaft zu vermitteln. Das beweisen u. a. die große Zahl heutiger Orts-, Wasser- und Bergnamen mit lateinischen oder keltisch-lateinischen Wortstämmen und zahlreiche Lehnwörter, wie Ziegel: *tegula*; Mauer: *murus*; Sichel: *secula*.

Es blieb das Christentum als unerschöpfliche Quelle jeder Gesittung und wurde in Bayern kraftvoll erneuert durch den Benediktinerorden und einen seiner größten Heiligen, durch Bonifatius, den Apostel der Deutschen. Die Mönche des hl. Benedikt "haben die materielle und die geistige Kultur gefördert, sie haben sich um den Bodenbau, um die Jugenderziehung, um die Pflege der Wissenschaften und Künste die größten Verdienste erworben". Ihre Klöster blieben Kulturzentren bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Außer den fünf großen Bischofsklöstern zu Regensburg, Salzburg, Freising, Passau und Eichstädt entstanden Filialklöster, wie Martinszell bei Landshut und Engelbrechtsmünster bei Geisenfeld, dann Hugibertsmünster, Isen, Schäftlarn, Schliersee, Scharnitz und Schlehdorf. Die Klöster wurden von den Gründern und anderen kirchlichen Wohltätern mit Stiftungen reich ausgestattet. Das Verdienst der Agilolfingerherzöge bleibt es, daß sie an Stelle der nicht ohne ihre Schuld verlorengegangenen bajuvarischen Stammesordnung die überweltlich orientierte des Christentums in ihr Land riefen und darin befestigten. "Nun begreifen wir, wie der bayerische Stamm noch unter den beiden letzten Agilolfingern daran gehen konnte, bayerische Herrschaft und bayerisch-christliche Mission ebenso nach dem Südosten hinauszutragen wie der Franke nach Nordosten."



Bad Tölz mit Benediktenwand im Fönwetter.

Leider entsprach diesem Aufschwung und dieser Expansion keineswegs eine befriedigende national-politische Konsolidation. Bald nach ihrer Einwanderung erscheinen die Bayern in politischer Abhängigkeit vom Frankenreiche. Ob sie nun in diese Abhängigkeit infolge des Verfalls ihrer alten Stammesverfassung gerieten, oder ob dieser Verfall mitbedingt war durch die Gegnerschaft zum imperialistischen Frankenreich, kurz, der jahrhundertlange Kampf Bayerns um seine Stammesfreiheit endete im Jahre 788 mit der Verurteilung des letzten Agilolfingerherzogs Thassilo III. zum Tode. Er wurde von Karl dem Großen zu lebenslänglicher Klosterhaft begnadigt. Das Stammesherzogtum wurde aufgehoben, Bayern dem Frankenreich einverleibt. Schon vorher war der Widerstand der Alemannen und Schwaben links des Lechs gebrochen, deren Herzog verjagt worden. 120 Jahre später wurde nach dem Niedergang der Karolinger auch die Kulturarbeit der Benediktiner in Bayern großenteils vernichtet, als nach der furchtbaren Niederlage Markgraf Luitpolds an der Ennsburg im Jahre 907 gegen die Ungarn diese sich auf die Ostmark und ganz Bayern stürzten und es jahrzehntelang verwüsteten. Aus der Not solcher Schreckenszeit heraus wurde das verlorengegangene bayerische Stammesherzogtum neu geschaffen, und zwar von dem

Geschlechte der Luitpoldinger. Die wechselnden Schicksale dieses Herzogtums im Bündnis und im Kampfe mit den jeweiligen deutschen Königsgeschlechtern der Ottonen, der Salier und Hohenstaufen nähern sich schon oft bedenklich rein dynastischen Streitigkeiten. Die Welfen werden Herren in Bayern, dann die Wittelsbacher. Was geschah aber bei der Belehnung Otto von Wittelsbachs 1180? Auch die Steiermark wurde vom bayerischen Mutterlande losgelöst und zum selbständigen Herzogtum erhoben wie früher schon Kärnten und Osterreich. Der größte Teil der bayerischen Nordmark war 1139 in den Händen der Staufer geblieben. So war das Territorialherzogtum gegründet und das gesamte Markengebiet abgetrennt, welch unselige Zersplitterung in der Zukunft mehr als einmal zum mindesten die mittelbare Ursache von Kriegen der einzelnen Stammesteile untereinander wurde.

Das deutsche König- und Kaisertum des früheren Mittelalters, eine der glanzvollsten Erscheinungen der europäischen Geschichte, endete in einem schauerlichen Zusammenbruch. Obwohl tonangebend in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben damals der Ritter war, hatte der Mönch doch seinen Einfluß auf das geistige Leben vor allem kraft verschiedener Regenerationsbewegungen neu begründet. So hat die Kirche - in Bayern wenigstens - auf dem Gebiete besonders der bildenden Kunst die führende Stellung auch noch in einem guten Teil des Ritterzeitalters behauptet. Bayern war reich an romanischen Bauwerken; man neigt heute dazu, den romanischen Stil auf einen älteren germanischen zurückzuführen. Die meisten romanischen Bauten haben sich in Regensburg erhalten, die Krypta des hl. Erhard etwa, dann die St.-Jakobs- oder Schottenkirche. Eine der bedeutendsten Leistungen mittelalterlicher Baukunst in Bayern ist der Freisinger Dom. Stattliche romanische Kirchen erhoben sich in Benediktbeuren, Rottenbuch, Polling, Wessobrunn. Bayern ist in seiner Bautätigkeit nicht neue, schöpferische Wege gegangen. Seine Künstler lernten in Italien und Tirol; lombardische Baumeister und Bauarbeiter waren auf bayerischem Boden tätig. Das Land hielt zäh am Romanismus fest, die Gotik konnte erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts eindringen. Eine reiche Entfaltung gewannen besonders als Ornamentik seit dem Beginne des 12. Jahrhunderts Plastik und Malerei. Charakteristisch hierfür sind die Portale der Schottenkirche, des Freisinger Doms, die Kapitale und Basen in den Kreuzgängen zu Steingaden, Berchtesgaden, St. Zeno bei Reichenhall, in der Krypta zu Freising, dann die Steinfigur des thronenden Christus aus dem Kloster Reichenbach oder die Wandmalereien der Allerheiligen-Kapelle im Domkreuzgang zu Regensburg.

Patronin des Ritterstandes und seines Tun und Treibens war immer mehr die Frau Welt, deren Reich besonders unter den mächtigen Hohenstaufenkaisern blühte, und Bayern stand im Mittelpunkt dieses Frühlings. Das Nibelungen- und das Gudrunlied sang man bereits an Höfen wie unter Dorflinden; um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts wurden diese Lieder zu Epen umgewandelt. Der Ritter Wolfram von Eschenbach, der sich selber einen Bayern nennt, dichtete das höfische Epos Parzival, eines der größten Werke der Weltliteratur, formvollendeter nicht, aber tiefgründiger als Dantes Göttliche Komödie, stärker in Leid, Geheimnis und Erlösung als Goethes Faust, reiner und echter als Wagners Parsifal. Der erste ritterliche



Wolfram von Eschenbach.
Miniatur aus der Manesseschen Liederhandschrift.

Minnesänger Deutschlands war der Ritter von Kürenberg an der Donau, und auch der größte Lyriker der ersten deutschen Blüteperiode in der Dichtkunst war ziemlich wahrscheinlich bayerischen Stammes, dichtete wenigstens in bayerischer Mundart: Herr Walther von der Vogelweide. Die älteste deutsche Dorfgeschichte, der Meier Helmbrecht, entstand in Bayern, und der Till Eulenspiegel der bayerischen Minnesänger, Ulrich von Lichtenstein, mit seinen tollen Streichen darf auch genannt werden.



Eschenbach in Bayern, *der Geburtsort Wolframs, des Parzival-Dichters.*

Noch bleibt ein Umstand des damaligen wirtschaftlich-sozialen Lebens zu betrachten, der von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung des Landes werden sollte. Gemeint ist das Entstehen und Erstarken der Grundherrschaft. Sie war u. a. in der Aufsaugung freier Kleinbauern begründet, ferner in königlichen Schenkungen von oft ungeheuren Landstrecken, in der Erwerbung von Lehen und Kirchenvogteien, in privaten Schenkungen und Stiftungen. Das Anwachsen der Grundherrschaft, die in gewissem Ausmaße wohl schon unter der altgermanischen Stammesverfassung vorhanden war als Vorrecht adliger Familien, hing eng mit den oben erwähnten Änderungen innerhalb der Landsgemeinde zusammen. Die Grundherrschaft war jedoch keineswegs eine Anstalt der Menschenquälerei; insbesondere der kirchliche Großgrundbesitz hat die Gesamtentwicklung des Bauernstandes unter den gegebenen Verhältnissen eines Obrigkeitsstaates eher gefördert. Sie bildete das Ende der Freibauernschaft. Lesen wir, was der verdienstvolle bayerische Geschichtschreiber M. Döberl, dem wir hier in vielem folgen, darüber schreibt! "Das Streben der Grundherren ging im 10., 11. und 12. Jahrhundert dahin, die ganze Fülle der den staatlichen Beamten zustehenden Gewalt, vor allem die volle Gerichtsbarkeit auch gegenüber den freien Grunduntertanen zu erlangen." "Die Folge dieser grundherrschaftlichen Entwicklung war, daß sich das öffentliche Denken und Fühlen eines großen Teiles des bayerischen Bauernstandes innerhalb der Grundherrschaft bewegte. An die Stelle des streng öffentlich rechtlich gedachten

altgermanischen Staates war der vielfach privatrechtlich gedachte Feudalstaat des Mittelalters getreten. Der grundherrliche Bauer hatte in gewissem Sinne keinen Staat mehr oder aber das Bistum, das Kloster, der weltliche Grundherr war sein Staat geworden. Damit war das Intresse eines großen Teils der bayerischen Bevölkerung auch an dem Schicksal des bayerischen Herzogtums geschwunden, das ehemalige Volksherzogtum hatte seinen volkstümlichen Charakter verloren. Daraus wie aus dem Ausschlusse des gesamten Bauernstandes von den politischen Rechten erklärt es sich, daß das bayerische Herzogtum wie ein geographischer Begriff zerlegt werden konnte, ohne daß sich eine Hand zur Verteidigung rührte."



Die Frauenkirche, Münchens Wahrzeichen.

Die Zerlegung des bayerischen Herzogtums begann alsbald und dauerte von 1255-1505 unter größten Schädigungen für das Land, besonders im sogenannten schwarzen Jahrhundert 1350 bis 1450. Der Vernichtung des bayerischen wie des gesamten Freibauernstandes lief parallel die Entstehung der städtisch bürgerlichen Kultur. Kein Mensch wird leugnen, daß diese Kultur auf vielen Gebieten gewaltige Schöpfungen hervorgebracht hat. Die Zeugnisse haben wir vor Augen etwa in der gotischen Baukunst, deren Exaltation der rechte Vertreter des stolzen und unruhigen Städtergeistes im Mittelalter war. Einer der schönsten und selbständigsten gotischen Kirchenbauten in Deutschland überhaupt ist der Regensburger Dom, berühmt auch als das "klarste Bauwerk deutscher Zirkelkunst" die Martinskirche in Landshut und weniger ihrer Schönheit als ihrer urwüchsigen Eigenart wegen Jörg Gangkofers Münchner Frauenkirche. Sie alle werden aber besonders an innerem Formreichtum übertroffen durch die Lorenzer- und die Sebalduskirche in Nürnberg. Auch die rein geistige Bildung wurde immer mehr eine Angelegenheit des Städters im späteren Mittelalter, im Zeitalter des Humanismus und der Aufklärung. Entscheidend ist hier auch für Bayern, das in den Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters und der Renaissance manche Verbindung mit Italien anknüpfte, die Abwendung von der fromm religiösen Denkart der alten christlichen Gemeinschaft, das Aufkommen der freien Wissenschaften und Künste, schließlich auch der freien Wirtschaft als Ausdruck des liberalen, selbstwissenden, nur sich selbst und seinem Gewissen verantwortlichen Stadtbürgers. Wir stehen damit schon an der Schwelle unserer Gegenwart, deren zwangsläufige Ausgestaltung auch solch rückwendige oder retardierende Geschichts- und Geistesperioden wie der Absolutismus oder die deutsche Romantik nicht mehr aufhalten konnten. Freilich ist zuzugestehen, daß Bayern in allen seinen heutigen Stammesgebieten dieser ganzen Entwicklung nur langsam gefolgt ist und noch im Rufe steht, ein Bauernstaat zu sein.

III.

Das Gebiet des Freistaates Bayern, wie es mit wenigen Abweichungen seit dem **Wiener Kongreß 1815** besteht, umfaßt außer den altbayrischen fränkische, schwäbische und pfälzische Länderstrecken. Das bayrische Franken und Schwaben, ursprünglich Teile selbständiger Herzogtümer, zerfielen im Mittelalter in eine Menge größerer und kleinerer Territorien, wobei in Franken an erster Stelle die hohenzollerischen Fürstentümer standen. An geistlichen Territorien in Franken sind zu nennen die Hochstifter Eichstädt, Bamberg und Würzburg.

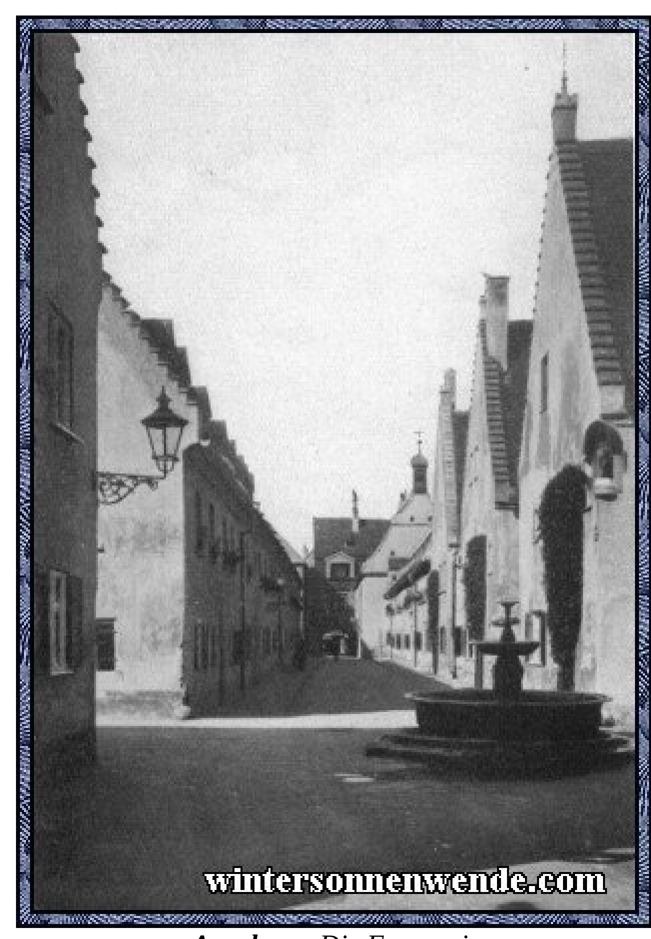


Bamberg. *Blick auf Stadt und Dom vom Rathausturm Geyerswörth.*

Die freie Reichsstadt Nürnberg erreichte im 15. Jahrhundert ihre höchste Blüte; ihr folgte die schwäbische Reichsstadt Augsburg, welche im 16. Jahrhundert die Reformation einführte. Die bayrische Pfalz setzt sich zusammen aus Bestandteilen der alten Kurpfalz, des Herzogtums Zweibrücken und anderer Herrschaften.

Wirtschaftsgeographisch betrachtet ist dieses Gebiet trotz der starken Zunahme seiner Industrie und

seines Handels wirklich noch vorwiegend Agrarland. Die Obstbaumzucht ist besonders in der Bodenseegegend, im Donau- und Maintal, sowie in der Rheinpfalz in stetigem Aufschwung begriffen, der Weinbau dagegen stark zurückgegangen. Ausgezeichnete Getreidegebiete sind neben der niederbayerischen Kornkammer die Täler der Wörnitz und Altmühl, der fränkischen Rezat, der Aisch und des Mains und die pfälzische Rheinebene. Der Anbau von Hopfen, Kartoffeln, Flachs wurde schon im Abschnitt über Pflanzenwuchs erwähnt. Von großer Bedeutung ist ferner die Waldwirtschaft. Ein Drittel der Gesamtfläche ist von herrlichen Forsten bedeckt. Die Viehzucht bildet einen Haupternährungszweig, namentlich in den Alpen und im Alpenvorland. Die Hauptgebiete der Rinderzucht sind das Allgäu, wo graubraunes Gebirgsvieh, dann die Miesbacher, Tegernseer, Tölzer und Rosenheimer Gegend, wo großes Fleckvieh gezüchtet wird, in Nordbayern, Unterfranken und einige Teile von Mittel- und Oberfranken mit gelbem Frankenvieh, endlich das Glan- und Donnersberger Gebiet in der Rheinpfalz mit gelbem Schlag. Schweine- und Ziegenzucht hat sich ausgedehnt, die Pferdezucht ist zurückgegangen, ebenso die Schafzucht. Geflügel wird von den Landwirten mehr im Nebenbetriebe gezogen, emsig betreibt man Fisch- und Bienenzucht. Auch der Wildstand ist gut in Bayern.



Augsburg. *Die Fuggerei.*

An mineralischen Bodenschätzen ist kein großer Reichtum vorhanden. Im Mittelalter und später noch wurde im Fichtelgebirge und auch in Oberbayern auf Gold, Silber und Zinn Bergbau getrieben, heute befaßt man sich hauptsächlich mit Steinkohlen im Saarrevier und mit Braunkohle in Oberbayern. Nennenswert sind ferner ein Erdölvorkommen am Tegernsee und die Graphitgewinnung bei Wegscheid. Sehr gute Eisenerzlager gibt es im Fränkischen Jura, Schwefel- und Magnetkiese im Bayerischen Wald. Die Produktion der Farberden ist im Aufschwung begriffen. Gips, Speckstein, Quarz, Schiefer, Mühlsteine werden in verschiedenen Gegenden gewonnen, und berühmt sind die Solnhofener Lithographiesteine, wohlbekannt das Reichenhaller Salz. Mineralquellen sprudeln in Heilbronn bei Tölz, in Kissingen, Brückenau, im Fichtelgebirge.

Die bayerische Industrie ist nicht zum geringen Teil dem ausgedehnten Wald-, Acker- und Obstbau angegliedert. Da ist vor allem die weltberühmte Bierbrauerei, man könnte sagen,



Dinkelsbühl.

die Leib- und Magenindustrie des Altbayern, der auf seiner zugigen Hochebene einen nahrhaften Trunk haben muß. Hauptproduktionsstätten dieser feuchten Nahrung sind München, Weihenstephan bei Freising, Ingolstadt, Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Kulmbach, Hof, Lichtenfels. Eine urwüchsige Sache ist auch die Flößerei in den Alpen und Voralpen, im Bayerischen Wald, Franken- und Steigerwald. Sie liefert das Material zu allerlei Holzwaren, als da ist Resonanz-, Rahmen-, Klaviatur- und Deckelholz. Großartig ist die Spielzeugfabrikation in Nürnberg, Mittenwald ist der Hauptsitz der Geigenmacherei, Berchtesgaden, Oberammergau und Garmisch-Partenkirchen sind die bedeutendsten Orte für Holzschnitzerei. Tabakfabrikation gibt es in Kaiserslautern, Ludwigshafen, Bamberg, Nürnberg, Würzburg und München, Korbwarenindustrie hauptsächlich in Oberfranken. Die Tierzucht in Bayern bedingt eine große Butter- und Käsefabrikation, Lederfabrikation, Schuh- und Handschuhfabrikation. Sehr ausgebildet ist auch die Webindustrie.

Von der Industrie des Mineralreiches sind bedeutend die Nürnberger Bleistiftfabrikation und die Glaserzeugung. Hervorragende Porzellanfabriken gibt es in Hohenberg, Selb, Passau, Nymphenburg, Tonwaren werden hergestellt in Schwandorf und Schwarzenfeld, Töpfereien in Treuchtlingen, Gröningen, Bergzabern. Weltbekannt sind auch die Zinngießereien Nürnbergs, besonders durch die Fabrikation der berühmten Zinnfiguren. Große Fabriken zur Herstellung von Lokomotiven und Eisenbahnwaggons bestehen in München, Nürnberg und Ludwigshafen, für landwirtschaftliche und gewerbliche Maschinen in München und Augsburg, für Nähmaschinen in Kaiserslautern. Bayerns chemische Industrie ist vertreten durch große Farbwarenfabriken in Nürnberg, Teerfarben in Nürnberg und Ludwigshafen, außerdem werden Mineralfarben in Schweinfurt, Öl- und Lackfarben in Augsburg, München und Grünstadt in der Pfalz hergestellt. Zündhölzerfabriken sind in Augsburg, Fürth, Ludwigshafen, Regen, solche für Kunstdünger in Augsburg, Ludwigshafen, Kaiserslautern und Heufeld. Von einschneidender wirtschaftlicher Bedeutung ist in den letzten Jahrzehnten auch die sogenannte Fremdenindustrie in Bayern geworden, namentlich in den Alpen und im Alpenvorland.

Dem Wirtschaftsleben dient ein gut entwickeltes Verkehrswesen. Bayern hat auf seinem Boden die erste deutsche Eisenbahn, die Strecke Nürnberg - Fürth gebaut und 1835 eröffnet. Die allmähliche Elektrifizierung seiner Bahnen und die Einführung vieler Motorpostlinien lassen es auch heute nicht hinter anderen deutschen Ländern verkehrstechnisch zurückstehen. Im Jahre 1918 wurde unter Beteiligung des Staates das Bayernwerk zur Versorgung des rechtsrheinischen Bayern mit Elektrizität durch Wasserkräfte gegründet. Dieses eminent großzügige und moderne Unternehmen befaßt die Wasserkraftwerke Walchensee-, Mangfall-, Soyensee-, Alz-, Kachelt-, Inn- und Viereth-Werk in sich. Umspannwerke oder Transformatorenstationen befinden sich bei München, in Meittingen, Schweinfurt, Stein bei Nürnberg, Würzburg, Landshut, Regensburg, Amberg.

Bayern arbeitet, Bayern genießt, beides in etwas langsamerem Tempo als seine nördlichen und westlichen deutschen Nachbarn. So aber hat es sich wie im Mittelalter auch in der neueren und neuesten Zeit eine umfassende Pflege der Künste und Wissenschaften gönnen können, unterstützt, beraten, geführt dabei von seinen Wittelsbacher Fürsten und von bedeutenden Männern. Gerade auf bayerischem Boden ist das Barock zu solchen Leistungen wie der Münchener Theatinerkirche Barellis und Zuccalis gelangt, wurde das Rokoko erst zu seiner letzten Vollendung gebracht, wovon die Amalienburg, die Dießener Kirche und die Wieskirche bei Steingaden Beispiele geben. Bayern ward ein Pflanzgarten der deutschen Romantik durch die Kunstpflege König Ludwigs I., durch Maximilian II. und seiner Münchener Dichter- und Malerschule, durch Ludwig II. und dessen Förderung Richard Wagners.

Seiner Lage im Herzen Europas wegen hatte es auch in den letzten 30 bis 40 Jahren vieles in Kunst und Literatur aufzunehmen und zu verarbeiten, was aus Nordostsüdwest kam; man denke an die Kunstrichtungen des Impressionismus und Expressionismus. Beide haben Spuren in den größeren Städten zurückgelassen; sie haben zwar die Architektur nicht unmittelbar befruchtet, aber ihr doch



***Schloß Neuschwanstein** bei Füssen in den bayerischen Alpen.*

manchen Anstoß gegeben. Das neue Münchener Justizgebäude wäre sicher nicht, aber auch schon das dortige neue Nationalmuseum nicht ohne den Impuls entstanden, der von jenen Bewegungen ausging. Der Einfluß der modernsten Nutzbaurichtung ist u. a. an dem ersten Wolkenkratzer Münchens, einem städtischen Verwaltungsgebäude, an der Oberpostdirektion und an dem neuen Flughafen dort zu ersehen.

Die schweren Zeiten des Weltkrieges, der Revolutionen, der Inflation und der Weltwirtschaftskrise hat auch Bayern zu spüren bekommen. Rund 200 000 Bayern fielen im Weltkriege, die Revolutionen forderten in der Hauptstadt zahlreiche Opfer, durch die Wirtschaftskrise wurde manch große Maschinenfabrik stillgelegt und Hunger und Elend besonders über die arme Bevölkerung im östlichen Grenzgebiete Bayerns gebracht. Das Land hat diese Schicksalsschläge bis heute überstanden dank einer geschickt geleiteten Außen- und Innenpolitik und einer trotz der schwierigen Verhältnisse gut ausgebauten sozialen Fürsorge. Das geistige und kulturelle Leben konnte sich, wenn auch mühsam, durch alle Nöte hindurchretten. Davon zeugt u. a. das Schaffen von Dichtern wie Carossa, Graf, Ortner, Weismantel, davon zeugt das Ringen von bildenden Künstlern und Musikern bayerischer Abkunft um neue Ziele, zeugt die erfolgreiche Tätigkeit bayerischer Wissenschaft und Technik in Erfindung und Ausbau neuer Möglichkeiten der Erkenntnis und Kulturbeherrschung. Die Vollendung des Deutschen Museums in München, der gewaltigen Schöpfung Oskar von Millers, und anderer Errichtungen für Zwecke der Kunst und Wissenschaft, wie des Erweiterungsbaues der Technischen Hochschule dortselbst sind weitere Zeichen der ungebrochenen kulturellen Widerstandskraft Bayerns.

Bayrisch Land und Volk,
Stolz und ehrenfest:
Bleibt's die alte Art,
Bleibt's die allerbest.

Weiß-blau Dein Panier,
Himmelslicht und Treu.
B'halten wir's zusamm'!
Und die Welt wird neu.

Tirol

Alois Brandl

Geschlossen in sich stand das deutsche Tirol - denn das italienische Drittel hielt sich fernab als eine schweigende Unterprovinz - auf der westlichen Grenzwacht und war sich mehrfacher Einheit bewußt. Einheit historischer Art, denn langsam im Laufe von Jahrhunderten und wie von selber war das "Land im Walde" zusammengewachsen, hatte schon im fünfzehnten Jahrhundert den Bauern die Freiheit gegeben und die Landtagsstube ihnen geöffnet und hatte sich durch freie Wahl zur Leibgarde der Habsburger gemacht; der rote Aar in weißem Felde mit dem grünen Ehrenkränzlein war jedem seiner Mannen ins Herz geprägt. Einheit geographischer Art, denn von seiner Bergeskrone sandte es nach allen Seiten die Flüsse zu Tal, beherbergte eine Stammesgemeinschaft von Jägern, Sennen und Holzhackern, zeigte überall die charakteristische Art der Waldbauern, der frugal zu leben hat und deshalb manche Laster der Ebene meiden muß, dabei wehrhaft bleibt und gewohnt ist, das Wild mit List und Blei zu erjagen. Und dazu gesellte sich eine merkwürdige Einheit persönlicher Art, indem dies Land von wenig mehr als einer halben Million Bewohnern der Welt einen politischen Helden und Märtyrer gab, auf den jeder Stand, jedes Haus, jedes Kind eingeschworen ist wie auf eine Religion, ohne Zaudern und Wanken, mit himmelfestem Vertrauen: das war Andreas Hofer. Einen einzigen Mann von Weltruf hat Tirol erzeugt, und wo immer in der Welt sich zwei Tiroler treffen, in seinem Namen sind sie vom ersten Augenblicke an einig. Wenn ein Kaiser oder König, ein Denker oder Künstler, ein Feldherr oder Gesetzgeber sich Millionen geistig verpflichtet hat, so blicken diese zu ihm empor; aber zu einem Andreas Hofer blickt der Tiroler wie zu einem neben ihm stehenden, der nicht gescheiter, nicht besser geboren, nicht herrlicher geartet ist, aber dafür eine aufrichtige, selbstlose Volksliebe bis in den Tod betätigte, daher absolutes Vertrauen verdient. Man kann diesen Zauber nur mit dem heiligen Ernst vergleichen, den die Eidgenossen vor ihrem Tell bewahren.



Andreas Hofer.

Gefragt, gezweifelt und geforscht hat man viel, was eigentlich der Sandwirt wollte? Man hat darauf hingewiesen, daß er gar nicht stolz auf sein Österreichertum war, vielmehr die österreichischen Generale als "Konfusionsräte" zum Teufel wünschte. Man hat betont, daß es damals den Begriff des Deutschtums noch gar nicht gab, und sicherlich wäre der ehrliche Anderl in Verlegenheit geraten, wenn man ihn von schwäbischer oder preußischer oder gar von bayrischer Seite als deutschen Bruder begrüßt hätte. Er hat sich nicht einmal sonderlich darüber aufgehalten, daß Leute von seiner eigenen Mundart und Stammessitte ihm als Hauptfeinde entgegentraten. Man hat ihn als Verfechter katholischer Kirche und Geistlichkeit im schattenreichen Berglande hinzustellen versucht, weil er fleißig den Rosenkranz betete und immer ein Marienbildchen auf seinem großen Passeierhute trug; aber wenn man in den tirolischen Pfarrhäusern die vielfach noch ungedruckten Chroniken nachliest, die dort von zeitgenössischen Priestern geschrieben wurden, ist man erstaunt, wie die Herren im Talar mit begreiflicher Vorsicht vom sogenannten "Bauernrummel" sich abseits hielten, dem sie im Vergleich mit den mächtigen Heeren Napoleons und der Rheinbundfürsten keinen Dauererfolg prophezeiten; der studierte Seelenhirt im Widum sorgte für seine Kirche, aber der Bauernführer ging wie ein Moses seiner Wolkensäule nach, gelenkt wie von einer höheren Macht, die er selbst

nicht recht zu beschreiben vermochte. Von einem göttlichen Instinkt hat Jean Paul einmal geredet, und so etwas waltete in der breitschultrigen Gestalt des schlichten Mannes, für den die Tausende von sparsamen Hofbesitzern und kinderreichen Familienvätern als Freiwillige in die Schlachten stürmten und ohne Zwang, ohne das, was man in den damaligen Heeren Disziplin nannte, und ohne die geistigen Schlagworte, mit denen man moderne Heere aufzupeitschen pflegt, in jedem Winkel der Schlacht dem Tode trotzten. Sucht man es beim Lichte, so griff der fromme, gewissenhafte Hofer zur Waffe, weil seine ganze Habe und Sitte bedroht war, ohne die das Leben keinen Wert mehr für ihn hatte: sein Tirolertum. Lieber auf eigener Scholle stolz dafür verbluten, als auf fremder Erde elend verderben!

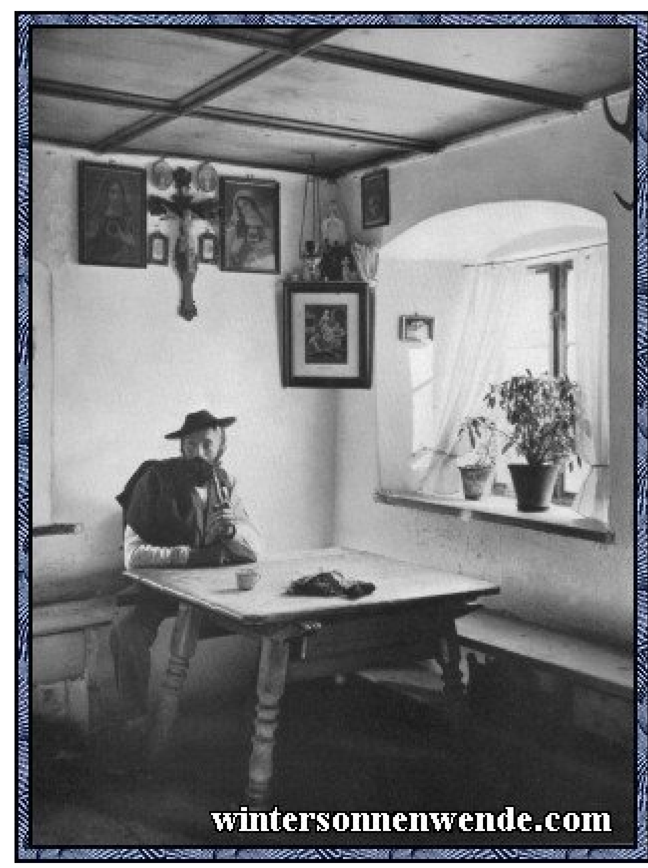
Weil man nicht viel vom Helden des Jahres 1809 im Ländchen redet, darf man ihn nicht für verschollen, sein Gedächtnis nicht für verblichen halten. Als im Sturmjahr 48 der Kaiser freiwillige Kompagnien aufrief, um die Grenze im Süden zu verteidigen, stellten sich auch in der Gemeinde St. Nikolaus auf der Nordseite von Innsbruck hundert Wehrfähige zusammen, und zum Kommandanten wählten sie den unter ihnen, der als der Sandwirt bekannt war, als der Besitzer eines Wirtshauses dieses Namens; er hatte gar nie gedient; als Kaiser Ferdinand vor der Hofburg die Parade über die Kompagnie abnahm, mußte der neue Hauptmann halblaut seine Gemeinen fragen: "Welcher ist denn der Kaiser da?"; und als man ihm den etwas untersetzten Träger der Krone zeigte, rief er erstaunt: "Was, der Kloani da?" Der Name genügte, um den einfachen Wirt zum Träger sehr ernsten Vertrauens zu machen. Im ganzen Lande hatte man "den Sandwirt" gekannt, der auf jedem Viehmarkte und bei jedem Handelsgeschäfte sein Wort hielt, besser als wenn es verbrieft oder besiegelt gewesen wäre, dessen Handschlag eine fraglose Verläßlichkeit darstellte und der mit bäuerlichem Hausverstand das Richtige zu treffen pflegte. Das war populärer Ruhm; einem geradlinigen Heimatsgenossen mit offenem Auge und starkem Herzen wollte man nachgehen, auch im Kugelregen, und es ist der Kompagnie auch nicht einmal so übel gegangen, obwohl der Herr Hauptmann die Kommandowörter erst vor der Front zu lernen hatte. Der Einzelfall ist ein typisches Bild von der Stimmung, die in jener kritischen Zeit aus allen Zeitungen, allen Gedichten, allen Reden und Taten des Bergvolkes drang und zum Siege führte.

Dieselbe Stimmung flammte vulkanartig empor, als Franz Josef im Unglücksjahr 1866 an "seine" Tiroler appellierte. Es änderte nichts, daß an die Stelle des französischen Gegners inzwischen ein italienischer getreten und jedes kirchliche Streitmoment weggefallen war. Das "Landl" war in Gefahr - also ging der Geist Hofers wieder um. In der Reichshauptstadt verfügte sich nach Königgrätz der Bürgermeister Zelinka in die Hofburg und erklärte im Hinblick auf die Schanzen, die man eben bei Florisdorf aufwarf: "Majestät, das Gerücht ist verbreitet, daß Wien verteidigt werden soll; Majestät, die Aufregung ist groß, ich stehe für nichts" - und Zelinka erhielt später ein schönes Denkmal aus Bronze, das in Wien noch heute steht. Kein Prinz Eugen und kein Erzherzog Karl vermochte im Zentrum des Habsburgerstaates die Werbekraft des titellosen Passeirers zu ersetzen.

Vollends bewährte sich die Magie seines Namens, als im Mai 1915 das geeinigte Italien mit Hilfe der Entente gegen Südtirol anrannte: 5000 Graubärte, über 60 Jahre alt, holten freiwillig die Flinte heraus und halfen als echtes Hofervolk die Grenze hüten, drei Jahre lang, gegen eine vielfache Übermacht. Schließlich, nach traurigstem Ausgang des Feldzuges, übernahm der neugegründete "Andreas-Hofer-Bund" die Fortsetzung des nationalen Widerstandes mit friedlichen Waffen und erntete von gegnerischer Seite die Ehrung, daß keines seiner Mitglieder durch Jahre ein Visum zur Einreise südlich vom Brenner erhielt... Das vermag noch heute der Blutzeuge von Mantua; man kann ihn nicht totschlagen, er ist längst erschossen und lebt um so mächtiger.

Wo hat dies seelische Tirolertum seinen Sitz? Wo können es die Carabinieri fassen, wo die Ukase des Bozener Präfekten es mundtot machen?

Das Lied vom Tiroler Adler läßt es auf Ortlers Felsenspitze horsten. Daran ist etwas Richtiges. Wordsworth, der englische Volksdichter einer Zeit, in der sich britische Heere wirklich für bedrängte Kleinvölker auf dem Festlande schlugen, feierte in einem berühmten Gedichte "Zwei Stimmen" als unüberwindliche Vorkämpfer der Freiheit: Hochgebirge und Meer. Als volkstümlicher Engländer, wie wenige seiner Landsleute, fühlte Wordsworth, was solche Ausnahmenatur für Schweizer und Tiroler, für alte Griechen und späte Holländer bedeutete. Wer hat einmal auf Gletscherhöhe eine Sommerstunde vor Sonnenaufgang erlebt? Schwarze Schatten hängen noch an den Klippen und Karen oberhalb der Firnregion, in der die Schmelzwasser geisterhaft gurgeln und knistern. Einige bleiche Sterne glitzern über der grauen Eisfläche. Mit einem Mal ergießen sich dunkelrote Glutströme über die höchsten Spitzen, als täte sich in einer ungeheuren Kirche der Himmel auf: wer solch elementare Offenbarung täglich erlebt und als heimatlich empfindet, wird ein anderer Mensch als die besorgten Geschäftsleute und gebückten Arbeitstierchen in der Ebene. Bei solchen dämonisch angehauchten Naturen entwickelt sich ein Selbstvertrauen und ein Wille zur Selbstbestimmung, die sich nicht erschrecken lassen, die zu keiner Zeit verebben und nicht wie eine bloße Idee, sondern wie eine tief innerliche Mission sich behaupten durch Generationen. Die wenigen tausend Ladiner, deren Idiom in keiner Schule gepflegt und in keinem Buche festgelegt wurde, haben sich so durch die Jahrhunderte ladinisch erhalten; die wenigen Basken in ihrem Pyrenäenwinkel sind baskisch geblieben; auf gleichem Wege sind die deutschen Südtiroler.



Tiroler Bauernstube.

Wie friedlich und glücklich lebte bisher das Völkchen in den tiefeingesenkten Talsohlen an der Etsch und am Eisack! In sauberen Dörfern und Städtchen genossen frommgesinnte Bauern und Bürger durch mehr als ein Jahrtausend ihre deutsche Kultur und vereinten sie willig mit einem erheblichen Einschlag von italienischer Kunst und Dichtung; man konnte ihnen nicht geistige Trägheit nachsagen. Jedes Kind im österreichischen Südtirol lernte Heimats- und Weltkunde, Denken, Beten und Singen, alles in der Muttersprache; jeder Erwachsene wählte mit die Obrigkeit und arbeitete mit am Wohlstand der Gemeinde. Uralte Theaterfreude blühte an zahlreichen Orten, und die meisten Schriftsteller des schriftenreichen Deutschtirol wurzelten in den Nebengauen. Selbst der südliche Nachbar, italienisch nach Rasse und Sprache, hatte davon Gewinn; denn der Wohlstand der Deutschen brachte ihm Verdienst, und freie Strebsamkeit blühte im ganzen Lande. **Das hat seit einem Jahrzehnt der Faschismus gründlich geändert. Deutsch dürfen die Tiroler in ihren Schulen nicht mehr lernen, und italienisch bleibt den Deutschgeborenen durch alle Gemütsbande der Familie ein**



Beim Tarockspielim Kleinen Walsertal (Vorarlberg).

Fremdelement; beide Sprachen werden zwischen Salurn und Brenner verwahrlost, und dafür wuchert Kulturlosigkeit. Die alten deutschen Lehrer werden verfolgt, gehemmt, vertrieben, und die neuen italienischen gescheut, nach Möglichkeit gemieden und oft nach Leibeskräften gehaßt. Frag einen fünfjährigen Buben auf der Straße, und sein Schweigen, sein mißtrauischer Blick, seine ablehnende Haltung zeigen Dir, daß er die Gefahr des Redens für sich und die Seinen kennt; lärmende Gewaltherrschaft hat in den Gemütern eine stille, allgegenwärtige Empörung erzeugt.

Hingebungsvoll hat die deutsche Geistlichkeit sich für die Erhaltung guter deutscher Sitte eingesetzt, namentlich für die Erteilung des Religionsunterrichtes in der Muttersprache; aber das Möglichste geschieht, um sie einzuschüchtern und ihre Wirksamkeit zu beschränken. Selbst der Papst scheint seine Getreuesten zu verlassen und sendet ihnen neuestens eine Menge italienisch redender, italienisch gesinnter, italienisch vorgehender Geistliche in die Kirchen und Klöster. Politik in der Religion ist wie Teufelskraut im Weizen.

Die hohe Regierung in Rom ernennt überall einen Podesta, der aus Gott weiß welchem apulischen oder sizilianischen Neste stammt und den selbstgewählten, bodenständigen Vorsteher ersetzen soll; lieblos macht er sich mit seinem fremdsprachlichen Sekretär in der Gemeindestube breit; Vermögen und Frieden des Ortes zahlen die Kosten. Ein Paradies könnte dieser Erdenwinkel sein, wo die köstlichsten Früchte von den Bäumen winken, die prächtigsten Märchenwälder die Lüfte würzen, die schönsten Kirchen und Burgen prangen und uralte Bildungstradition in den Köpfen steckt; aber die Faust der Eroberungspolizei schafft eine Friedhofsruhe. Regieren heißt doch sonst, Stürmen und Katastrophen vorbeugen.

Meran, das einstige Herz von Tirol, wo tatkräftige Fürsten das "Land im Walde" zusammenschmiedeten und die Passeirer mit dem Sandwirt in der Mitte die Burgwache stellten, hat nichts mehr zu schaffen mit Innsbruck, der neuen, von den Habsburgern gehobenen Hauptstadt, wo der gemeinsame Landtag saß und gemeinsame Wirtschaftskörper den Wohlstand förderten. Der Brennerpaß, von Natur und Menschen zum Kerne der "gefürsteten Grafschaft" bestimmt, soll Grenzscheide sein; er trennt jetzt hermetisch den Norden vom Süden, und die nächsten Familienangehörigen müssen oft aus Mangel an Reisebewilligung an den berüchtigten Schlagbaum herantreten, der unter dem Auge der Carabinieri die Wasserscheide sperrt. Kein Regenwurm ist jemals grausamer in der Mitte auseinandergetreten worden. Die Entente hat hier den tirolischen Bergkristall zerrissen, und im Wagen der Kommission, die den Grenzkordon aussteckte, bemerkte man mit seltsamen Gefühlen einen japanischen Major.

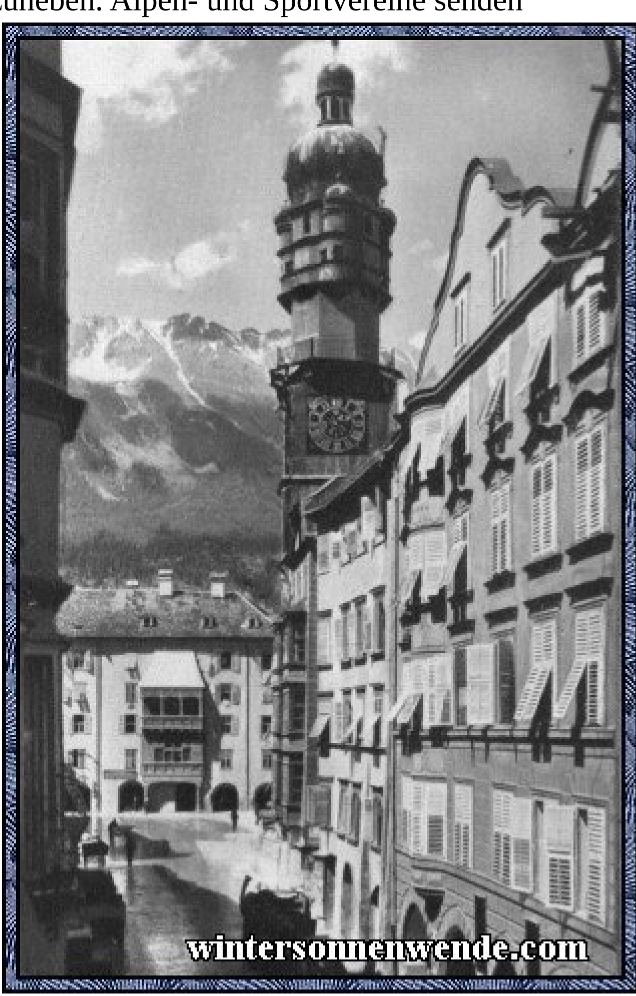


Kirmes in Meran.

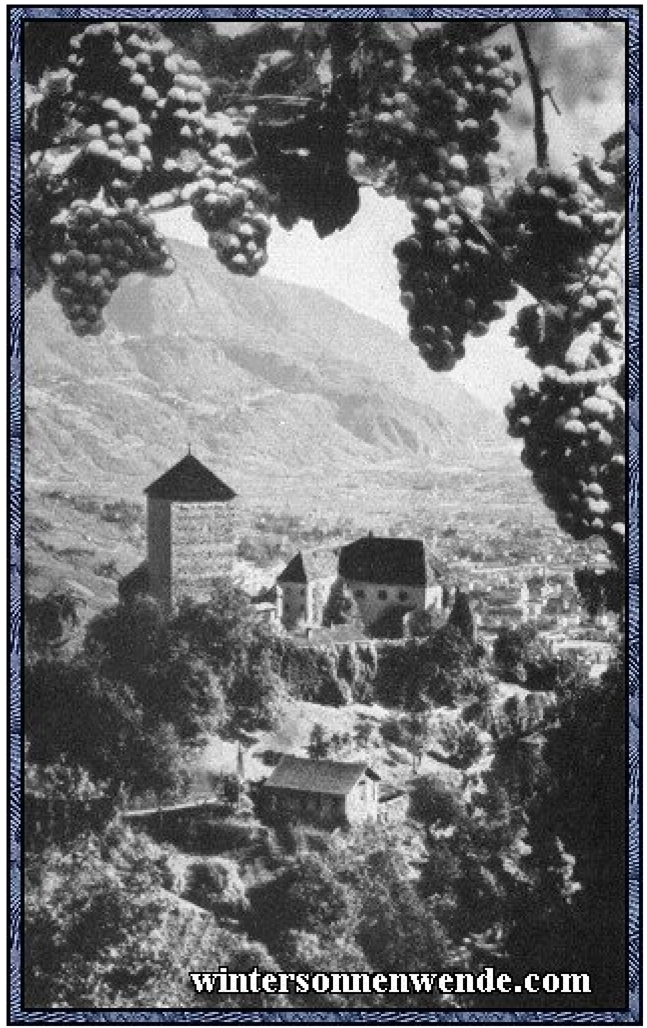


Bozener Weinstube.

Kürzlich erst fragte mich ein Bankherr in Bückeburg, mit dem ich auf die Leiden unserer Landsleute in Südtirol zu reden kam: "Was tut ihnen denn eigentlich der Mussolini, was ist ihnen nicht recht?" Erstaunlich ist es, wie wenig man oft in deutschen Kernlanden von den **Grenz- und Auslandsdeutschen** weiß. Es soll, wie man hört, in Preußen eine Schulvorschrift geben, die jeden Lehrer zur Unterweisung in diesen lebenswichtigen Dingen verpflichtet. Man möchte meinen, in unseren Gymnasien müsse die Tragödie des Brenners wenigstens ebenso betont werden wie die des Xerxes oder des Hannibal. An der Universität Berlin gibt es sogar einen Lehrstuhl für Auslanddeutschtum. Man kann der Presse in den norddeutschen Städten nicht vorwerfen, daß sie neue Angriffe der Faschisten am Südhang des Brenner verschweige, und namentlich die Aufklärungsarbeit des V. D. A. ist dankbar hervorzuheben. Alpen- und Sportvereine senden zahlreiche Mitglieder aus dem Norden in die Skigebiete und Sommerfrischen der tirolischen Südmark, wo jeder, der Augen und Ohren hat, die Wahrheit doch greifen muß. Wie gering ist aber die Aufmerksamkeit für nationale Geographie! Am 19. Oktober vorigen Jahres standen in Bozen bei der Annexionsfeier der Italiener zahlreiche reichsdeutsche Ehrengäste mit auf dem "Vittoria"-Denkmal und halfen den Faschisten die Parade der Truppen abnehmen; gefragt, warum sie es taten, zeigten sie keine Spur von Kenntnis der Verhältnisse. Alle Tage lachen die Postbeamten in Innsbruck über die vielen Briefe, die aus Hamburg und Berlin einlaufen und so adressiert oder frankiert sind, als läge Innsbruck in Italien. Von rechtswegen müßte jeder Verein, Klub und Lesezirkel den *"Südtiroler"* halten, der für 6 Mark im Jahre alles meldet, was an unserer Südgrenze Ergreifendes und Erschütterndes vorgeht.



Innsbruck.
Herzog Friedrich-Straße mit dem Goldenen Dachl.



Traubenzeit im deutschen Südtirol.
Schloß Tirol ob Meran.

Innsbruck hat die Brüder an der Etsch nicht vergessen. Schon beim Austritt aus dem Bahnhof grüßen den Reisenden Brixener und Salurner Straßen und ein Bozener Platz. Buch- und Kunstläden zeigen den herumwandernden Touristen die Herrlichkeiten, die auf der

sonnigen Seite der Alpen ihrer warten. Wenige Schritte außerhalb der Stadt, und man wird bereits auf die ersten Berge hingewiesen, die bis vor kurzem deutsch hießen und jetzt italienisch heißen. Gegenüber der Hofkirche mit den berühmten Bronzewächtern am Grabmal des Kaisers Max erhebt sich das Stadttheater, wo mit Vorliebe die Exl-Truppe im Stile Anzengrubers spielt; da wandelt nicht selten Kranewitters "Andreas Hofer" über die Bühne, und Schönherrs "Volk in Not" kann man auch auf den benachbarten Bauerntheatern in Sommerbühnen mit lebhafter Empfindung aufgeführt sehen; tirolische Dichtung vermittelt ununterbrochen einen geistigen Zusammenhang mit den Getrennten über alle Schranken und Berge und Abgründe hin. Die literarische Regsamkeit des Ortes kommt dem südtirolischen Problem zu statten; in Prosa und in Versen pflegen warmherzige, manchmal sehr begabte Schriftsteller und Gelehrte die Erinnerung an die Straße, auf der einst die deutschen Kaiser, sowie Dürer und Goethe romwärts zogen; Geschichtswerke sehr achtunggebietender Art gemahnen die deutschen Leser daran, daß einstmals Hofer das erste Zeichen zur deutschen Selbstbefreiung gab und nicht lange fragte, ob er heil und gesund aus dem Kampfe hervorgehen werde; er tat, was das Volkswohl gebot, und überließ dem Himmel das Weitere.

Auf dem Berg Isel erhebt sich das eherne Standbild des einstigen "Oberkommandanten von Tirol", der an dieser Stätte die Generale Napoleons mit ihren Schwadronen und Kanonen ins Tal zurückjagte. Ein Südtiroler hat ihn modelliert, ein Naturgenie aus dem höchst gelegenen Dörfchen des Vintschgau, Heinrich Natter, und viel Kunst hat er aufgeboten, um scharfen Wahrheitssinn mit symbolischer Kraft zu vereinigen. Er ließ sich ein Gewand aus dem Passeier schicken, das Hofer selber getragen hatte; lange wanderte der breitrandrige Hut und das massive Wams von einem Modell zum andern, bis sich eine Gestalt von ausreichender Größe und Derbheit fand, der die hünenmäßige Nationaltracht auf den Leib paßte. Er probierte lange, bis die Fahne sich mit Kopf und Brust zu einer sinnvollen Einheit rundete und der Arm mit lebensvoller Gebärde gleichsam die Verteidigermassen zur Abwehr hinunterschleuderte. Er flankierte den zornigen Riesen aus Bronze mit zwei auffliegenden Wappenadlern und schuf ihm dadurch eine Breite, die jedem Beschauer imponieren muß. Wucht und Ausdruck ist genug in dem wohlüberdachten Werk - und doch versammelt sich am 10. Oktober, wenn der Jahrestag von Südtirols Annexion an Italien wiederkehrt, die Schar der ernsten Patrioten lieber neben dem anspruchslosen Marmordenkmal des einstigen Führers, das in der Hofkirche neben dem prächtigen Mausoleum des Kaisers Max fast in einem Winkel steht und mit einer fast frommen Innigkeit die Treue des Tiroler Volkes markiert. Diesem in sich gekehrten Hofer ist eine schwarze Trauerfahne in den Arm gelegt, die da bleiben soll, solange Südtirol in Knechtschaft liegt. Vor diesem Bilde von ergreifender Einfachheit wird ohne viel Rhetorik an den Befreiungskampf erinnert, der mit scheinbarer Aussichtslosigkeit begann, draußen aber ertönen die Glocken durch das ganze nordtirolische Land, in allen Kirchen wird Trauergottesdienst gehalten, in den Schulen die Bedeutung des Tages erläutert und im Landtag der Protest gegen die schmachvolle "Befreiung" Südtirols erneut, das ungefragt wie ein Schaf oder eine Ziege im April 1915 verschachert wurde. Das ist immer ein echt völkischer Tag, an dem sich alle Landesbewohner **eines** Herzens fühlen, **einer** Hoffnung sich hingeben, obwohl keiner eine Idee hat, wie sich das alles einmal wieder ins Gleichgewicht fügen soll.

Es ist Karfreitag. Viele Leute, die sonst nie zur Kirche gehen, wandern abends in die Pfarre, wo der Probst Weingartner alljährlich auf der Kanzel steht und predigt. Man kann nicht gut über das geistige Tirol der Gegenwart handeln, ohne dieses merkwürdigen Mannes, ebenfalls eines geborenen Südtirolers, zu gedenken. Er hat sich als Kunsthistoriker, als Reisebeschreiber und als Romanschriftsteller ausgezeichnet; jedes Jahr tut er einen großen Flug in die Welt hinaus, um sie mit eigenen Augen zu sehen, bald nach Norwegen und bald nach Griechenland; daheim aber besucht er alljährlich seine Seelsorgsfamilien, und zwar nicht bloß die Hausbesitzer, sondern auch die Hausmeister und die Kellerbewohner. Dieser ganz moderne Mensch im Talar kam letztes Jahr auch auf die allgemeine Notlage zu sprechen, die auf dem Lande lastet, wobei ihm natürlich jedes Herz der Anwesenden entgegenschlug. Er sprach aber nicht von Sündenstrafe oder Menschheitsprüfung, nicht von ordentlichem Tugendpfade oder außerordentlicher Buße, sondern

erzählte von viel größerem Elend, das in früheren Jahrhunderten selbst in gesegnetsten Landen herrschte, von der Grausamkeit der vielgefeierten Griechen gegeneinander und von der entsetzlichen Grausamkeit der Römer gegen besiegte Völker. Wehleidig, rief er aus, sind wir moderne Menschen, und viel zu sehr geneigt, in Klagen uns zu erschöpfen; schlechte Zeit hat es immer gegeben, aber andere Generationen trugen sie mannhafter. Es war eine tirolische Predigt.

Stählend wie eine altgermanische Heldensage wirkt in Innsbruck der Anblick von felszackigen Hochgebirgen, die am Ende jeder Straße aufstreben. Sie locken unausgesetzt zu alpinem Sport, und eifrig folgt Innsbrucks Jugend in Sommer und Winter der stummberedten Einladung. Die neugebaute Universität ist hell und schmuck, wetteifernd sorgt die Professorenschaft für Bücherschätze in den Seminaren, viel Arbeit wird von der Studentenschaft gefordert und geleistet; aber sobald am Freitag die Mittagsglocke anschlägt, stürzt sich alles - ohne daß hier eine akademische Vorschrift nötig wäre - auf Leibesübungen. Da geht es in der guten Jahreszeit rudelweise auf die Almen, auf die wildesten Jöcher, auf die schwindligsten Kare, wo Freiheit und Kühnheit den Bergsteiger beflügeln; leicht trägt man im Rucksack den Eßvorrat für ein paar Tage, und da und dort lohnt noch eine duftige Prunelle, eine Alpennelke, eine Orchis dem Florafreunde das Suchen - der Blumenreichtum früherer Zeiten ist allerdings längst zerrauft und streckenweise fast ausgerottet. Aber noch höher und lustiger klettert sichs im Winter mit den Skibrettchen auf dem Rücken über die verschneiten Hänge; die Saligen Fräulein, von denen manches Märchen erzählt, mögen sich wundern über das Lachen und Jubeln der Skiläuferinnen, die sich trotz Lawinengefahr über die steilsten Kögel zerstreuen. Zahlreicher noch als die heimischen Akademiker betätigen sich die fremden und niedergelassenen Gäste, und in einem Rausch von Hochgefühl sausen die gewandten Leiber hochaufgerichtet ins Tal hinunter, hinweg über scheinbar unüberwindliche Hindernisse im Sprung. Was körperliche Ertüchtigung betrifft, ist Innsbruck wohl die hervorragendste deutsche Hochschule. Da zeigt die moderne Jugend ihre starke Seite; Abenteuerlust und Verwegenheit und bewundernswerte Gewandtheit blitzen hervor und lassen frühere Generationen wie Philister erscheinen, die sich beim ersten Schneegestöber tief unten hinter dem Ofen verkrochen. Diese Jugend ist noch leistungsfähig; sie kann sich tollen und tummeln; sie hat noch Mut trotz versagender Mittel und verhängnisvoller Arbeitslosigkeit; sie hat Kraft und wird vieles leisten, was sich noch nicht ermessen läßt. Die deutsche Jugend ist unsere Hoffnung, so trübe auch die Gegenwart aussieht; am glänzendsten tritt sie in der hohen Alpenwelt in die Erscheinung; wer diese Scharen von Rennern und Rodlern sieht, aus allen Teilen Deutschlands, der weiß, daß der Deutsche noch nicht aufgehört hat, Geschichte zu machen. Gefährdet ist die Existenz von Innsbrucks Hochschule, denn Wien glaubt nicht mehr die Mittel dafür erschwingen zu können; aber der norddeutsche Studentenzufluß erhält sie und bewirkt eine unmittelbare Verbrüderung, die der Vereinheitlichung unseres Volkstums irgendwie zugute kommen muß: dies aber ist für die Zukunft gegenüber unserer inneren Zerrissenheit die Hauptsache.



Schußfahrt am Arlberg.

Die Deutschen im alten Österreich
Robert Hohlbaum

Im Jahre 1809 jubelt Theodor Körner in seinem Gedichte an Österreich "Dein Schwert, dein Karl wird siegen!", nennt es Arndt "an Siegen und an Ehren reich", die Patrioten, die Friedrich Schlegel, Kleist, Görres erhoffen einzig von ihm die Hilfe gegen die französische Fremdherrschaft, der Freiherr vom Stein sucht das Land auf als schützendes Asyl. Im Jahre 1866 schreibt Grillparzer den erschütternden Zweizeiler:

> "Als Deutscher bin ich geboren, bin ich noch einer?
> nur was ich Deutsches geschrieben, nimmt mir keiner."

Dazwischen liegen Leipzig, Waterloo, aber auch Olmütz und Königgrätz. Aus der einstigen wenn auch lockeren staatlichen Gemeinsamkeit ist eine bloße geistige Gemeinschaft geworden. Und so ist es geblieben, trotz Gorlice und Flitsch-Tolmein, trotz dem Fall der trennenden dynastischen Hindernisse, trotz aller Bemühungen der großdeutsch Gesinnten hüben und drüben. Ja, es ist noch schlimmer geworden. Während die Deutschen des alten Österreich eine zwar bedrängte aber immerhin geschlossene Formation in den deutschen Geisteskampf führen konnten, sind die Erben der unseligen Hinterlassenschaft auf die verschiedenen Nachfolgestaaten verteilt, auf die Tschechoslovakei, Jugoslavien, Rumänien, Polen als **unterdrückte Minderheiten** und in einem geschlossenen, aber gegen seinen Willen vom großen Mutterreiche abgesplitterten Staat, darin in Wahrheit die Bürger nicht weniger abhängig von fremdem Einfluß sind als ihre offen versklavten einstigen Staatsgenossen.

Wenn ein Schwabe, ein Sachse, ein Niederdeutscher Form und Charakter der Landschaft und Bewohner seiner Stammesheimat gestalten will, so ist das eine ziemlich klare und von Hindernissen freie Aufgabe. Von wenigen Schattierungen abgesehen, wird er eine einheitliche Grundfarbe, eine ziemlich allgemein gültige Struktur feststellen können, im Menschen wie in der Landschaft. Mag sein, daß zwischen Alt- und Neuschwaben, daß zwischen Mecklenburgern und Holsteinern in Sitte und Lebensführung Unterschiede bestehen, sie werden nie die Trennungsmomente aufweisen, die zwischen dem Obersachsen Nordböhmens und dem Bajuwaren Oberösterreichs, zwischen dem Bewohner des ernsten, schlichten schlesischen Waldlands und dem Winzer des Weinlandes der Steiermark bestanden und bestehen. Von Salzburg bis Kronstadt, von Tetschen-Bodenbach bis Cilli und Gottschee reichte das deutsche Sprachgebiet in Österreich, von hart an der Grenze Wohnenden, die sich in Haltung und Lebensführung kaum von den Deutschen des Reiches unterschieden, bis zu Kolonisten, die dem Zentraldeutschen mit dem lockenden und unheimlichen Schimmer des Exotischen umwoben schienen, von Irredentisten, die dieses Österreich als Feind reinen Deutschtums verfluchten, bis zu Menschen, die im Festhalten an Österreich und der Dynastie die einzige Rettung vor andrängender fremder Flut erblickten. Man muß schon sehr tief schürfen, um aus dem verwirrenden Farbenspiel die Grundfarbe der Schicksalsgemeinschaft zu befreien, die allen gemeinsam war.

Unsere Zeit hat wie keine vor ihr das historische Sehen verlernt. Sie, die der Abgrund einer furchtbaren Leidenszeit von dem Einst trennt, hat zumeist nicht Weitblick genug, diesen Abgrund zu überblicken und in fernere freundliche Gefilde zu schauen. Auch ist sie so erfüllt von den Problemen des Tages, die sie bedrängen, daß sie sich nicht die Muße nimmt, aus ferner Zeit zu lernen, das Heute aus dem Einst heraus zu begreifen. Um den deutschen Österreicher zu verstehen, muß man wissen, wie er war und wurde.

Die Entwicklung Preußens ist - mit wenigen Ausnahmen - folgerichtig unter einem Gesetz eiserner Notwendigkeit vor sich gegangen, eben weil so viele gewaltsame Eroberung das Land gebildet haben. Das *"Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube"* haben wir Nachgeborenen längst als Fluch

erkannt. Gewiß war es Gepflogenheit der Herrscher bis zum Erwachen des Volksgedankens, ihren Besitz zusammenzuraffen wie ein besseres Bauerngut, auch die Hohenzollern haben es schließlich nicht anders gemacht, aber die Lage ihres Landes, die schicksalsmäßige Bestimmung haben sie vor dem Unheil bewahrt, das die Habsburger für sich und ihre Länder beschworen. Der spanische Welttraum wurde wohl durch die Teilung in zwei Linien ferne gehalten, aber von der Eroberung Ungarns über die Teilung Polens und von dem italienischen Machtverlangen bis zur Okkupation Bosniens, gegen die sich die sehr zu Unrecht von Bismarck gescholtenen Liberalen mit einem nationalen Instinkt widersetzten, der sie sonst nicht immer auszeichnete, eine Attacke um die andere gegen das deutsche Element und letzten Endes dadurch gegen den Habsburgerstaat als solchen, der mit der Existenz des Deutschtums bis ins Letzte verbunden war.



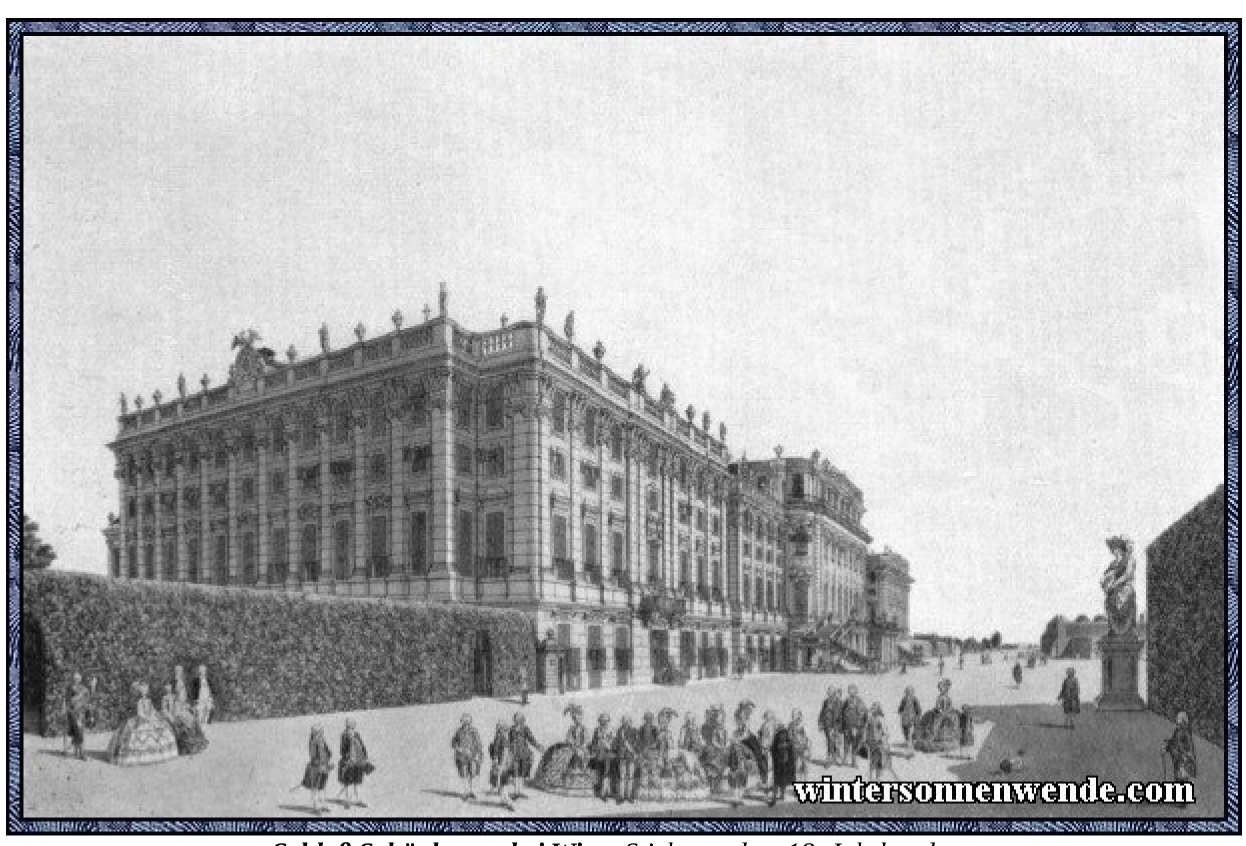
Die Wachau. *Ruine Aggsbach an der Donau.*

Die klare Urbestimmung der Dynastie war die eines Verteidigers der Ostgrenze des deutschen Landes. Das weit genialere und wertvollere Geschlecht der Babenberger erkannte diese ehrenvolle aber nicht immer vorteilhafte Bestimmung. Der Umstand allein, daß die Kaiserwürde in Wahrheit im Laufe der Zeit ein Reservat der Habsburger wurde, machte sie unfähig, die ganze Kraft jener Aufgabe zu widmen. Der Torhüter kann nicht zugleich Hausherr sein. Durch diese Doppelstellung kommt das Unsichere, Schillernde, Dämmerhafte, Doppelzüngige in die Reihe der Herrscher dieses Hauses, sie sind weder das eine noch das andere, sie streben oft, wie Grillparzer sagt, "zauderhaft mit halben Mitteln und mit halber Tat nach halben Zielen". Der immer enger werdende Egoismus des Hausmachtgedankens - der sowohl nötig war, um sich gegen andrängende Fremdflut zu stellen, als auch um die Kaiserwürde zu behaupten - der sich in Preußen letzten Endes mit den Zielen des Volksganzen deckte, hatte hier mit ihnen nichts mehr zu tun, ja, war ihnen oft geradezu entgegengesetzt. Das war zuweilen nicht die Schuld der persönlichen Einstellung der einzelnen Herrscher. Maria Theresia und Josef waren gewiß bewußtere Deutsche als ihr Gegner Friedrich, und eine bürgerlich-großdeutsche Gestalt wie Erzherzog Johann wäre damals noch bei den Hohenzollern eine Unmöglichkeit gewesen. Das alles war eben nur zum Teil Menschenwerk, es war Geschick, unabwendbare Bestimmung, der selbst ein Josef nicht entging, der als erster und leider einziger klar erkannte, was damals vielleicht noch den Untergang hätte beschwören können: Rücksichtslose Zentralisierung und Germanisierung. Denn das waren sozusagen identische Begriffe. Da Heer und Beamtenschaft deutsch waren, mußte der Deutsche dieser Zeit Zentralist sein

und die föderativen Bestrebungen der andern Völker bekämpfen, die unter Rudolf dem Zweiten unter dem Deckmantel der religiösen Bewegung einsetzen, durch die Schlacht am Weißen Berge und das furchtbare Strafgericht auf dem Altstädter Ring für zwei Jahrhunderte gelähmt, zum Teil durch deutsche geistige Schützenhilfe wieder aufleben, bis sie im Frieden von Saint Germain ihr vorläufiges Ziel erreichen, lange nachdem der Zentralismus der Deutschen längst ein Märchen geworden, das ein paar Jahre lang im Weltkrieg von naiven Gemütern wieder geglaubt wurde.

Aber Jahrhunderte lang hatte dieser Zentralismus die Deutschen der verschiedensten Gebiete verbunden. Der Wiener Offizier oder Verwaltungsbeamte wußte, daß er sich im nördlichsten Böhmen oder im südlichsten Steiermark auf das deutsche Bürgertum stützen konnte, so wie es in ihm die von Gott gegebene Stütze erkannte. Dieses Gemeinsame tilgte damals noch die großen Unterschiede der Stämme und Landschaften. Diese Unterschiede gründen sich auf die verschiedensten Ursachen. Sie sind stammlich, gesellschaftlich, bildungsmäßig, weltanschaulich, landschaftlich begründet, sie sind durch sprachlich vertraute oder fremde Nachbarschaft bedingt, sie sind durch glückliche und verhängnisvolle Schicksalsfügungen beeinflußt worden. Aber sie sind so mannigfaltig, daß sie den Blick des an klareres Schauen gewohnten Binnendeutschen gar oft verwirrten und ihn zu Fehlschlüssen verleiteten, die Österreich und dem großen Deutschland verhängnisvoll wurden.

Die erste Frage, die ein Deutscher des "Reichs", wie wir sie seit 1866 zu nennen gewohnt waren, an einen Österreicher richtete und wohl auch noch richtet, galt und gilt **Wien**. Begreiflich. Eine große Stadt - vor hundert Jahren noch die größte deutsche Stadt überhaupt, deutsch, aber doch umwoben von einem fremden Hauch, einer süßduftenden Wolke aus völkisch-gemengtem Parfüm.
Das Wien des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch war mehr Weltstadt als das heutige. Wenn wir die Reisebeschreibungen der Fremden von Distinktion - wie etwa des alten Nicolai - lesen, so unterscheiden sie sich in ihrer fremden Einstellung nicht viel von einer Beschreibung Moskaus oder Petersburgs. Aber auch andere als so starre Berliner wie der Freund Lessings und der Feind Goethes - der junge Eichendorff etwa - bestätigen, daß das Straßenbild dieser Tage ein buntexotisches gewesen, daß in der Leopoldstadt schon der Orient mit



Schloß Schönbrunn bei Wien. *Stich aus dem 18. Jahrhundert.*



Der Stefansdom zu Wien.

seinen Trachten und Sitten Einzug hielt. Aber diese selbe Stadt hat zur selben Zeit dicht vor ihren Toren die erste große Freiheitsschlacht der neueren Geschichte, den ersten Kampf eines Volkes gegen fremde Unterdrückung, atemlos miterlebt und den **Sieg von Aspern** als deutschen Sieg und Karl als deutschen Helden bejubelt. Aus diesen Gegensätzen mischt sich diese Stadt, und deshalb ist sie so schwer zu verstehen. Wenn wir die Speisekarte eines Wiener Gasthofes betrachten, so finden

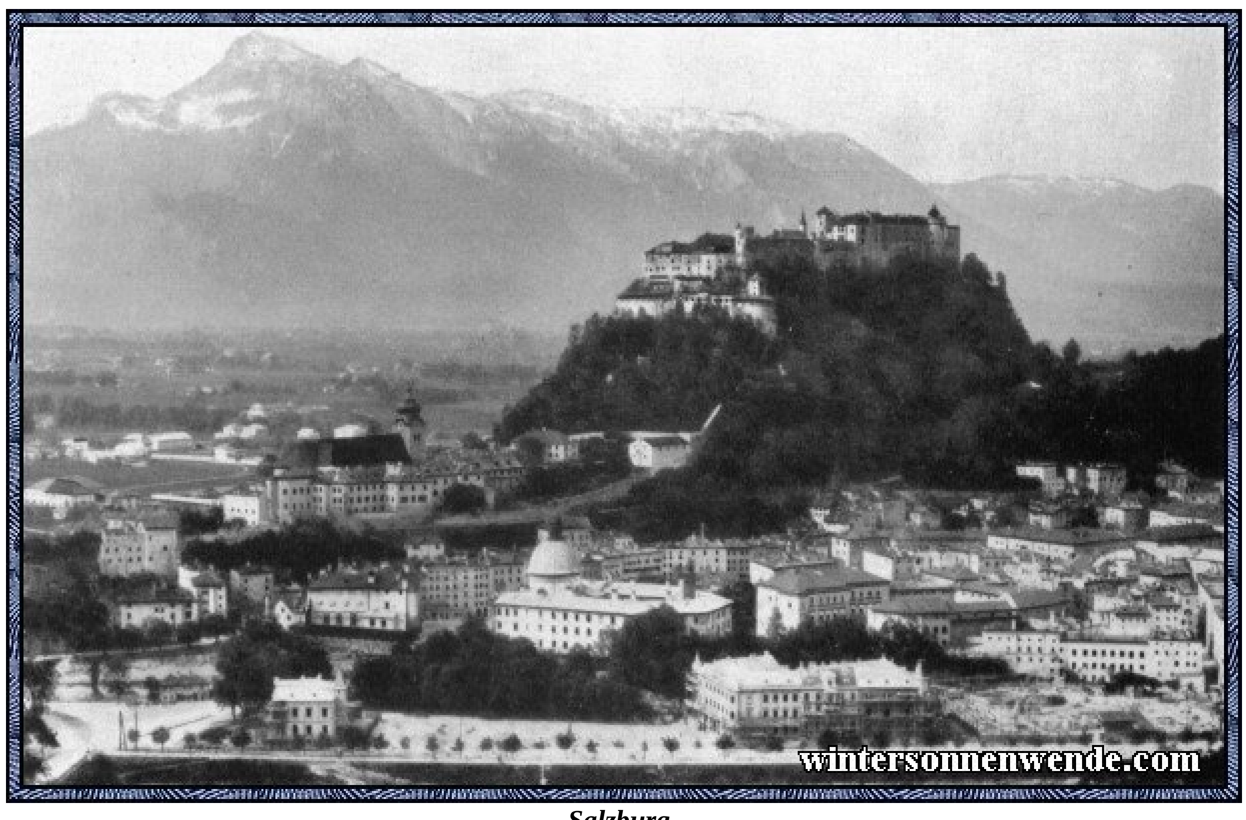
wir heute noch ein Sammelsurium der fremdesten Ausdrücke aus aller Herren Ländern. Da gibt es türkische Rindspilaffsuppe, ungarisches Gulyas, tschechische Kollatschen, italienisches Giardinetto. Und eigentlich sind das gar keine Namen aus "aller Herren" Länder, sondern nur aus eines einzigen Herren Land gewesen. Das Habsburgische Reich umfaßte eben Venetien, Böhmen und Galizien und erkannte in der aufgeklärten Zeit den Islam als vollwertige Staatsreligion an. Aber wenn der Wiener Spießer Pilaff oder Gollasch, Schardinett oder Kollatschen sagt, so wird aus all dem ein Wiener, ein deutsches Wort, dessen Fremdheit nur der Fremde empfand und empfindet. Und in seinen Lebensgewohnheiten unterscheidet der Wiener sich nicht wesentlich von dem Münchner oder Kölner Bierbankbürger, und der gute Herr Knopp des genialen Busch hat mit den Nestroyschen Gestalten mehr gemein, als die Literaturgeschichte zumeist annimmt. Derselbe Humor, der in den Münchner Geschichten Ludwig Thomas lebt, der lebt auch in den Wiener Grotesken Rudolf Stürzers, des wahren, urwüchsigsten Vertreters des Wiener Lachens. Aber der Fremde sieht eben nur oder in erster Linie die Außenseite, sieht das Fremde und nicht das Vertraute, weil er schließlich - besonders, wenn er aus dem lernbegierigen Norddeutschland stammt - Reisen macht, um etwas Neues zu sehen und um festzustellen, daß es an das Heimische nicht heranreicht. So erklären sich die schauerlichen Fragen, die leider noch heute hin und wieder an uns gerichtet werden, ob Österreichisch eine schwere Sprache sei und ob man in Wien mit Deutsch sich mühelos verständigen könne.

Hätten die deutschen Reisenden nur mit dem "niederen" Volk zu tun gehabt, ihre Einsicht in die wahren Verhältnisse wäre um manches besser bestellt. Aber sie hatten es zumeist mit der "guten Gesellschaft" zu tun, die nicht nur in Wien so uninteressant ist, daß sie zum "kleinsten Gedicht" keinen Stoff bietet. Diese Gesellschaft war und ist international. Sie nennt es "österreichisch". Dieser Begriff besteht aus ein wenig Romantik und Dämmerlicht, aus recht viel Müdigkeit und Dekadenz, aus einem gezwungenen Hängen an der Tradition und einer furchtbaren Dosis Verständnislosigkeit für die wahre Volksbestimmung des österreichischen Stammes. Diese Menschen waren Heimatlose von Profession, und weil sie eben nicht fähig waren, das Rauschen des großen Stromes zu hören, die Luft des Wiener Waldes zu atmen, den Zauber gesunder Volkskraft zu empfinden, konstruierten sie sich einen nebulosen literarischen Heimatbegriff, der in Wahrheit nur in ein Paar Salons und Kaffeehäusern daheim war. Daran hätte nicht viel gelegen, wäre es der Privatspaß dieser Entwurzelten geblieben. Aber sie trugen ihre exklusive Ansicht ins Ausland, sie bearbeiteten auch in Wort und Schrift die deutsche Öffentlichkeit so lange, bis sie selbst glaubte, der Österreicher sei nichts als ein müder Dekadent, der nur noch bestimmt sei, einen zarten Orchideenduft der Nachwelt zu hinterlassen. Der Österreicher. Wien wurde für Österreich gehalten und eine verschwindend kleine und in Wahrheit im Volksganzen völlig einflußlose Minderheit für Wien. So war in Deutschland noch immer der maßlos überschätzte Peter Altenberg der Vertreter des Österreichertums, dessen Horizont nicht weit über das Café Griensteidl hinausging, zu einer Zeit, da bereits geistige Kräfte, aus der tiefsten Volksseele erwacht, am Werke waren, Österreich viel wahrer und blutvoller zu repräsentieren. Diese Kräfte kamen aus der Provinz. Gewiß war der Wiener des Volkes besser als die Literatenclique, aber ihm haftete doch noch ein wenig von der weichen Farbe des Internationalismus an, die eine Stadt vor den Toren einer exotischen Welt anwehen mußte. Der Fremde vergaß zumeist, daß es neben den zwei Millionen Wienern noch eine erkleckliche Anzahl von Älplern gibt, deren Zahl auch heute noch - wenngleich durch die herrlichen Friedensverträge erheblich beschränkt - die der Großstädter um mehr als das Doppelte übertrifft.

Wohl ist **Salzburg** heute schon "gelernte" Großstadt und durch seine Festspiele vom wahren, schlichten Volksleben ausgeschaltet, wohl ist das Salzkammergut im Sommer eine Dependance der Wiener Operettencafés, aber die herrlichen Seitentäler der Tiroler Alpen ruhen noch in großer Unberührtheit, und auch in den Kärntner Bergen findet sich noch manche verborgene Stelle, wo, ungetrübt vom großen, alles ausgleichenden Menschenschwarm wahres stilles Volksleben gedeihen kann.



Graz. *Marktplatz mit Lugeck und Schloßberg.*



Salzburg.

Das Ohr des Fremden wird kaum den Wiener Stadtdialekt von der Mundart der Älpler unterscheiden, noch weniger wird er zwischen Salzburgern, Steirern, Tirolern und Kärntnern klare sprachliche Unterschiede feststellen können. Und doch besteht zwischen diesen Menschen ein Gegensatz, der sich stammlich sehr schwer, einigermaßen landschaftlich erklären läßt, der

Gegensatz zwischen dem barocken und gotischen Menschen.



Stift Melk an der Donau.

Die Augustinerabtei St. Florian (Oberösterreich). *Schaffens- und Grabstätte Anton Bruckners.*

Das Melker Stift, Dom und Kloster der Brucknerheimat Sankt Florian wachsen aus einer weiten Landschaft, dem gewaltigen Donautal, dem oberösterreichischen Vorgebirgsland. Die Dorfkirchen Tirols stechen enggepreßt in den Himmel. Der oberösterreichische Mensch ist redselig, offenherzig, der Tiroler verschlossen, in sich gefestigt wie der nordische Dithmarscher. Die Kunst des

Oberösterreichers Bruckner, der Handel-Mazzetti bei allem monumentalen Aufbau farbenprunkend, im Detail aufatmend verweilend - die große Dichterin nennt es Liebe zur Arabeske -, die Tiroler Schönherr und Egger-Lienz wuchtig, sparsam, Künstler der Linie, farbenkarg, in sich verschlossen wie der Bauer ihrer Hochtäler. An diese beiden Typen schließt sich im Süden Steiermark der Weinbauer, halb schon von fremdem Dufte angeweht, in einer Hügellandschaft lebend, die nichts mehr von der derben Buntheit des oberösterreichischen Vorlandes hat, die schon den wehmütigen Zauber einer heimlichen Musik ihr eigen nennt, die in den zartesten Liedern von Wolf, in den besten und duftigsten Novellen von Bartsch Laut gewinnt. Das alles war deutsches Österreich im engeren Sinne, das alles bildete mit die Kerntruppe seines Heeres, das schlug zwölf Isonzoschlachten, dem ferne schauenden Auge eine einzige gleichgefärbte Masse einheitlicher völkischer Kraft. Vielleicht werden sie alle durch ein Moment geeinigt, das in dem Salzburger Mozart, in dem Oberösterreicher Bruckner, in dem Steirer Hugo Wolf zur höchsten Feinheit sublimiert wurde, durch die Musik. Im österreichischen Kernland singt alles, beim Werk wie am Wirtshaustisch, im Frieden und Krieg. Wer noch so unbarmherzig auf das alte Österreich schalt, wer sich noch so unwillig dem militärischen Zwange einordnete, wenn die Wiener Burgmusik einen ihrer reißenden Märsche spielte, war alles Üble vergessen. Die Schubertschen Deutschen Tänze, die Straußschen Walzer hätten aus keiner anderen Erde erwachsen können, und selbst dem Werke Wagners hat die Landschaft des Wiener Waldes die wundervolle Walzergrundierung der Werkstattszene in den "Meistersingern" geschenkt. Die Philharmoniker gelten nicht mit Unrecht als das erste Orchester der Welt. Wohl ist der Orgelpunkt ihres Zaubers deutsch, aber ihr Glanz ist überhaucht und durchleuchtet von den mannigfachsten Farben, magyarischem Feuerrot, slawischem Violett, polnischem Gelb, so wie dereinst die engen gotischen Gäßchen der Wiener Innenstadt vom Prunk und der Farbenfreude exotischer Gäste erfüllt waren. Nur dies ist das Fremde, das, was die Feinde eines großen Deutschtums als ein nationales Österreichertum konstruieren möchten, nur dieses Äußerliche, ästhetisch zu Wertende, nur die funkelnde Schale, nicht der Kern, nur das Kleid, nicht Leib und Herz.



Tiroler Bäuerin mit ihren Söhnen.



Heiligenblut mit dem Großglöckner.

Im "Bruderzwist" läßt Grillparzer seinen Kaiser Rudolf vor dem in Böhmen ausbrechenden großen Kriege den berühmten Fluch gegen Prag sprechen:

"Ich aber sage dir, wie eine böse Beule
die schlimmen Säfte all des Körpers anzieht,
zum Herde wird der Fäulnis und des Gräuls,
so wird der Zündstoff dieses Kriegs zu dir,
der lang verschonten nehmen seinen Weg,
nachdem du ihm gewiesen deine Straßen.
In deinem Umfang kämpft er seine Schlachten,
nach deinen Kindern richtet er sein Schwert."

Immer schon ist Prag der Widerpart des "lebensvollen Wien" gewesen, in allem anders als die hellere feindliche Schwester. Dichter gedrängt in Giebeln und Turmwerk, erhabener und monumentaler durch Berg und Strom, aber auch unheimlicher, düsterer, verschlossener in seinen nächtlichen Geheimnissen, schauriger Rätsel voll. Hier geisterte der Golem, hier sprachen dämonische Rabbiner ihre rätselhaften Sprüche, hier schritt Tycho de Brahe, sich selbst ein Geheimnis, in Karl Hans Strobls "Vaclavbude" Sinnbild der Dämonie dieser tausendfach geliebten und tausendfach gehaßten Stadt. Der berühmte Erstling Strobls verbindet diese Dämonie des Einst mit jener der jüngsten Vergangenheit, dem Aufstand des Prager Mobs gegen die deutschen Studenten, denen Farbetragen Farbe bekennen hieß wie an keinem andern Orte. So wie der Pöbel schon die Scholaren zur Zeit des Hussitismus aus der geliebten, gehaßten Stadt vertrieb, der ja nur in seinem Äußeren eine religiöse, in seinem Kerne die erste große nationale Bewegung auf diesem Boden vulkanischer Leidenschaften war.

In seinem Urgrund ist Prag eine deutsche Stadt. Aber sie war den Deutschen des Sudetenlandes in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege schon mehr Symbol als Wohnstätte. Die deutschen Studenten waren Gäste wie die Scholaren der hussitischen Zeit, als noch der böhmische Adel durch die Gassen ritt, den das furchtbare Gericht nach der Schlacht am Weißen Berge vernichtete, so wie heute die tschechischen Pfahlbürger die Straßen der neuen Großstadt durchschreiten, ihres



Der Prager Fenstersturz von 1618. *Zeitgenössischer Stich.*

Herrentums gewiß. Das deutsche Element, das in Prag daheim ist, das war und ist zumeist international eingestellt, für dieses gibt es ebensowenig ein Sprachenkampfproblem wie für die Wiener Ästheten eine großdeutsche Frage. Aber auch hier hat die internationale Kunst und das den Tschechen verpflichtete Schrifttum den deutschen Geist überhaupt lange Zeit für das Ausland repräsentiert, so wie heute eine opportunistische Minderheit auf politischem Gebiete vorgibt, die öffentliche Meinung des sudetendeutschen Volkes darzustellen. Die deutsche Provinz, die in Prag das Sinnbild ihres Volkstums sah, hat diese Stadt nie ganz als ihren heimatlichen Mittelpunkt betrachtet. Vor dem Kriege schon tauchte der Plan der Verlegung der Universität in deutsches Sprachgebiet auf, von ebenso ehrlichen Verfechtern befürwortet wie bekämpft. Die Realpolitiker haben recht behalten. Es wäre heute ein ungeheurer Vorteil für das gesamte Sudetendeutschtum, wäre seine geistige Pflegestätte in Reichenberg, Aussig oder Eger daheim.



Burg Karlstein in Böhmen.

Auch die literarischen und künstlerischen Kräfte, die dem Sudetendeutschtum aus der Provinz erwuchsen, haben Prag wohl stets die schuldige Reverenz erwiesen, der starke *Genius loci* der berühmten Stadt hat ihre Werke befruchtet - wie etwa die Strobls, seit dessen Auftreten wir erst von einer sudetendeutschen Dichtung im speziellen Sinne sprechen können -, aber keiner ist in Prag dauernd heimisch geworden. Das wäre vielleicht im Prag vor dem Kriege noch irgendwie möglich gewesen, im Prag von heute könnte der Deutschfühlende nur noch vereint mit den redenden Steinen leben - die zwar aus den Bauwerken deutscher Arbeit eine deutliche Sprache sprechen -, menschliche Fühlung mit dem neuen Geist der Stadt könnte nur der Opportunist oder der Internationale gewinnen, dem **das Leid des Volkes** nicht ins Künstler- und Menschenherz dringt. Der führenden Geister dieser nationalen Richtung werden immer mehr, je stärker der Druck des Staates auf der Heimat lastet; wie einst nach dem Unheil von Jena die Nation bemüht war, durch geistige Kräfte das wettzumachen, was sie an physischen verloren hatte, so scheint es, daß der geistige Wert des Sudetendeutschtums im Verhältnisse des politischen Elendes wächst. Denn während wir heute auf parlamentarischem Gebiete eine Zerfahrenheit und Uneinigkeit beklagen, die dem politischen Instinkte dieses Stammes das schlechteste Zeugnis ausstellt, gibt es nur wenige geistige Vertreter, die abseits stehen, die nicht hören wollen, wenn ihr Volk sie ruft.

Wenn die Tschechen heute einwenden, daß es eigentlich den Begriff Sudetendeutschtum nicht gebe, so haben sie scheinbar recht. Auf die Randgebiete verteilt, konnten sie den Zusammenhang



Geburtshaus Adalbert Stifters in Oberplan im Böhmerwald.

untereinander nur schwierig aufrechterhalten. Dem Egerländer und Böhmerwäldler Bauern steht der nordböhmische und schlesische Industriearbeiter, dem Bajuvaren des Südens der Franke des Westens, der Schlesier des Nordens, dem schwerfälligen mystischen Urwaldmenschen - wie ihn Watzlik darstellt, - der elegante Kulturmann gegenüber, der seinen Mittelstädten immer schon einen Farbton der Großstadt zu geben verstand. Die Tschechen vergessen nur eines: Alle diese verschiedenartigen Elemente sind durch ihr eigenes freundliches Zutun zu einer Notgemeinschaft geschweißt worden, deren Keime noch weit in österreichische Zeit zurückreichen.



Das deutsche Olmütz in Mähren.
Die erzbischöfliche Kirche.

Hermann Bahr hat einmal den Ausspruch getan, wenn jemand in Österreich etwas leiste, so komme man mit der Zeit immer darauf, daß er eigentlich aus Reichenberg oder Troppau stamme. Das trifft in künstlerischen Dingen gewiß nicht immer zu, aber in allem, wo es auf Tüchtigkeit und reale Festigkeit ankam, standen die Sudetendeutschen im alten Österreich an allererster Stelle. Namentlich auf dem Gebiete der Politik, so sehr sie heute leider versagen, haben sie früher Gutes und Bestes, jedenfalls das Möglichste geleistet, was unter den unmöglichen Verhältnissen der alten Monarchie zu leisten war, von **Hans Kudlich**, dem Bauernbefreier, und dem Abgeordneten Löhner, der im Jahre 1848 die Sprachenfrage durch Kreiseinteilung lösen wollte, bis zu Rudolf Lodgman, der diese Frage,

modernisiert, sechzig Jahre später wieder aufgriff, haben sie sich als viel weiterschauend erwiesen als ihre älplerischen Kollegen, denen der Dunstkreis der Hofburg ein wenig den Blick verdunkelte. Der zentrale Österreicher, auch der national gesinnte, hing mit einer Herzensfaser an dem Glanz der Monarchie, an dem alten Herrscherhaus, an der stolzen Weltstadt und der angeblichen europäischen Mission dieses unnatürlichen Gebildes, das nicht einmal im eigenen Hause die primitivste Ordnung schaffen konnte.

Dem allem stand der Sudetendeutsche kühl, ja mit einer gewissen Ironie gegenüber, sofern er in reiferen Jahren war, mit Haß und Abneigung, wenn sein Blut jung und töricht wallte. Wir Jungen sind da gewiß oft ungerecht geworden, wenn wir uns der Schönererschen Lehre mit aller Inbrunst hingaben, aber wir haben doch in frühesten Jahren schon klar erkannt, daß diesem Staate die letzte Stunde geschlagen habe, genau so, wie es die Tschechen und Südslaven wußten, während die Deutschen des zentralen Österreich ihre besten Kräfte gar oft einem Phantom zum Opfer brachten.

Freilich, unser Bekenntnis für ein großes Deutschland war eine Ideologie. Indem wir den Staat verneinten, in dem wir leben mußten, entzogen wir uns den Boden unter den Füßen, wurden wir Wurzellose, eben in einer Zeit, da alles zu schwanken begann. Nur der engere Heimatbegriff bot unseren antipatriotisch-patriotischen Phantasien einen Halt. Dieser Heimatbegriff war damals schon ein anderer als der des ruhig Besitzenden. Er hatte etwas Ruheloses, Nervöses, Bangendes, Überbewußtes, er war immer bedroht durch feindliche Nachbarn, damals schon, und hatte vor dem Jahre 1866 noch der Deutsche an dem österreichischen Regierungsbeamten eine Stütze gefunden, so zog durch die Ära Taaffe ein anderer Geist ein, und Kaiser Franz Josef sagte nicht umsonst das böse Wort: "Auf meine Slawen kann ich mich verlassen", ein grausamer Irrtum, der den leitenden Kreisen erst im Weltkrieg blutig klar wurde. Daß wir als Jungen durch schwarz-rot-goldene Bleistifte - für reichsdeutsche Leser sei bemerkt, daß diese Farben für uns die Farben Alldeutschlands bedeuteten - unsere gute Gesinnung dokumentieren wollten, war gewiß eine Kinderei, daß aber unsere Lehrer - erwachsene Menschen - diese *Corpora delicti* als staatsgefährlich konfiszierten, war nicht eben ein Zeichen von Reife. Ich selbst habe noch einige Stunden Karzer abgesessen, weil ich in einem düsteren Walde, wo ich höchstens ein paar Spechte hätte zu Preußenseuchlern - so hieß der liebenswürdige Ausdruck - bekehren können, die "Wacht am Rhein" sang. Aber daß die Sokols schwarz-gelbe Fahnen anspuckten, verschlug nichts, der Unterrichtsminister nahm kurze Zeit darauf als offizieller Regierungsgast an ihrem Feste teil. Und im Weltkrieg wurden die Schönerianischen Schwerverbrecher erst amnestiert, nachdem die Tschechen in Gnaden als rehabilitierte Patrioten waren aufgenommen worden, wie dies der Historiker Paul Molisch in seiner Geschichte der nationalen Bewegung aktenmäßig nachweist. Die nationale Bewegung Österreichs versandete wie so vieles Österreichische, weil der eine große Mann nicht kam, der die vielen zersplitterten Kräfte gebunden hätte. Trotzdem war sie besser als ihr Ruf, denn sie war die erste wirkliche nationale Volksbewegung der neuesten Zeit, nicht ein Reservat der akademischen Intelligenz wie viele völkische Strömungen vor ihr und nach ihr.

Welch buntes Mosaik bot dieses alte Deutsch-Österreich! Welch vielfarbiges Orchester, welch widerspruchsvolle, in ihren Einzelzügen auseinanderstrebende Welt! Der leichte Wiener, der behagliche Oberösterreicher und Steirer, der kantige Tiroler, der aus Weichheit und Kraft seltsam gemengte Kärntner, der internationale Prager, der nüchtern-zielbewußte Nordböhme, der schwere Böhmerwäldler, der heimattreue und doch in die Ferne strebende, sich überall einfügende Schlesier, sie alle Österreicher und doch auch wieder nicht. Der Sudetendeutsche war ein halber, wenn kein ganzer Irredentist, der in Berlin weit eher den Mittelpunkt seines fiktiven Reiches sah als in der ihm wesensfremden Hauptstadt, der Wiener war immer mehr sich seiner Städtereigenschaft bewußt als seines Staatsbürgertums und stellte sich sein Österreich eigentlich nur als ein etwas vergrößertes Wien vor, der Älpler, der noch am ehesten ein Schwarz-gelber genannt werden konnte, verbiß sich doch immer mehr in den engeren Heimatbegriff, so daß er dem Zerfall des großen Reiches keinen Widerstand leistete. Ob bewußt oder unbewußt, dieses Österreich der letzten Periode vor dem

Zusammenbruch strebte doch schon nach allen Seiten auseinander, nur mehr die Trägheit des Hastens und die Erinnerung alten Glanzes, durch Lesebuchweisheit mühsam aufgefrischt, hielten die Widerstrebenden zu einem losen Gebilde vereint.

Im Jahre 1848, als dieser Auflösungsprozeß seinen Anfang nahm, rief Grillparzer in seinem berühmten Gedichte Radetzky zu:

> "In deinem Lager ist Österreich,
> wir andern sind einzelne Trümmer!"

Wenn man einem Fremden vor dem Kriege einen Begriff des Österreichertums geben wollte, mußte man ihn in eine Kaserne oder besser in eine Offiziersmesse führen. Der deutsche Offizier war Österreicher und sonst nichts, war in einer politisch aufgewühlten Zeit ein unpolitisches Wesen. Wenn er in einer Garnison an der Peripherie des Reiches stationiert war, in Dalmatien, in Bosnien, in Ostgalizien, so lebte er, der Abstammung, Erziehung und Sprache nach Deutscher, eigentlich so gut wie in Feindesland. Als Venedig noch österreichisch war, machte die italienische Umwelt aus ihrem Haß keinen Hehl. Die Polen wußten ihre Abneigung höflicher und klüger zu verbergen, die Leidenschaft der Tschechen und Südslaven brach nur an Sokolfesten ungehemmter aus, aber das Gefühl der Fremdheit blieb. Populär war der Offizier nur in der deutschen Kleinstadt durch den Glanz seines Auftretens und in der Großstadt durch die Rückendeckung des Hofes. Aber das Anwachsen der Schönererschen Welle machte seine Stellung auch im deutschen Gebiet schwieriger, und als in Graz im Badenijahr das bosnische Regiment in die demonstrierenden Studenten und Arbeiter schoß, da übertrug die deutsche Bevölkerung ihre begreifliche Empörung auch auf die deutschen Offiziere deutscher Regimenter, und die allgemeine Wehrpflicht hat daran nicht viel geändert. Es gab deutsche Farbenstudenten, die dann im Weltkrieg, als es nicht mehr um Österreich, sondern um Deutschland ging, Wunder an Opfermut verrichteten, die aber ihr Einjähriges abdienten, als frohnten sie einem fremden feindlichen Staat. Die allgemeine Wehrpflicht ist so auf dem Volksgedanken aufgebaut, daß sie in einem Völkerstaat die Existenzberechtigung verliert. Die deutschen aktiven Offiziere wurden so allmählich zu Landsknechten, verloren den Zusammenhang mit der lebendigen warmen Flut des Volkes, wurden Selbstzweck und fühlten sich allein dem Kaiser und dem Herrscherhaus verantwortlich und Untertan. Sie, die sich eigentlich gar nicht mehr bewußt als Deutsche empfanden, wußten nicht, wie tiefdeutsch sie waren in ihrer im höheren und modernen Sinne zwecklos gewordenen Lehenstreue. Sie und die Beamtenschaft des Verwaltungsdienstes - keines anderen, denn die Richter, Lehrer und Finanzfunktionäre waren politisch unabhängig -, diese beiden Stände allein bedeuteten noch das eigentliche Österreich, das auf den Schlachtfeldern von Magenta, Solferino und Königgrätz verblutet war. Und als noch einmal beim Ausbruch des Weltkrieges, genährt an der Sonne allgemein deutscher Begeisterung, eine Farbenflut über die alte Erde rauschte, da war es nur der bunte Zauber eines Herbstes, dem bald ein unerbittlicher Winter folgte.

So sind wir gewesen, so sind wir geworden. Voller Widersprüche im einzelnen und doch im großen von einer Harmonie geleitet, die in einem von Sehnsucht genährten Deutschtum wurzelte, das selbst in denen unbewußt lebte, die es bewußt ablehnten und verleugneten. **So kommen wir heute zu Deutschland und bieten uns dar mit allem, was wir sind und besitzen.** Wir haben manches Unrecht begangen, wer wüßte es besser als wir selbst, denen Selbstkritik, Selbstzerfleischung sogar ein furchtbares Erbe ist, aber es ist auch viel Unrecht an uns begangen worden. Immer und immer wieder hat man uns verkannt, hat nur die täuschende Außenseite und nicht den verborgenen und manchmal allzu scheu gehüteten Kern gesehen. In allem Irren und Straucheln unserer unseligen, von Widerwärtigkeiten wie die keines andern deutschen Stammes vergifteten Geschichte aber, in Zweifel und Verzweiflung an Staat, Fürsten und Führern, haben wir eines nie vergessen, die engere Heimat. Was auch das Schicksal mit uns beschließen möge, immer wird "das Herz Deutschösterreichs" die Schlachten eures Geistes und eurer Seele mitschlagen, wie es im blutigen

Ringen nicht von euch gewichen ist.

Die Donauschwaben
Fritz Heinz Reimesch

1683. - Vor Wien werden die Türken vernichtend geschlagen und in unaufhaltsamem Vormarsch dringen die kaiserlichen Soldaten, allen deutschen Stämmen entsprossen, gen Südosten. Der Halbmond wird von all den vielen Festungen herabgeholt, bis schließlich ein Menschenalter später, am 12. Oktober 1716, das anderthalb Jahrhunderte unter türkischer Herrschaft gestandene Temeswar dem siegreichen Prinzen Eugen die Tore öffnet. Im Sommer 1718 muß die Hohe Pforte im Frieden von Passarowitz das weite ungarische Tiefland, das nördliche Serbien und die Wallachei an den Kaiser abtreten.

In ungeheuerer Ödnis lag die Steppe.

Wölfe waren ihre wirklichen Herren, und nur hie und da wohnten in erbärmlichen Erdhütten verschüchterte und fieberkranke Slawen, unfähig, den neuen Frieden zu nützen, um das endlich befreite Land seiner Bestimmung, fruchtbarer Acker zu sein, zuzuführen. Der Feldmarschall hatte mit sicherem Blick erkannt, daß die Landeseinwohner nicht im Stande sein würden, das viele tausend Quadratmeilen große Gebiet, in dem Sümpfe, Moräste und verstrupptes Unland überwogen, zu kultivieren, die zerstörten, alten, ehemals deutschen Städte wieder aufzubauen, und so bewog er seinen Kaiser, ein Einwanderungspatent herauszugeben. Im Jahre 1719 wurde durch die Wiener Hofkanzlei an den General Klaus Florimund **Mercy**, einen lothringischen Grafen deutschen Geblüts doch französischen Namens, eine Verordnung hinausgegeben, die die grundlegenden Richtlinien für die Besiedelung des Neulandes enthielten.

1723. - Die zweite große Ostwanderung süd- und westdeutscher Menschen nahm ihren Anfang. In Worms schlug der kaiserliche Werbeamtmann Johann Franz Falkh sein Hauptquartier auf, und bald konnten die fränkischen und schwäbischen Bauern und Bürger überall an den Rathäusern das kaiserliche Manifest lesen, in dem jedem Einwanderer freies Land, staatliche Unterstützung und Zehrgeld für die Reise und die Zeit bis zur ersten Ernte, Materialien für den Hausbau, zeitweilige Steuerfreiheit und, was das Beste und Kostbarste war - Befreiung von der drückenden Fessel der Leibeigenschaft oder Hörigkeit versprochen wurde.

Und nun hob ein großes Wandern an, der erste "Schwabenzug", denn die Heimat war Hunderttausenden zu eng geworden, seit die Mördergenerale des Sonnenkönigs im Elsaß herrschten und im Rheinland sengten und mordeten. Man wollte frei werden von den Fürstlein, die das Volk auspreßten, weil sie es dem Franzosenludwig in üppigen Bauten, im Prassen mit Maitressen und Günstlingen gleichtun wollten. Schon waren Zehntausende wackerer Pfälzer über das große Wasser nach Nordamerika gezogen. Hungarn lag doch näher, stand unter der Herrschaft des Kaisers, der seine Landeskinder im Westen gegen die Melac's zwar nicht zu schützen vermochte, aber ihnen seinen Schutz im Donaulande zusicherte und treulich hielt. Bullenbeißer nennt man noch heute im Banat - Melac! So zogen denn Bauern und Bürger aus den drei geistlichen Kurfürstentümern, aus der Pfalz und aus Hessen-Darmstadt, aus allen schwäbischen Gauen, aus dem Schwarzwald und von der Alp, dem Neckartal und seinen Nebentälern, von der schwäbischen Donau nach der alten Reichsstadt Ulm, woher sie mit Frau und Kind auf den sogenannten "Ulmer Schachteln" die Reise ins Ungewisse antraten. Auch viele hunderte von Weibsen aller Art folgten ihnen auf richtigen Bräute-Schiffen, denn die vielen Soldaten brauchten deutsche Weiber, um sich an der Grenze seßhaft zu machen.



Motiv aus Preßburg.
Alte ungarische Krönungsstadt, heute unter tschechischer Herrschaft.

Von Preßburg an bis an das Eiserne Tor erwachen die Städte wieder zu neuem Leben, deutsche Bürgerhäuser mit barocken Giebeln wachsen aus den Ruinen, Kirchen erheben ihre Türme gen Himmel. Ödenburg und Raab, Gran, Waizen und Ofen-Pest, Stuhlweißenburg und Fünfkirchen, Peterwardein und Belgrad, Temeswar und Großwardein, überall, wo roßschweifige Paschas geherrscht hatten, wirkt nun der deutsche Bürgermeister. Landmesser ziehen durch das Land und stecken Straßen und Siedlungen aus, teilen Land zu, lassen Brunnen bohren und Kanäle ziehen, die die Moräste entwässern und des Sumpffiebers Heimstätten zerstören. Hunderttausend deutsche Siedler mögen bis zum erneuten Türkeneinfall im Jahre 1737 ins Land gekommen sein; auch Bergleute aus Sachsen, Böhmen, der Steiermark und aus Schwaz in Tirol zogen nach dem erzreichen Banat und gründeten Eisenwerke.

Mag auch der militärische und rechtliche Schutz des Kaisers stark gewesen sein - gegen das Fieber und die Pest versagte er. Die erste Generation der Siedler hatte ein unsäglich schweres Leben, stand in fortwährendem Kampf gegen den wilden Boden, gegen die Fieberdünste und die Myriaden von Stechmücken, gegen die unruhigen Nachbarn —

Zehntausende erlagen!

Unabläßlich aber strömte deutsches Blut nach, wie die Fluten der schwäbisch-bayerischen Donau, die nun bis an die fernen Karpathenberge, die sie in gewaltiger Arbeit durchbricht, ein deutscher Strom geworden war.

1763. - Unter der Herrschaft der großen Maria Theresia, der letzten Sprossin der Habsburger, setzte der zweite Schwabenzug ein. Der große Friedrich und die nicht minder große Katharina von Anhalt-Zerbst, die allmächtige Beherrscherin aller Reußen waren ihre kongenialen Konkurrenten in den Werken des Friedens. Wie viel könnte unsere Zeit lernen von diesen "Despoten" und ihren Helfern. Größte Werke der produktiven Arbeitslosenunterstützung und der innern Kolonisation wurden in wenigen Jahrzehnten geschaffen, die Millionen deutscher Menschen eine neue Heimat schenkten.

1783. - Josef II. begann das Werk seiner Mutter und seines Großvaters fortzusetzen, und hunderte von Lücken, die das Fieber gerissen, wurden gefüllt und selbst über die Karpathen, ins ferne Galizien und das Buchenland wanderten die Kolonisten, und neue Dörfer erstanden - wie viele? Noch wissen wir es nicht genau, doch sind's mehr als eintausendfünfhundert, deutsche Dörfer, Zierden des Landes, in dem sie stehen.



Spinnstube der ungarischen Donauschwaben *aus der "Schwäbischen Türkei", die im 18. Jahrhundert von oberrheinischen Siedlern kolonisiert wurde.*

Das Volk wuchs und mehrte sich, und das Land wurde fruchtbar und dehnte sich. Der deutsche Pflug griff tief in die fruchtbare Scholle, und wo vor wenigen Jahrzehnten die Wölfe geheult, da klang jetzt im Weingarten helles Mädchenlachen, tönte der Sang heimkehrender Schnitter, die aus Steppe und Sumpf einen üppigen Garten geschaffen hatten - in der Schwäbischen Türkei und den Ofener Bergen, in der Baranya und der Batschka, im Temeser Banat, im Umkreis von Arad und in Sathmar. Überall läuteten die Glocken von den deutschen katholischen Kirchen.

Hunderttausende deutscher Menschen hatten eine neue Heimat, zinsten willig ihrem Herrscher, heimsten selber reiche Frucht, bauten die Bohlenhäuser der Kolonistenzeit neu auf aus Ziegeln und Stein, neue Straßen und Kanäle entstanden. Deiche wehrten den Fluten von Donau und Theiß. Neue Dörfer und Städte wuchsen und dehnten sich. Der Heideboden im Banat wurde erschlossen. Die Schwaben, wie die Umwohnenden alle Deutschen nannten, schwärmten über die Grenzen nach Syrmien und Kroatien, selbst ins wilde Bosnien - und auch die neue Heimat wurde ihnen zu eng, und sie zogen übers große Wasser nach Amerika, wo sie sich mit ihren Vettern aus der Urheimat trafen.

In Dutzenden zu neuem deutschen Leben erwachten Städten blühte das Handwerk. Deutsche Söhne gingen in die Gymnasien; die Künste blühten, vornehmlich das deutsche Theater. Lessing, Schiller und Goethe, aber auch Iffland, Kotzebue und die vielen vergessenen Dichter und Dichterlinge jener Zeit werden von hervorragenden Darstellern in Preßburg und Ödenburg, in Tyrnau, Pest und Ofen, in Temeswar und in Stuhlweißenburg, in Neusatz und Fünfkirchen, in Peterwardein und Großwardein, in Arad, in Segedin, in Raab und Steinamanger, Erlau und Neutra eifrig gepflegt. Lessings "Emilia Galotti" und Schillers "Räuber" werden im deutschen Ungarlande früher

aufgeführt als in Wien. Haydns, Mozarts und Beethovens Musik wird vom deutschen Bürgertum gepflegt. Temeswars gesellschaftliches Leben ist so gepflegt, daß man es - nicht etwa ironisch - Klein-Wien nennt. Der geläuterte Geschmack des Burgtheaters wird weit nach dem Südosten bis an die ferne türkische Grenze vorgetragen, und überall drängt sich der deutsche Grenzoffizier und der deutsche Bürger an die Stätten der Kunst. Fischer von Erlach baut den Dom in Temeswar, und mit ihm werken viele deutsche Meister im Lande. - Da liegt im Banat von Temeswar eine stattliche Gemeinde - Tschatád. - Dort gebar eine Kolonistentochter aus den Ofener Bergen, die mit dem Sohn eines schlesischen Edelmannes verheiratet war, einen Sohn, und sie taufte ihn Nikolaus!

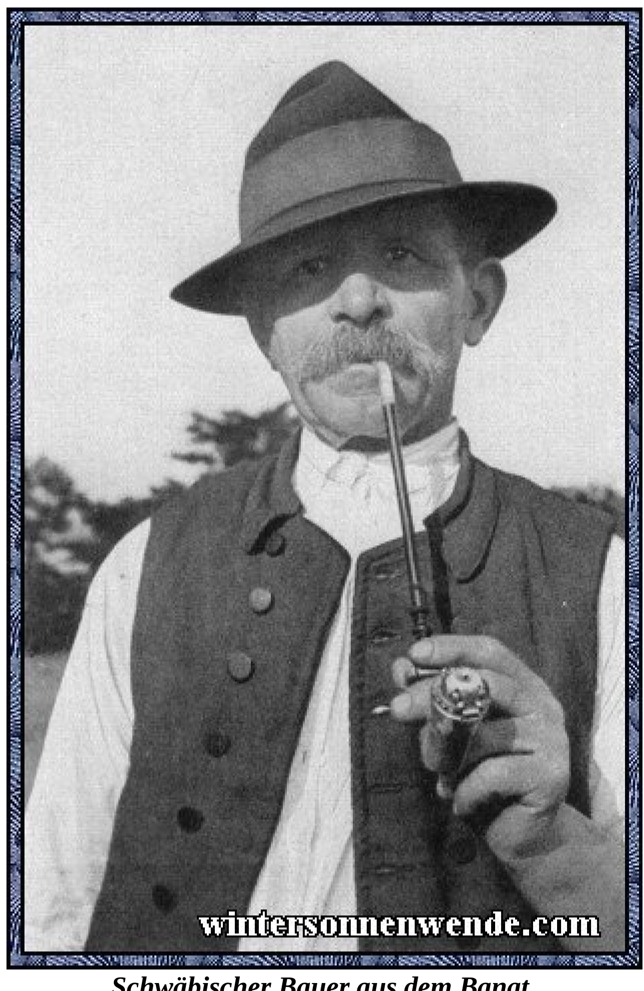
Lenau!

Und es werden immer mehr und mehr Schwaben, denn Gottes Gebot "Seid fruchtbar und mehret Euch" wurde geachtet.



Deutsche Bauern aus der Zips.

Schon lange sind die einstigen Steppen und Moräste die Kornkammern des Kaiserreichs. Auf den sonnenseitigen Hügeln der Ofener Berge, des Bakonyer Waldes, der Ausläufer der Karpathen reift feueriger Wein, und selbst der unfruchtbare Sandboden wird durch der Schwaben Fäuste gebannt - auch hier pflanzt er Reben und nimmt Zehntausende von Hektar in Kultur. Ofen-Pest wird zur Großstadt, und die Schwaben ernähren es. Viele leben in ihr und sind Kaufleute und Handwerker, und einer erwächst aus ihrer Mitte, der ein gepriesener Helfer der Menschheit, der gebärenden Mütter wird, der Arzt Dr. Semmelweiß, der siegreiche Bekämpfer des Kindbettfiebers.



Schwäbischer Bauer aus dem Banat.

Doch langsam lockert sich die Verbindung mit der alten Heimat. Da der Bauer nun endlich genug Boden unter den Füßen hat, sieht er sein Ein und Alles darin, sich und seinen Nachfahren Land, Land und wieder Land zu sichern. Der magyarische Edelmann verkauft Acker um Acker, auch der Rumäne und der Serbe, und immer mehr Deutsche wachsen aus ihm heraus in nicht versiegender Kraft. Schon sind es nahe an zwei Millionen.

Langsam wird es dem magyarischen Herren beklommen zu Mute. Er beginnt die schwäbische Fruchtbarkeit zu fürchten - nicht den einfachen Schwaben, der der loyalste Bürger ist, der so viel Achtung hat vor dem Gesetz, das ohne ihn gemacht wird, der die höchsten Steuern gutwillig zahlt, die bravsten Soldaten und die ehrlichsten Beamten stellt. Die Herren in Budapest, das nicht mehr Ofenpest heißen darf, sinnen darüber nach, wie sie wohl die Schwaben sich untertänig

machen könnten. Nicht auf die alte Weise der Hörigkeit - oh, dazu sind sie viel zu demokratisch, die Grafen und Barone, die im Jahre 1848 die Leibeigenschaft aufhoben, um desto besser ihre landlosen Hörigen beherrschen zu können.

Die Grafen und Barone fanden, was sie gesucht.

Mit viel Geschicklichkeit und liebenswürdigen Gesten hatte man es dem Bauernjungen, der im Priesterseminar oder dem geistlichen Gymnasium brav lernte, klar gemacht, welch herrliche Zukunft ihm blühe, wenn er ein richtiger Magyare würde, nicht mehr nur ein ungarländischer Schwab bliebe. Verächtlich machten sie ihm die Muttersprache, das Wort Schwab, das ein Ehrenname war ein Jahrhundert hindurch in Ungarn. Plötzlich war "Schwab", um dessen Voreltern sich die Grundherren gerissen hatten, weil sie Bauern brauchten, die was taugten, ein Schimpfwort geworden, der *"nyomorult sváb"*, und "erbärmlicher Schwab" wollten die stattlichen blonden jungen Studenten nicht sein, denen die magyarischen Mädchen so schöne Augen machten.

In den einst deutschen Gymnasien wurde magyarisch unterrichtet, und gar auf den Hohen Schulen hörte der Student keinen deutschen Laut mehr. Er hatte langsam vergessen, daß sein Ahn vom Rhein und Neckar gekommen war, er erfuhr nie, daß Schiller und Uhland, Kepler und so viele andere Große des Geistes Schwaben seien und daß überall in der Welt schwäbische Tüchtigkeit, Schwaben-Fleiß und -Verstand in hohen Ehren standen. Und auch die alte Heimat hatte ihrer Söhne im südöstlichen Donaulande längst vergessen. Niemand kümmerte sich um die Urenkel der Ausgewanderten. Der Bauer aber war stolz, daß sein Sohn ein großer Herr geworden war und statt des schlichten deutschen Rockes den verschnürten Dolman des magyarischen Edelmanns tragen durfte, denn als Graduierter, als Doktor, Professor oder Richter war er gesellschaftlich gleichgestellt. Er war eben ein Herr, und Herr und Magyare war fast gleichbedeutend.

Es ging den Schwaben wirtschaftlich dabei nicht schlecht, im Gegenteil. Die Blüte ihrer Kulturen wurde immer üppiger. Während der magyarische Bauer, vom rumänischen oder serbischen gar nicht zu reden, noch mit der Sichel mühsam sein Korn schnitt, fuhr der stolze schwäbische Landwirt auf seiner Mähmaschine. Große Dreschmaschinen ratterten auf den Gutshöfen und in den behäbigen Bauerndörfern. Ihre Pferde waren die besten im Land; der schwäbische Weizen, der in den großen Mühlen in Pest oder Temeswar zu feinstem Mehl vermahlen wurde, war weltberühmt - aber die deutsche Seele ging den Schwaben langsam verloren, denn immer mehr Schulen wurden magyarisch, und der Nachwuchs las keine deutschen Bücher mehr, sang keine deutschen Lieder, ja bald konnte er auch nicht mehr deutsch beten!

Es schien so, als ob der Schwabe langsam verschwände. Der magyarische Beamte zählte die Schwaben in ihren Städten und Dörfern. Und dort, wo noch vor einem Menschenalter Zehntausende, Hunderttausende von Schwaben gesessen, da lebten jetzt Ungarn, blauäugig waren sie und flachsköpfig, und mit Muttern daheim schwätzten sie schwäbisch, aber deutsch konnten sie nicht mehr. Noch immer waren es mehr als zwei Millionen!

Mit ungeheurem Donnergepolter brach der Frieden Europas zusammen, die schwäbischen Soldaten zogen in alle Welt und staunend gewahrten sie, was **Deutschland** war, von dem man ihnen nichts erzählt hatte. Und wieder kamen kaiserliche deutsche Soldaten in das südöstliche Donauland. Mackensen bezog sein Hauptquartier in Temeswar, der alten Schwabenstadt, wo wohl achtzigtausend Schwaben lebten, doch die fast alle vorgaben Ungarn zu sein. Feldgraue Schwaben kamen aus der alten Heimat und man konnte mit ihnen reden und merkte gar bald, daß man kein *"nyomorult sváb"* sei, sondern daß Schwabe sein, eine Ehre war, man vernahm mit Staunen, daß Graf Zeppelin ein Schwabe war. Die Feldgrauen aber staunten nicht minder. Nie hatte ihnen jemand daheim erzählt von den Vettern in der Fremde, von den Millionen deutscher Bauern, die in der Ferne wohnen und daß es nicht zum geringsten Teil die Arbeit der Schwaben war, der Ungarn

seinen Wohlstand verdankt. Sie fühlten sich wohl bei den Vettern im Banat und in der Baschka, die ihnen gerne abgaben von ihrer Fülle, und Päckchen mit Mehl und Speck gingen ins alte, hungernde Heimatland. Und sie küßten ihre Mädchen und tranken ihren Wein!

Der Erzschwab Adam Müller aus dem Banater Dorfe Guttenbrunn hatte seit Jahren Samenkörner ausgestreut mit seinen Heimatromanen, die von den großen Taten der Kolonisten erzählten, vom "Großen Schwabenzug" und "Josef dem Deutschen", die die "Glocken der Heimat" erklingen ließen - die der magyarische Herr aber verboten hatte. Und die Samenkörner gingen auf! Langsam wischte sich der Schwab die verschlafenen Augen und sah, daß er ja selbst ein Deutscher sei, dem Volke angehört, vor dessen siegreichen Heeren die ganze Welt erzitterte.

Ungarn war zerbrochen, zerborsten ob seiner Schuld den vielen Völkern gegenüber, denen die Heilige Stephanskrone Schutz versprochen hatte, deren Hüter aber das Testament ihres Heiligen nicht achteten.

Der schwäbische Bauer war zum Deutschtum erwacht. Er dehnte seine Glieder und er blies zum Sammeln. Aus all den Dörfern, die schon längst als ungarisch registriert waren, kamen die Schwaben in ihren alten Trachten und mit ihren schmetternden Blechmusiken. Sie bauten sich deutsche Häuser, gründeten die "Schwäbische Volksgemeinschaft" im Banat, das zu Rumänien gekommen war, und den "Kulturbund" in den reichen Schwabengauen um Neusatz, das ein Teil Südslawiens wurde und den "Ungarländischen deutschen Volksbildungsverein" in Ofenpest. Deutsche Genossenschaften entstanden und neue deutsche Schulen, deutsche Gesangvereine und Turnvereine, deutsche Büchereien und Lesezirkel, und wenn auch **die neuen Herren grob und hinterhältig sind und die Gesetze von Genf wenig achten**, nun reckte der Schwab seinen Dickkopf in die Höhe!

Nun ist der Donauschwabe nicht mehr vergessen, ist kein ins Nichts abgeglittenes Reis, aus dem kein deutscher Baum mehr wächst, der Donauschwabe blüht und gedeiht und wird wieder Frucht treiben, deutsche Frucht auf deutschem Acker!

Die Siebenbürger Sachsen

Fritz Heinz Reimesch

Die gewaltige Flut der großen deutschen Ostbewegung im Anbeginn unseres Jahrtausends trieb zwei Wellen weitab - die Balten nach dem Nordosten, die rheinfränkischen Siedler nach dem Südosten in das an anmutigen wie heroischen Landschaftsbildern überreiche Siebenbürgen. Dies geschieht um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Auf welchem Wege die Kolonisten nach dem kaum bewohnten, urwaldbedeckten Karpathenlande zogen, das einst Goten und Gepiden Heimat war, ist ungewiß, doch wir kennen die Motive, aus denen heraus die Menschen von Mosel und Saar, vom Hunsrück und aus den luxemburgischen Wäldern, wohl auch vom Niederrhein in die Ferne getrieben wurden - Sehnsucht nach Freiheit und eigener Scholle, denn die Heimat war übervölkert, das altgermanische Recht der freien Nutzung von Wald, Wasser und Weide, der unantastbaren Allmende, wich dem römischen Rechtsbegriff, nach dem der Boden zu einer Handelsware entwürdigt wurde. Das Kolonistenrecht, das vom Ungarnkönige Geisa II. und öfters von seinen Nachfolgern feierlichst beschworen und auch verbessert wird, ist uns in dem Original, das König Andreas II. aus dem Anbeginn des 13. Jahrhunderts beschworen hat, erhalten, und wer die Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen liest, wie sie von den beiden Bischöfen Georg Daniel und Friedrich Teutsch geschrieben wurde, der kann durch die abgelaufenen acht Jahrhunderte stets den Willen der Kolonisten erkennen, das alte Recht nicht schmälern zu lassen. Aus dem codifizierten Recht der Deutschen in Siebenbürgen spricht der Wille der Siedler, ihr Leben und ihre

Arbeit einer großen Idee unterzuordnen, nämlich der Gemeinschaft oder wie es in der Mundart lautet: **"de Gemin"**.

Es ist gerade für unsere Zeit, die so stark nach Siedlung schreit, in der sich kollektivistische Gedankengänge stark in den Vordergrund drängen, von Wichtigkeit zu sehen, wie sich in früheren Jahrhunderten deutsche Auslandssiedlungen gebildet haben und welche Kräfte mithalfen, sich selbst in größten äußeren Kämpfen gegen hundertfache Übermacht durchzusetzen. Die Gemeinschaft war für die ersten Jahrzehnte der Landnahme und der Rodung selbstverständlich, denn der Einzelsiedler hätte in der wilden Umgebung, die von Anfang erfüllt war von Kampf gegen Mensch und Tier, nichts ausrichten können; nicht einmal eine Sippensiedlung hätte das vermocht. Nur "de Gemin" konnte den Urwald bewältigen, nur die Gemeinschaft vermochte gleichzeitig zu kämpfen und Kulturgüter zu errichten. Der bewegliche Franke entwickelt im Waldrand sehr bald ein starkes **Gleichheitsgefühl**, das jedoch nicht mit der heutigen Demokratie zu verwechseln ist. Er beseitigt nach langwierigen harten inneren Kämpfen alle Versuche reich und mächtig gewordener Volksgenossen, die einen Adel innerhalb des deutschen Kolonisationsgebietes, des sogenannten Königsbodens, aufrichten wollten. Selbst das Privateigentum an Grund und Boden, mit Ausnahme der Hofstelle, wird Jahrhunderte hindurch nicht geduldet, die zugewiesene Ackerscholle wird von Zeit zu Zeit gleichmäßig neu verteilt. Wald, Weide und Wasser bleiben Gemeinschaftsbesitz bis auf den heutigen Tag. Die nur auf sich selbst gestellten deutschen Grenzwächter, die sich dem Könige gegenüber zu ganz bestimmten, das Deutschtum ehrenden militärischen Diensten verpflichteten - sie stellten 500 Reiter als Vortrab des königlichen Heeres und führten eine blaurote Fahne mit der Aufschrift *"ad retinendam coronam"* - hatten die Aufgabe, einen Kulturwall gegen den nomadischen Osten zu errichten. Sie konnten also nicht den Herrengelüsten ehrgeiziger Volksgenossen die Zügel schießen lassen, wenn sie auch Führertum gerne anerkannten, denn sie mußten die Stoßkraft der Gesamtheit ihrer Sendung unterordnen. Das Beispiel der Dithmarschen liegt nah, die im gemeinsamen Abwehrkampf gegen das Nordermeer ähnliche Gedanken entwickelten wie die deutschen Kolonisten in Siebenbürgen, die von ihren Nachbarn Sachsen genannt werden. Freilich die Dithmarschen unterlagen, und die Sachsen blieben Sieger insofern, als sie innerhalb des alten, den Türken tributären siebenbürgischen Fürstentums aus dem Kolonistenrecht ein Eigenlandrecht entwickelten, das fast bis in unsere Tage Gültigkeit besaß, und erst durch die demokratische Gesetzgebung Ungarns aus dem Jahre 1868 zunichte gemacht wurde.

Krieg und Kampf ist den Siebenbürger Sachsen als schweres Schicksal aufgebürdet, aber sie haben **nie** einen Krieg begonnen, sie haben sich immer nur gegen Mongolen, Türken, Tataren, Walachen, gegen die eigenen, das Recht beugenden Könige und die späteren Landesfürsten, gegen Magyaren und Rumänen wehren müssen, auch gegen die habsburgischen deutschen Kaiser, deren beste Stützen sie im Kampf gegen die Türken waren und die ihnen zum Dank ihr Geld abknöpften und sie mit der Gegenreformation, freilich ohne jeden Erfolg, drangsalierten. Noch bevor der Türke das Land bedrohte, waren die Städte, **Hermannstadt** als Mittelpunkt des Königsbodens - **Kronstadt**, eine Gründung der Ordensritter, die, bevor sie ins Kulmer Land zogen bis 1225 den äußersten Osten Siebenbürgens, das herrlich schöne Burzenland kolonisierten - aber auch das romantisch aufgebaute **Schäßburg** im obst- und weinreichen Kokeltal und das nördlichste Städtchen **Bistritz** in lieblichem Hügelland zu Knotenpunkten des Handels, zu gewerbefleißigen, wohlhabenden Gemeinwesen ausgebaut worden, in denen Künste und Handwerk blühten. Die Bürger erbauten gewaltige gotische Hallenkirchen und herrliche Rathäuser mit hochragenden Türmen. Ihre Kaufherren waren bedeutsame Mittler zwischen Orient und Okzident. Die Städte waren stark befestigt. Auch auf strategisch wichtigen Bergen und in den Pässen standen wehrhafte Festungen ähnlich denen des Mutterlandes, aber das Symbol der abwehrbereiten Gemeinschaft ist die **Kirchenburg**. Nach der Schlacht von Nikopolis im Jahre 1395 forderten die Türkenkriege die ganze Kraft des Volkes in die Schranken - nun sind die Sachsen nicht mehr Kolonisten, sie mögen in den 250 Jahren ihrer Anwesenheit im Lande erkannt haben, daß sie eine gottgewollte Sendung zu erfüllen haben, nämlich ein "Schutzschild der Christenheit" zu sein, wie ein Papst sie im 15. Jahrhundert nennt. - In

jedem Dorf steht das Gotteshaus inmitten der Straßen auf freiem Platz oder auf einer nahen Anhöhe, umgürtet von Mauern und Türmen, Wällen und tiefen Gräben, hinter denen jeder Volksgenosse eine eigene Kammer besitzt, in der er wohnt und seine Kostbarkeiten zu bergen vermag, aber auch einen eigenen Standplatz am Wehrgang hat, woher er mit Armbrust oder Hakenbüchse auf die Angreifer schoß, und seine Frau den Feind mit heißem Wasser oder siedendem Pech, nicht selten auch mit scharfer Axt bewillkommnete. Das Gotteshaus selbst ist für den letzten Fall zur Verteidigung eingerichtet gewesen. Die Kämpfe sind grimmig und ungeheuer verlustreich. Hunderttausende sind im Lauf der Geschichte im Kampfe gefallen oder von den Türken verschleppt worden, aber die Sachsen sind nie kleinmütig geworden, denn auch in ihren Herzen war die Kirchenburg errichtet.



Inneres der größten sächsischen Kirchenburg
in Tartlau bei Kronstadt.

Der tief in die Seele dieses Völkchens eingegrabene allgemeine Wesenszug christlich nationaler Opferbereitschaft geht auf die unzähligen gemeinsam überstandenen Kämpfe innerhalb der Kirchenburgen zurück, ist auch heute noch so stark, daß selbst in unseren Tagen der Umwälzungen gerade in glaubensmäßiger Beziehung eher eine Vertiefung dieser Charaktereigenschaft zu sehen ist. Das gesamte Volk ging gemeinsam zum Luthertum über und hat nie Religionskämpfe gekannt. Aus den alten Gedanken der Rodungs- und Arbeitsgemeinschaft der Kolonistenzeit, noch mehr aber aus dem oft engen und drückenden Neben- und Übereinander in der belagerten Kirchenburg ist der starke soziale Sinn der Sachsen erwachsen, der heute wieder eine entschiedene Stärkung erfährt. Es hat keinen deutschen Stamm gegeben, in dem der Genossenschaftsgedanke so schnelle Erfolge aufweist, wie bei den Siebenbürger Sachsen, deren gesamtes Wirtschaftsleben ganz auf der Gemeinschaftsarbeit aufgebaut ist. Man könnte meinen, Luther habe gedanklich sein "Ein feste Burg" dem siebenbürgisch-sächsischen Kampfe entlehnt, und Hitler seine Gedanken der Volksgenossenschaft dem Gemeinschaftsleben der Sachsen.

Aber auch das geistige und gesellschaftliche Leben der Sachsen ist durchaus auf die Gemeinschaft, auf althergebrachte Formen und Sitten aufgebaut. Die Nachbarschaften, Bruder- und Schwesterschaften umfingen und umfangen alle Glieder der Gemeinde, geben ihnen nach außen eine würdige Stütze, helfen in Not, führen zu gemeinsamem Vergnügen, wie sie den Toten gemeinsam zu Grabe tragen. Alte Vorschriften regeln das gesamte gesellschaftliche Leben, schreiben dem Hochzeitsbitter die Form der Einladungen vor, wie sie dem Brautvater gebieten, mit welchen Wendungen er beim Geistlichen, beim "wohlachtbar-würdigen Herrn Vater" um das Aufgebot bittlich wird. Die alten, weisen Bräuche schützen die Gemeinschaft vor den Einbrüchen fremden Volkstums, schädigender Sitten, gefährlicher Laster, schirmen den Einzelnen auch in wirtschaftlichen Dingen.

Trotz dieser so ausgeprägten kollektivistischen Lebensformen behält der Einzelmensch aber doch viel mehr persönliche Freiheit als etwa der Mensch, der in kommunistisch geführten Gemeinschaften lebt. Innerhalb des Hofes ist der Sachse unbedingter Herr, hier kann er ganz nach eigener Verantwortung schalten. Sowie er aber nach außen auftritt, muß er sich den Regeln, die die Gemeinschaft aufgestellt hat, fügen, nicht nur in den allgemeinen selbstverständlichen

Bürgerpflichten, - am gleichen Tage mußte mit der Saat begonnen werden, wie auch am selben Tage jedermann zur Ernte des Korns aufs Feld hinaus mußte -, sondern auch in Fragen der Tracht, in Fragen öffentlicher Vergnügungen, in seiner Stellung gegenüber den andern im Lande lebenden Völkerschaften. Es ist ungeschriebenes aber desto strenger durchgeführtes Gesetz, daß jeder Jugendliche nach der Einsegnung der Bruder- oder Schwesterschaft beitritt, der er bis zur Verehelichung oder bis zum 24. Jahre angehört, ebenso wie es Vorschrift ist, die mit Stolz eingehalten wird, daß beim Kirchgang und allen feierlichen Anlässen die uralte farbenprächtige Volkstracht getragen wird. Die Gemeinschaft ächtet national jeden, der eine Ehe mit einem Fremdnationalen eingeht - nicht aus Überheblichkeit - die Ächtung ist auch nicht eine persönliche, jedoch in allen Fragen, die die deutsche Gemeinschaft angehen, schaltet der, der eine Mischehe eingeht, aus, es sei denn, daß sein Ehegenoß freiwillig dem Deutschtum und dem evangelischen Glauben beitritt. So sind denn Mischehen selten. Nur durch diese oft starren Gesetze war es möglich, daß sich Sprache und Rasse weitgehend rein erhalten haben, so rein, daß der Siebenbürger Sachse heute nach 800 Jahren ohne weiteres in seinem Dialekt mit seinem Luxemburger Vetter sprechen kann und dieser höchstens feststellt, daß der Sachse "wohl schon lange von daheim fort sei", womit er aber nicht die Jahrhunderte meint.

National - christlich - sozial also sind die drei Hauptwesenszüge dieses kleinen Volkssplitters, der nicht mehr als eine Viertel Million Seelen zählt, aber nicht nur einem großen Teile Siebenbürgens den Stempel des christlichen Abendlandes unverwischbar aufgedrückt hat, sondern auch noch weit in die jenseits der Karpathen liegenden Räume des rumänischen Volkes hinübergewirkt hat. Zäher Fleiß und ein oft kühner Wagemut eignet den Sachsen in geschäftlichen Dingen, doch sein gesunder Konservatismus schützt ihn vor Übereilungen. Er ist jedoch durchaus nicht rückständig, nur prüft er Neuerungen genau, bevor er sie einführt. Er ist ein sorgsamer Rechner und er wurde in der Vorkriegszeit sehr wohlhabend, doch ist sein Reichtum völlig zerschlagen worden durch Krieg, Inflation und Wirtschaftskrise. Man sagt ihm Neid und Geiz nach, doch ist letzterer mehr auf seine Person beschränkt, während er seinem Vieh die schönsten Ställe baut, selbst aber in seinem alten Hause wohnen bleibt. Sprichwörtlich ist seine unbedingte Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Fremden gegenüber ist er zunächst sehr zurückhaltend, da er immer wieder schlechte Erfahrungen macht. Der Magyare wird wegen seines überschäumenden Temperaments nicht als vollwertig angesehen; den Rumänen, dessen Sprache er fast immer versteht, anerkennt er heute als Herrn des Landes nicht eben mit Freude, da er ihn als wenig arbeitsam und in vielen Dingen unzuverlässig empfindet; doch der Sachse kennt keinen nationalen Haß. Der Zigeuner wird als nichtvollwertig angesehen und den Juden gegenüber hat er eine starke Abneigung, so daß sie in den meisten sächsischen Gemeinden nicht ansässig werden können. Die Umwohnenden nennen die Sachsen kalt, berechnend und stolz. Verglichen mit den südöstlichen Völkerschaften wirkt er unbedingt kalt und temperamentlos - besonders die Frauen -, doch stolz im überheblichen Sinne ist er nicht, nur selbstbewußt, da er weiß, daß er der Lehrer der andern Völker ist. Der Sinn für heiteres Genießen, den seine Vettern im Rhein- und Mosellande haben, ist bei ihm durch die leidvollen Jahrhunderte verloren gegangen; sein höchster Genuß ist: Schaffen und Vorwärtskommen. Wohl gibt es auch unter den Sachsen unverbesserliche Trinker und Schlemmer, Kartenspieler und sonstige Tunichtgute, dumme Protzen und maulaufreißerische Prahlhänse, der Gesamteindruck ist aber doch in überragender Weise der einer gefestigten Persönlichkeit, die ihre Pflichten kennt und befolgt, was sich wohl am besten dadurch ausdrückt, daß die Sachsen die pünktlichsten Steuerzahler waren und sind.

Nur in einer Beziehung ist er schwärmerisch, in seiner Heimatliebe, in seiner unentwegten Deutschheit und in der Verehrung, die er dem Mutterlande entgegen bringt, was sich besonders in seinem Schrifttum zeigt. Ganz gewiß gibt es keinen auslanddeutschen Stamm, der so ganz und gar geistig nur auf das Deutsche eingestellt ist. Was der Siebenbürger Sachse für die Erhaltung seiner Schulen zu opfern in der Lage ist, kann nur als großartig, ja für den Binnendeutschen als beschämend bezeichnet werden. Er hat in den guten Tagen soviel in seine Kulturrüstung

hineingebaut, daß er es heute in schwerer Notzeit kaum zu tragen vermag, aber da er von seiner Sendung überzeugt ist, so kämpft er einen geradezu heroischen Kampf um die Erhaltung seiner geistigen Höhenlage. Alles was uns im Reich innerlich bewegt, macht auch der Siebenbürger Sachse durch; in politischer, in wirtschaftlicher, noch mehr aber in künstlerischer wie in allgemein geistiger und seelischer Beziehung; und er versteht all das zur Stärkung seines Deutschtums trefflich zu benützen. Daher ist er dem Binnendeutschtum in einer Beziehung wenigstens voraus - er ist unbedingt **Volk** geworden, er stellt einen 100%igen Typus des Deutschen dar, so wie ihn unsere großen Denker und Politiker oft und oft gefordert haben, er ist, geistig betrachtet, eine innige Verschmelzung von allen deutschen Stämmen, da er bemüht gewesen ist, all das zu erobern, was er im Mutterland als gut, schön und erstrebenswert erschaut hat. So hat denn seine idealistische Deutschheit stets die großen Männer des Mutterlandes begeistert und der Ausspruch Opitz' *"Germanissimi Germanorum"* erscheint in verschiedener Fassung immer wieder und wird mit Freude zur Kenntnis genommen, und der Jugend wird immer gepredigt, sich dieser Werturteile würdig zu erweisen.

Siebenbürgen ist eine gewaltige Bastion, die aus den sie umgebenden Tiefebenen und Steppen bis auf 2600 Meter hinausragt, ein Land, das seine Bewohner zu harten und kühnen Menschen formt. Der siebenbürgische Rumäne ebenso wie der Magyare, der Szekler, sie sind charakterlich stark von ihren in den Tiefebenen lebenden Volksgenossen verschieden. Überall dort, wo der Sachse die deutsche Pflugschar in die Erde gedrückt hat, trägt das Land vielfache Frucht; aber Klima und Boden lassen den Segen nicht mehr üppig gedeihen, sie fordern ständige schwere Arbeit, aber sie lohnen auch mit Segen den Fleißigen. Hügel an Hügel begleiten die Flußläufe, die als brausende Wildwässer von den Schneefeldern der Karpathen zu Tal strömen. An der Kokel - inmitten des Landes, moselähnlich und auch ihr Name mahnt an den Kokelberg bei Trier - und ihren Nebenflüssen, reifen süße Trauben, und der Wein, der aus ihnen gekeltert wird, ist dem der alten Heimat ähnlich an lieblich duftender Würze, nur heißer und feuriger. Weizen und Roggen, Kraut, Kartoffel und Rüben stehen auf den Äckern, auf denen tellergroße Sonnenblumen ihre Gesichter drehen und wenden und große Kürbisse sich wohlig auf der Scholle lümmeln. Aber auch Hanf und Flachs werden gebaut und überall baut man das türkische Korn, den Kukuruz, den Mais, doch ist sein Mehl nicht wie bei den Rumänen ständige Nahrung. Der Sachse ißt den Mais lieber im veredelten Zustande - er füttert seine Schweine mit den goldenen Körnern. Brot und Speck, Wurst und Sauerkraut sind die Hauptnahrungsmittel der Sachsen, und wenn sie Feste feiern, dann wissen sie die langen Tafeln mit der Menge üppiger Speisen zu füllen, mit derber und feiner Kost und köstlichen Weinen, denn die von den Magyaren so sehr gerühmte Schlemmerfreude hat auch auf den Sachsen abgefärbt, nur daß sie nicht zu seinem Lebensinhalt erhoben wurde.

Schnurgerade ziehen sich die breiten Dorfstraßen dahin, Giebel steht an Giebel, ein Haus gleicht fast dem andern. Nach der Straße zwei bis drei Fenster der guten Stube. Ein großes Tor schließt die Einfahrt auf den rechteckigen Hof; neben der Toreinfahrt ein kleineres Wohnhaus, das Altenteil, neben dem meist der Backofen und die Sommerküche stehen. Ein paar Stufen führen in die Wohnräume hinauf und hinab in den Keller, in dem Obst, die Krautfässer und Kartoffeln und im Weinland natürlich auch der Rebensaft eingelagert wird. Unter dem selben Dach der Geräteschuppen, auch Platz für einen Federwagen, dann die geräumigen Stallungen mit steineren Fliesen, luftige Räume, in denen edles alpenländisches Milchvieh, die für Siebenbürgen so typischen Büffel und zumeist erstklassige Pferde zu finden sind. Der stark mit Federvieh bevölkerte Hof beherbergt noch den Misthaufen und eine Jauchengrube, Schweinekoben, manchmal auch einen kleinen Suppengewürzgarten, und quer über die ganze Hofbreite ist die große Scheune gestellt, deren hartgetretene Tenne freilich nicht mehr zum Dreschen benützt wird - die Zeit der hölzernen Flegel ist längst vorbei, überall brummen in der Erntezeit die Maschinen. Hinter der Scheune ein geräumiger Grasgarten mit Obstbäumen, mit Gemüsebeeten, die von leuchtenden Bauernblumen bestanden sind, um die fleißige Honigträgerinnen schwirren.

Das fränkische Gehöft in reiner Form.

Dort, wo die in der Planung der Siedlung vorgezeichneten Straßen zusammentreffen, ein weiter Platz, auf dem sich einst die Wagenburg erhob, als man das Land der Wildnis abrang; heute steht das alte Gemäuer der Kirchenburg hier, verwittert und romantisch. Zumeist sind die einstigen Wassergräben zugeschüttet, eine kleine Promenade ist entstanden, oder ein Pfarrgarten, doch die Türme zeigen noch trotzig ihre Pechnasen, die wehrhaften Mauerumgänge scheinen erst gestern verlassen zu sein. In den Kammern steht auch heute noch die Frucht in großen Bütten, die Speckseiten hängen von der Decke, doch nur selten sind die Kammern verschlossen...

Und wenn dann am Sonntag die Glocken zusammenklingen, dann treten die Bauern aus ihren freundlichen Häusern. Die Schaftstiefel glänzen, schwarze Hosen aus solidem Tuch stecken in den Schäften und der stolze blaue oder in andern Gegenden weiße Mantel bedeckt den Körper; ritterliche Gestalten, aufrecht und ihres Wertes bewußt, Herren besonders wenn sie hoch zu Roß durchs Land reiten, um einen hohen Gast einzuholen. Die Frauen in ihren altertümlichen Trachten, in ihren faltigen Schauben mit weißgeschleierten Köpfen oder in dunkeln, spitzenbesetzten Hauben, wie einem mittelalterlichen Gemälde entstiegen. Nur der weiblichen Jugend ziemt die Fröhlichkeit farbenfreudiger Gewänder, feingestickter Bänder, die von dem krempenlosen Samtzylinder, dem "Borten" flattern, der die Flechten krönt. Die Sonne glitzert auf altem Geschmeide, blühweiß leuchtet das bauschige Hemd aus dem Mieder - es ist eine Pracht!



Siebenbürgische Frauen.

O, man könnte noch viel erzählen, von den guten alten Sitten, von der lustigen Spinnstube in kalter Wintersnacht, wenn gewaltige Schneemassen die Dörfer verschüttet haben, von den Osterbräuchen und Maienspielen, von tagelangen Hochzeiten, wenn die Braut verstohlen wird, könnte berichten von den ranken Turnergestalten der Jungmänner, von ihren Wettrennen, vom Tanz der Jugend unter der Dorflinde, von den althergebrachten Liedern, die sie am Abend auf den Dorfstraßen singen, von dem harten Ringen gegen die neuen Gewalten, die aufgestiegen sind, und dem schweren Kampf um die Erhaltung des Deutschtums in Schule und Kirche.

Doch wir müssen eilen. Auch die Städte haben ein Anrecht darauf geschildert zu werden, und dann ihr, ihr mächtig ragenden Riesen, ihr schneegekrönten Häupter der Karpathen, ihr tiefen Wälder, in denen Bär und Luchs hausen, ihr einsamen, hochgelegenen Triften und Almen.

Hermannstadt ist das Haupt des Sachsenlandes. Hier residiert der Bischof, das Oberhaupt des Deutschtums, der geistliche und geistige Vater, die höchste Instanz aller Volkstumsangelegenheiten. Noch stehen die alten Befestigungswerke, noch erzählen uns die kühn gewölbten gotischen Kirchen von der Zeit, da Hermannstadt eine Macht darstellte, um die die Landesfürsten buhlten. Auf dem Großen Ring jenes prächtige Palais des bedeutendsten Siebenbürgers, des Gubernators Samuel Brukenthal, des Freundes der Maria Theresia, des größten Staatsmannes aus sächsischem Stamm,



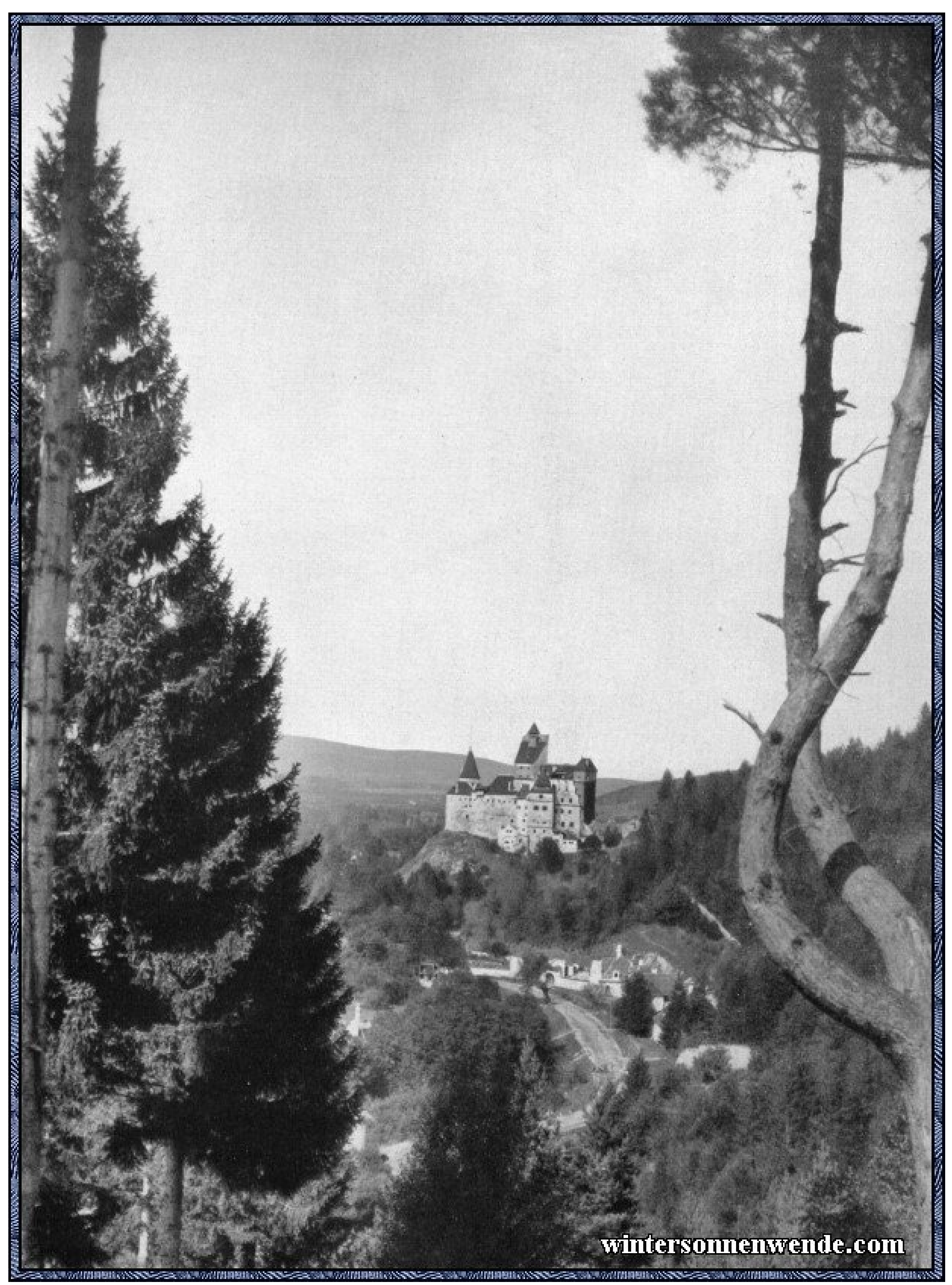
"Die Sachsen kommen!"
Festzug am Reformationstag in einem siebenbürgischen Städtchen.

eines Kunstmäzens, der seinem Volk ein einzigartiges Museum hinterließ von staunenswerter Großartigkeit. Die Straßen mit ihren gediegenen Bürgerhäusern, die schönen Plätze der sich dehnenden neuen Stadt zwischen Parks und Gärten...

Kronstadt, die Gründung der Ritter am Fuß der Zinne, bietet uns das schönste Städtebild des Südostens. Vor seinen Toren breitet sich die weite, tellerflache fruchtbare Ebene des Burzenlandes mit ihren volkreichen großen deutschen Gemeinden. Hoch auf dem Berge das alte Schloß, ungeheuerlich die klobigen Festungstürme der Stadtmauern, formenschön das Rathaus und ehrfurchtgebietend die größte der gotischen Kirchen, die östlich von Wien errichtet wurde, selbst den berühmten Stefansdom an Größe überragend. Kronstadt war und ist die bedeutendste Industrie- und Handelsstadt des Landes an dem wichtigen Paß nach Rumänien, nach dem Balkan gelegen. Vor den Toren werken die Fabriken, rauchen die Schlote, hämmern die Werke, surren die Spindeln, die Stadt aber klettert immer höher hinein in die Täler, umgürtet von Gärten und wonnesamen Wäldern, durch die die Wege hinausführen in den schönsten Teil der Karpathen...

Und in diesen Städten, nicht minder aber auch **in dem romantischen Schäßburg** und dem gemütlichen Weinstädtchen Mediasch am Kokelflusse, im obstreichen Bistritz im Norden des Landes, blüht deutsches geistiges Leben im Bezirk der alten Lateinschulen, hier klingen die Männerchöre und Orchester von den großen Werken, die deutsche Meister schufen, hier erbrausen die Orgeln von Fugen des großen Thomaskantors...

Ein Stück Deutschland des Geistes und der Gesinnung, wenn auch politisch nie zum Reiche gehörend, so doch eine Provinz jenes großen Reichs deutscher Geistigkeit, das lebt, allen Gewalten zu Trotz!



Die Törzburg. *Deutsche Ordensburg aus dem 13. Jahrhundert.*

Weit vom Ziel
Wilhelm von Hannenheim

Denn wir sind solche, die, stark wie Eisen,
Hell ins dunkle Leben sehn
Und die dann doch an ihren leisen
Wünschen und an den Liederweisen
Schöner Mädchen zugrunde gehn.

Denn wir sind solche, die singen und sagen
Von rauschenden Festen, die niemals sind.
Und solche, die mit Wetten und Wagen
Pöbelgötzen in Trümmer schlagen -
Und die Sehnsucht spüren im Frühlingswind.

Die Welt ist schön! heißt unser Gewissen.
So stehen wir jung, in stolzen Reihn.
Noch ist die Fahne nicht zerrissen -
Wirds auch ein Sturmlauf mit Hindernissen:
Keiner wird der letzte sein!

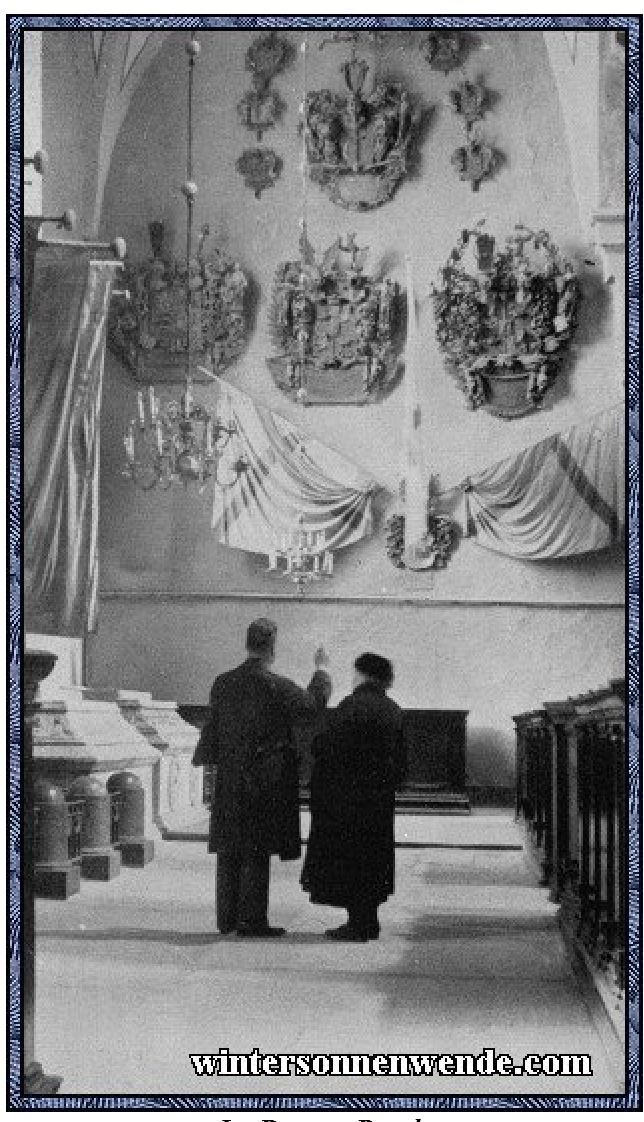
Die Baltischen Lande
Max Hildebert Boehm

Baltische Lande oder auch kurz Baltikum nannte man vor dem Krieg im wesentlichen die drei Ostseeprovinzen oder Gouvernements Livland, Estland und Kurland, die nach wechselvollem Schicksal im 18. Jahrhundert unter russischer Herrschaft vereinigt wurden. Im Osten ist das Baltikum durch die Narowa und den Peipussee gegen den eigentlichen russischen Volksboden abgegrenzt. Im Süden geht der lettische in den litauisch-weißrussischen Siedlungsboden über. Im Norden reicht das Land bis zum Finnländischen Meerbusen, seine Westgrenze, die sich südwestwärts in der Küste des Memelgebietes fortsetzt, schmiegt sich als Strand um den Rigaschen Meerbusen, doch gehören auch die vorgelagerten Ostseeinseln, deren größte Ösel mit der Hauptstadt Arensburg ist, zu den baltischen Landen dazu, obgleich sich auf ihnen teilweise noch eine schwedische Bevölkerung erhalten hat. Riga, Reval, Pernau, Baltischport, Windau und Libau sind die wichtigsten Hafenstädte, die einen teilweise sehr alten Seeverkehr vermitteln. Die alte Hauptstadt von Kurland, Mitau, ist ein freundliches Landstädtchen. Einige der kleineren Städte des Landes wie Wenden, Bauske, Fellin erinnern durch ihre Burgen an die Ordenszeit, unter den Baudenkmälern tritt die Backsteingotik, aber auch Einwirkungen der Renaissance und des Empire, vielfach in reizvoller Holzimitation, eindrucksvoll zutage. Dem Reisenden fällt auf, daß der Siedlungstypus des Dorfes fast völlig fehlt. Das Landvolk lebt in zerstreuter Siedlung und zwar heute, wo die großen Güter zerschlagen und die Gutshöfe fast ausschließlich verfallen oder andern Zwecken zugeführt sind, hauptsächlich in Einzelgehöften (Gesinden). Unter den Flüssen der baltischen Lande ist neben der livländischen und der kurländischen Aa, der Windau und dem Embach vor allem die majestätische Düna zu nennen, die sich unweit von Riga in die Ostsee ergießt.

Ist es nun überhaupt, oder unter welchen Voraussetzungen ist es statthaft, das Baltikum im engeren oder weiteren Umfang als deutsches Land anzusprechen und im Rahmen dieses Sammelwerkes zu

behandeln? Die Frage ist nicht ganz leicht zu beantworten. Die Statistik scheint sie zu verneinen. Lettland und Estland zählen zusammen fast 3 Millionen Einwohner, unter denen nur etwa 90 000 Deutsche sind. In Lettland machen die Deutschen 3,8%, in Estland sogar nur 1,7% der Gesamtbevölkerung aus. Dabei liegt es nicht so, wie beispielsweise im **Korridorgebiet**, wo eine plötzliche und in weitem Maße gewaltsame Verdrängung und Austreibung des deutschen Elements die Nationalitätenstatistik künstlich zugunsten des heute herrschenden Fremdvolkes verschoben hat. Gewiß hat, wenn schon in viel geringerem Ausmaße, auch im Baltikum eine Deutschenverdrängung stattgefunden. Aber schon vor dem Krieg zählte man in den Ostseeprovinzen höchstens 7% Deutsche, tatsächlich dürfte der Prozentsatz auch in früheren Zeiten nie höher gewesen sein. Immer waren, nachdem im Verfolg der Ordenskämpfe Liven und Kuren bis auf verschwindende Reste ausgestorben waren, im Norden der baltischen Lande die Esten, im Süden die Letten als Unterschicht in starker Überzahl gewesen. Aus diesem äußerlichen Übergewicht haben sie nun in jüngster Zeit die Konsequenz der fast unumschränkten Machtergreifung, der Aufrichtung eines lettischen und eines estnischen "Nationalstaats" gezogen, in denen einstweilen jedenfalls nur für eine deutsche "Minderheit" neben dem "Staatsvolk" Platz zu sein scheint.

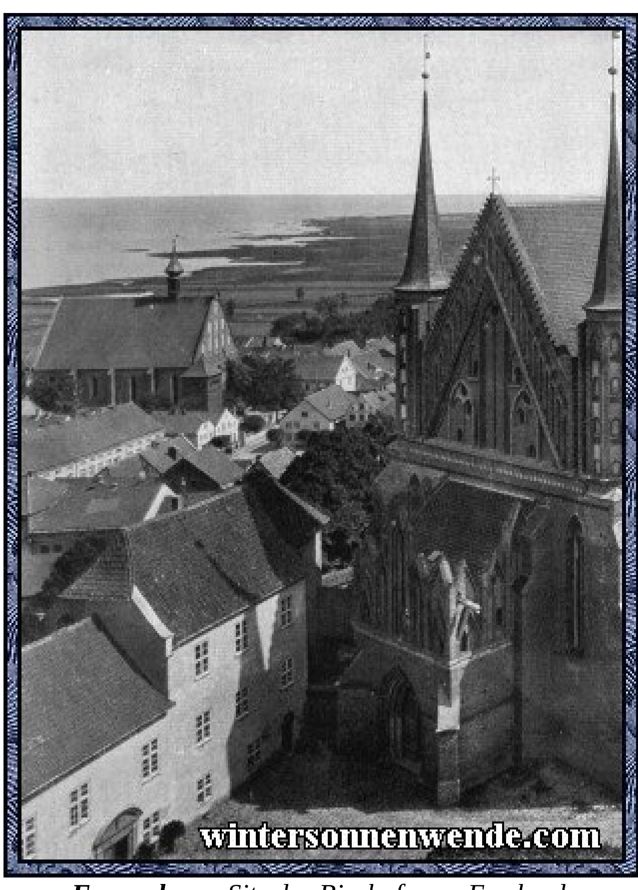
Und trotzdem: "Deutsches Land"? Eine Vorfrage: Wodurch entsteht zwischen einem Volkstum und einem Stück Erdboden jene enge und einzigartige Verbindung, die uns erlaubt, von einem Stück deutschen, polnischen oder sonstigen Landes zu sprechen? Warum durfte der Balte, obgleich er immer eine verschwindende "Minderheit" war, wenigstens bis an die Schwelle der allerjüngsten Gegenwart trotz jahrhundertelanger Fremdherrschaft in seiner Heimat ein Stück deutschen Volksbodens verteidigen?



Im Dom zu Reval.
Die alten Wappen der deutschen Adelsgeschlechter.

Vor dem Weltkrieg konnten diese Frage hier im Reich nur wenige beantworten, seither sehr viele, denn die besten Beweise erbringt hier die Anschauung. Seit im Sommer 1915 Kurland von der russischen Herrschaft befreit und von deutschen Truppen besetzt wurde, seit im Herbst 1917 die Eroberung Rigas und seiner Umgebung, im Frühjahr 1918 dann noch der Vormarsch nach Nordlivland und Estland erfolgte, haben zahllose Deutsche, die dieses deutsche Land im äußersten Nordosten kaum vom Hörensagen kannten, ein lebendiges Bild seiner eigentümlichen Reize nach Hause mitgebracht. Sie lernten in Kurland schon die deutschen Adelssitze, die Schlösser und Wohnhäuser der viel und meist übel beredeten "baltischen Barone" kennen, in denen sie manchen technischen Komfort der westlichen Zivilisation, aber auch alles Prunkhafte vermißten, während in diesen vielfach niedrigen, langgestreckten Räumen mit gestrichenen Dielen und altmodischen Tapeten und Gardinen der Geist einer im Reich fast ausgestorbenen, vornehmen deutschen Wohnkultur und zugleich einer Behaglichkeit wohnte, dessen Reiz man sich schwer entziehen konnte. Manche dieser Gutshäuser waren nach den Revolutionswirren von 1904/05 von deutschen Baumeistern neu errichtet, andere

wiesen in eine alte, vielfach sehr alte Vergangenheit zurück. Die überall gepflegten Büchereien, Sammlungen, Jagdtrophäen und der ganze Hausrat: alles zeigte an, daß hier eine generationenlange Überlieferung liebevoll einer deutschen Sendung gedient hatte. Einfacher eingerichtet, aber gewiß nicht mit weniger Liebe und Feinsinn ausgestattet stand neben dem deutschen Gutshaus das deutsche Pastorat, die Wohnung des Landarztes oder Försters. Und diese unbestreitbar deutsche Kultur des "landschen" Baltentums zog sich wie ein dichtes Netz über das ganze Gebiet hin, so daß man in keiner Weise von deutschen Inseln in fremder Umwelt, sondern von einer unmittelbaren Fortsetzung des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes in den Nordosten hinein sprechen durfte.



Frauenburg. *Sitz des Bischofs von Ermland, im Dom das Grab des Kopernikus.*

Aber so falsch es ist, in den Balten nur die "Barone" zu sehen, so ungerecht ist es, die Bedeutung der Stadt für das deutsche Gepräge der baltischen Lande zu verkennen oder zu unterschätzen. Was das Land und sein schollenfestes Element für das baltische Deutschtum im ganzen bedeutet hat, sieht man am besten jetzt, wo der Raubzug der "Agrarreform" das Deutschtum in Lettland und Estland weithin entwurzelt und in den Städten zusammengedrängt hat. Hier auf dem Land konnte nach der Veränderung der politischen Machtverhältnisse der Schlag plötzlich und mit katastrophaler Wirkung geführt werden, während in den Städten im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel unserer Zeit die Umwandlung schon seit längerem "organisch", d. h. aufgelöst in eine Kette kleiner Niederlagen vor sich gegangen ist, die im Endergebnis, namentlich was die Kleinstädte anlangt, zu ähnlichen katastrophalen Wirkungen geführt haben.

Aber dem Gesicht der Landschaft vermag diese Katastrophe so schnell nichts anzuhaben. Die Letten können erst die Jacobikirche, dann den Dom in Riga der rechtmäßigen deutschen Gemeinde rauben, die Esten die Olaikirche in Reval stehlen und in den Prozessen, die darum geführt wurden, das Recht beugen, zu dessen Hüter sie sich als "Staatsvolk" aufgeworfen haben: solange sie sich nicht entschließen, Dynamit in die Gewölbe zu legen und diese und alle die zahllosen andern Zeugnisse deutscher Backsteingotik, deutschen Empires und Biedermeiers kurzerhand in die Luft zu sprengen, können sie nicht verhüten, daß die Backsteine, die winkeligen Straßen alter Hansestädte: daß die von Menschenhand geformte Landschaft um so vernehmlicher deutsch redet, je mehr eine gewaltsame aber im tiefsten ohnmächtige Staatlichkeit sich bemüht, etwa durch Austilgung deutscher Schrift, deutscher Sprache bei den Behörden oder sonstigen mechanischen Sprachenzwang diese Winkel geschichtlich deutschen Landes selber zum Verstummen zu bringen.

Die Gefahr ist nicht neu. Das Land ist den Wechsel seiner Herrscher gewohnt. Bald nachdem um 1200 die Aufsegelung Rigas von Lübeck und Bremen her und sodann die Aufrichtung des Ordensstaates erfolgt war, hatte im Norden, in Estland, zunächst dänische Herrschaft Fuß gefaßt. Der estnische Nationalismus erinnert selber daran, wenn er den deutschen Namen der Landeshauptstadt Reval durch Tallin (= Dan-lin, Dänenstadt) zu verdrängen trachtet. Erst 1346 ging Estland durch Kauf in den Besitz des Ordens über, wodurch dieser seinen größten Besitzstand



Reval. *Blick vom Domberg.*

erreichte. Etwa 3½ Jahrhunderte hielt der Ordensstaat allen Stürmen stand, die von jeher in diesem Wetterwinkel des europäischen Nordostens geweht haben. Innerer Verfall des Ordens, die Zerstörung seiner Grundmauern durch die Reformation und das Erstarken Rußlands nach Abschüttelung der Mongolenherrschaft machten der Ordensherrschaft ein Ende und führten zu einer Zwischenepoche von über zwei Jahrhunderten, die 1561 begann und 1795 abgeschlossen war. Mit wechselnden Erfolgen traten hauptsächlich Polen und Schweden als Wettbewerber um die Ostseeherrschaft und die Oberhoheit über das baltische Deutschtum auf den Plan, bis 1710 durch



Die alte Hermannsfeste bei Narwa gegenüber der russischen Zwingburg Iwangorod.

den Nordischen Krieg Estland und Livland an Rußland fallen und bei der letzten polnischen Teilung dann auch das Herzogtum Kurland seine scheinbare Selbständigkeit unter polnischer Lehnsherrschaft einbüßt und russische Provinz wird. Damit ist der politische Rahmen gegeben, aus dem die baltischen Lande erst durch den Weltkrieg herausgebrochen sind.

Freilich verdient es Beachtung, daß diese an äußern Katastrophen so überreiche Geschichte bis an die Schwelle der Gegenwart, also etwa bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die gesellschaftliche und nationale Gewichtsverteilung innerhalb der Bevölkerung des Baltikums kaum berührt hat. Namentlich gilt das für den Zeitraum, der auf die eigentliche Ordensherrschaft folgte. Die ritterschaftliche Selbstverwaltung, ergänzt durch ein Städterecht, das seine hanseatische Herkunft nicht verleugnete, sorgte dafür, daß die privilegierte Stellung des Deutschtums durch den Wechsel der Oberhoheit nicht in Frage gestellt wurde, so daß sich halb koloniale Zustände im Stile der in ganz Europa vorwaltenden absolutistischen Herrschaftsverhältnisse erhielten. Die Vorherrschaft der Deutschen, die dem Land mitsamt dem Christentum die Kultur gebracht haben und seine Gesittung bestimmten, war weder in sozialer noch nationaler Hinsicht von seiten der Esten und Letten gefährdet, die als ein sozial unselbständiges und national unbewußtes und unentwickeltes Element dahinlebten, bis der baltische Adel selbst wesentlich früher als der Grundbesitz im übrigen Rußland zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Eindruck liberaler Zeitströmungen der Aufklärung die Aufhebung der Leibeigenschaft und eine allmähliche Reform der ländlichen Besitzverhältnisse und der Landesverwaltung bei der Krone durchzusetzen versuchte.

Diese nur in den Anfängen von Erfolg gekrönten Bemühungen fielen freilich bereits in eine Zeit, in der sich im russischen Reich jener tiefdringende Strukturwandel anbahnte, den wir jetzt rückblickend als geschichtliche Vorbereitung der bolschewistischen Katastrophe begreifen.

Dann wurde sehr bald die unglückselige und verhängnisvolle Lage erkennbar, in die sich das Baltentum namentlich in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg immer unentrinnbarer verwickelte. Es geriet gleichsam zwischen die Mühlsteine und rieb sich dabei naturnotwendig auf. Von oben und von der Seite her drückte das Russentum: als Staatsgewalt und als anbrandende



Riga. *Rechts das Klubhaus der "Schwarzen Häupter".*

Volksmasse, von unten her wuchtete der soziale und zugleich nationale Aufstand der lettischen und estnischen Unterschicht. Die Privilegien einer stolzen Minderheit, die es nie nötig gehabt hatte, sich durch Germanisierung Fremdstämmiger eine prozentuell stärkere Stellung im Lande zu erringen, die traditionelle, in gutem altem Recht verankerte Gesamtlage deutsch-baltischer Existenz standen im offenbaren Gegensatz zu herrschenden Zeitideen und wurden so zu einem überaus bedenklichen Schwächepunkt. Man kann das Baltentum der Gegenwart nicht verstehen, ohne sich diese tragische Verwicklung klarzumachen, zu der sich der aufgezwungene Zweifrontenkampf für den begabten und ehrbewußten deutschen Volksstamm auf altkolonialem Boden auswuchs.

Zu allen Zeiten haben die Balten mit dem deutschen Mutterland in einer engen geistigen und seelischen Gemeinschaft gestanden. Diese äußerte sich schon in dem stetigen Zuzug namentlich bürgerlicher Familien, der bis an die Schwelle der Gegenwart erfolgt ist; auch in den Bauten und kulturellen Zeugnissen der Landesgeschichte tritt dieser Zusammenhang deutlich zutage. Im übrigen braucht man nur in den Matrikeln deutscher Universitäten der letzten Jahrhunderte zu blättern, um an den baltischen Namen, die einem überall begegnen, die enge volksgemeinschaftliche Bindung der alten Kolonie an das Mutterland abzulesen. Und namentlich der schnelle Durchbruch der Reformation in Livland hat nicht wenig dazu beigetragen, gerade diese wissenschaftliche Verbindung zwischen Baltikum und Reich besonders fest und eng werden zu lassen. In der Zeit der Aufklärung, der Klassik und Romantik wurden schon durch Herders Tätigkeit in Riga, durch Lenz' Begegnung mit Goethe in Straßburg diese Kulturbeziehungen besonders deutlich sichtbar. So wurde Dorpat, die 1802 zunächst von den Ritterschaften begründete Landesuniversität, nicht nur zu einer Stätte, an der der ausgeprägte Partikularismus der baltischen Teilgebiete überwunden und durch ein gesamtbaltisches Bewußtsein, das als solches neu war, glücklich überhöht wurde. Dorpat war zugleich das Tor, durch das der Strom neudeutschen Geistes gerade in wissenschaftlicher Form Eingang in das Land fand, Dorpat war das Fenster, von dem aus das Baltikum aufmerksam und mit leidenschaftlicher Teilnahme dem Geistesleben des national erwachenden Deutschland im 19. und noch im 20. Jahrhundert folgen konnte. Als Livland und Estland unter russische Oberhoheit kamen, hatte der Zarismus durch Peter den Großen eine Reformaera eingeleitet, die von europafreundlichen Aufklärungsideen beseelt war. Für ihn und seine Nachfolger wurden die Ostseeprovinzen geradezu zu einem Balkon, den das russische Haus, dem europäischen Markt zugekehrt, von seiner Westfront aus in die freie Luft der alten Welt hinausragen ließ. Das Baltikum lieferte dem Reich hohe Offiziere und Verwaltungsbeamte, eine Stütze der Zarenherrschaft über ungebildete zurückgebliebene Massen, ein Element des Fortschritts und der Ordnung, das die weitgesteckten Ziele des zaristischen Aufklärungszeitalters sichern half.

Zu solchen Diensten am Kaiserhof und im weiten Russischen Reich war das Baltikum auch in der Folgezeit bereit. Es fühlte sich durch seinen Treueid, der ein germanisch-persönliches Gefolgschaftsverhältnis zum Zarenhaus begründete, dazu verpflichtet. Ehrgeiz und Geltungsdrang lockten in derselben Richtung, zumal eine unmittelbare Verrussungsgefahr mit der Übernahme solcher Dienste zunächst nicht gegeben schien. Als aber gerade unter der Einwirkung der deutschen Romantik eine slawophile, die eigene Art schwärmerisch verherrlichende Strömung in Rußland einsetzte, erwachte zunächst in der russischen Intelligenz eine Gegenbewegung, die im Deutschen einen Überfremdungsfaktor sah und sich gegen ihn zur Wehr setzte. Die orthodoxe Missionierungstendenz gegenüber den nicht rechtgläubigen westlichen Randprovinzen verwandelte sich so in eine nationale Assimilationsbewegung. Das neue Westlertum aber im Bann der französischen Revolutionsideen setzte die Sonde seiner Kritik an die germanisch-konservativen Einrichtungen der baltischen Landesverfassung an und machte sich zum Anwalt demokratisierender Reformen, die sich gegen die vielfach in der Tat überalterten städtisch-korporativen Institutionen richteten. Die kulturelle und zivilisatorische Überlegenheit der Balten, ihr ständischer Stolz, ihr Deutschtum, das einen in Jahrhunderten befestigten Herrschaftsanspruch in sich birgt, ihr evangelischer Glaube, ihre ganze menschliche Art: all das wird jetzt zu einem Quell der Verbitterung und des Hasses für jene neuen Schichten, die in der russischen Beamtenschaft,

Intelligenz, Wissenschaft und Literatur zu Macht und Einfluß drängen und den eigentümlichen, für das übrige Europa so schwer begreiflichen Schwebezustand zwischen Mystik und Nihilismus, zwischen Autokratie und Bolschewismus in sich verkörpern, der trotz allem Wandel der Zeiten und Kräfte auch noch das heutige Rußland mit dem früheren verbindet.

So gerät das Baltentum in eine Interessenlage, die ihm vorab den Ruf reaktionärer Gesinnung oder gar höfischer Liebedienerei eingetragen hat. Von Verhärtungen und Entartungen, wie sie in Einzelfällen natürlich auch vorgekommen sind, soll hier nicht die Rede sein. Das Baltentum als ganzes, in dessen Schoße sich teilweise sehr lebhafte Meinungskämpfe abspielten, trug das Gepräge eines beweglichen, geistig durchaus aufgeschlossenen Konservativismus von norddeutsch-protestantischer Prägung. Diese konservative Gesinnung war gesellschaftlich-korporativ und nicht staatlich-bürokratisch geformt. Baltischer und preußischer Konservativismus unterschieden sich deshalb sehr erheblich voneinander, und dem letzteren gegenüber erwiesen sich baltischer Konservativismus und Liberalismus, den es durchaus gegeben hat, als ausgesprochen familienähnlich.

Während Staat und Staatsvolk für die Balten im neuen Jahrhundert immer mehr aus einem Beschützer zu einem Feind wurden, wuchs dann - genährt von den gleichen romantisch-intellektuellen Kräften - im Lande selbst in Gestalt des erwachenden Letten- und Estentums der andere, auf die Dauer gefährlichere Gegner auf. An sich handelt es sich hierbei um einen geschichtlich unvermeidlichen Vorgang. Koloniale Zustände können, namentlich wenn scharfe rassische oder konfessionelle Gegensätze fehlen, auf die Dauer nur mit einer Vermischung von Oberschicht und Unterschicht oder aber mit einer politisch-sozialen Gewichtsverschiebung enden, die der ursprünglich bevorrechtigten kolonisierenden Schicht Verzichte zugunsten der alteingeborenen zumutet. Da das Baltentum den letzteren Weg als den gegebenen ansah, verschloß es sich der Einsicht notwendiger Zugeständnisse nicht, wobei die Meinungsverschiedenheiten im wesentlichen Ausmaß und Tempo betrafen. Die eigentliche Tragik der baltischen Generationen, die den Schicksalsumschwung an sich erfuhren, lag darin, daß sie am Mutterland keinen Rückhalt in diesen entscheidenden Fragen fanden und daß Rußland im wesentlichen jeden organischen Ausgleich planmäßig und rücksichtslos verhinderte. Die macchiavellistische Absicht, die dabei bestimmend war, ging darauf, zunächst die herkömmliche baltische Herrschaft durch Letten- und Estentum in die Luft zu sprengen, um dann die lettisch-estnische Bevölkerung, nachdem sie sich ihrer traditionellen deutschen Führung selbst entledigt hatte, durch staatlichen Druck und Massenkolonisation von Osten her zu erledigen. Eine Verständigung der Balten mit dem lettisch-estnischen Nationalismus war deshalb fast ebenso schwer wie mit dem Panslawismus, zumal beide sich in einer antikonservativen, gesellschaftsrevolutionären und deutschfeindlichen Grundeinstellung wenigstens zeitweise bestens zusammenfanden.

Es ist hier nicht der Ort, um die Kämpfe im einzelnen zu schildern, in die das Baltentum durch dieses tragische Verhängnis seiner jüngsten Geschichte verwickelt wurde. Ende der achtziger Jahre nahm die Zerstörung der alten deutschen Rechtseinrichtungen und die Russifizierung der Schule eine immer schärfere Form an. Dorpat, im neunzehnten Jahrhundert das unbestrittene kulturelle Zentrum des Landes, sank darüber zur unbedeutenden russischen Provinzialhochschule herab und büßte die Fähigkeit, die Balten mit dem gesamtdeutschen Kulturleben zu verbinden, immer mehr ein. Schon in der ersten russischen Revolution von 1904/05 kam es zur Katastrophe. Und zwar war schon damals das landsässige Deutschtum adliger und bürgerlicher Herkunft das Hauptopfer der revolutionären Wirren, die bereits stark agrarbolschewistisches Gepräge annahmen, obgleich sie hauptsächlich von städtischem Proletariat getragen waren. Der lettische und estnische Nationalismus trat dabei nur als ein Firnis in Erscheinung, der die sozialen Grundmotive kaum zu überdecken vermochte. Der Terror, der monatelang herrschte, erforderte unter den Balten bereits beträchtliche Opfer.

Als es dem Zarismus gelang, mit Hilfe demokratischer Zugeständnisse noch einmal die Lage zu retten, schien sich in Gestalt der vielberedeten Strafexpeditionen gegen die lettischen und estnischen Terroristen und ihren Anhang die Verbindung zwischen Baltentum und großrussischer Reaktion noch einmal besonders sinnfällig zu befestigen. Tatsächlich waren die Zugeständnisse, die die russische Regierung dem überlieferungs- und reichstreuen Baltentum machte, nur unerheblich und blieben auf das kulturelle Gebiet beschränkt. In Gestalt des allmählichen Übergangs des russischen Reiches zu parlamentarisch-demokratischem Verfassungsleben zeichnete sich am Horizont für die einstmals bevorrechtigte deutsch-baltische Minderheit sogar eine neue schwere Gefahr ab. Im übrigen war die Atempause für das Deutschtum nur von kurzer Dauer. Im Weltkrieg fand der russische Chauvinismus neue Nahrung, eine Welle zügellosen Deutschenhasses brandete empor, die Letten und Esten selber machten gemeinsame Sache gerade mit dem Volk, das ihnen heute und auf die Dauer die ernstesten Existenzsorgen bereitet, um das Deutschtum nunmehr vollends auszurotten.

Aber der Fortgang des Krieges brachte es mit sich, daß seit dem Sommer 1915 leider nur sehr allmählich das ganze Land von der russischen Herrschaft befreit und zunächst unter deutsche Militärverwaltung gestellt wurde. Daran knüpfte sich bei den Balten und ihren Freunden im Reich die Hoffnung, daß im Frieden Formen gefunden werden würden, die die Abtrennung von Rußland endgültig machen und irgendeine Verbindung mit dem Reich herstellen würden. Die Letten und Esten, die davon die Gefahr der Germanisierung fürchteten, da in diese Pläne auch der Gedanke Verstärkung des deutschen Elements durch Siedelung auf freiwillig zu stellendem Boden der deutschen Güter hineinspielte, verharrten in einer Politik hauptsächlich des passiven Widerstandes. Der Ausgang, den der Weltkrieg nahm, ermöglichte es ihnen, unbekümmert um die geschichtlich gewordenen Landschaften und um die politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte, die auch jetzt noch für die Schaffung eines baltischen Gesamtstaates gesprochen hätten, das doktrinäre Nationalitätsprinzip durchzusetzen und im November 1918 das estnische und das lettische Sprachgebiet zu selbständigen "Nationalstaaten" zu machen. Der Riß ging nicht nur mitten durch die alte Landschaft Livland hindurch, er zerschnitt sogar das kleine Landstädtchen Walk, über dessen Verbleiben man sich nicht einigen konnte, in zwei Teile. War früher die seelische Einheit des Baltentums durch den Partikularismus hauptsächlich der drei historischen Landschaften gefährdet, der in letzter Zeit weitgehend überwunden schien, so meldete sich nun die viel ernstere Gefahr einer Auseinanderentwicklung des Deutschtums in Lettland und in Estland.

An sich scheint es zunächst, als ob die Lebensbedingungen, unter denen diese beiden heutigen Gruppen des Baltentums stehen, nicht eben allzu tiefgehende Unterschiede aufwiesen. In der Tat sind die teilweise verhängnisvollen gesellschaftlichen Strukturwandlungen, die die Nachkriegszeit mit sich gebracht hat, für beide sehr ähnliche. Das entscheidende Ereignis ist die Agrarumwälzung, die in Lettland und Estland zu einer völligen Zerschlagung des deutschen Großgrundbesitzes und damit zu einer weitgehenden Zerstörung der baltischen Schollengebundenheit und zugleich der überkommenen Vermögensgrundlage geführt hat. Dieser Wandel hat zur Folge, daß das Baltentum den Rückhalt an der vornehmen Kultur des Landadels völlig verliert. Was sich gegenwärtig auf den Resten der fast entschädigungslos enteigneten Güter halten kann, ist der Verbauerung preisgegeben. Auch die früheren Möglichkeiten für den bürgerlichen Deutschen, als Pastor, Landarzt, Gutsinspektor usw. bodenständig oder doch schollennahe zu leben, sind damit auf ein Mindestmaß zusammengeschrumpft. Zugleich ist dem Deutschtum in den kleineren Landstädten das Rückgrat gebrochen, so daß eine ungesunde Zusammendrängung der Reste des Baltentums in den Hauptstädten Riga und Reval, demnächst in einigen größeren Landstädten die Folge ist. Auch dort aber sind infolge der nationalistischen Autarkiebestrebungen der Letten und Esten und der wirtschaftlichen Zerstörung, mit der die "Freiheit" dieser Völker erkauft wurde, die Möglichkeiten des angemessenen Fortkommens, ja der nackten Existenz für den Balten so zusammengeschrumpft, daß entweder eine weitgehende Verelendung oder das Absickern ins Reich, dazu eine nicht immer günstige Umschichtung innerhalb des Baltentums selbst die höchst gefährliche Folge ist.

Bedenklich häufige Mischehen, Überalterung und katastrophaler Geburtenrückgang vollenden ein Bild, das auf weitere Sicht, was die Aufrechterhaltung der baltischen Stellung anlangt, nur zu den allerschwersten Sorgen berechtigt.

Über diese Sachlage darf deshalb auch nicht die Tatsache hinwegtrösten, daß sich Estland und gradweise auch Lettland durch eine bislang einigermaßen duldsame Kulturpolitik von den meisten andern Randstaaten Mitteleuropas unterscheiden. Die Kulturautonomie in Estland und die jetzt allerdings stark gefährdete Schulautonomie in Lettland ermöglichen es immerhin dem Deutschtum, ein Bildungswesen weithin in eigener Verwaltung aufzubauen und durchzuhalten, soweit das - und damit rühren wir an einen sehr bedenklichen Punkt - die wirtschaftlichen Kräfte des Baltentums oder der Rückhalt am Gesamtvolk zulassen. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, zumal sie durch manche Selbstzeugnisse von lettischer und estnischer Seite bezeugt ist, daß namentlich die Agrarreform, aber auch die immer noch fortgesetzten Enteignungsmaßnahmen und wirtschaftspolitischen Schikanen letzten Endes den Zweck verfolgen, dem Deutschtum alle Existenzmöglichkeiten jedenfalls einer höhern Kultur zu entziehen, so daß der kulturpolitische Liberalismus mehr als schmerzlinderndes Morphium für einen Sterbenden denn als rettendes Heilmittel gedacht und wirksam ist.

Ganz besonders erschütternd äußert sich die Katastrophe, durch die das Baltentum in den letzten zwanzig Jahren hindurchgegangen ist, im alten Kulturzentrum Dorpat. Auch in der Russifizierungszeit bedeutete das "Göttingen des Nordens", an dem früher auch so manche reichsdeutsche Gelehrte gewirkt hatten, durch das geistige Leben, das in den Dorpater Familien herrschte, einen unvergleichlichen Stützpunkt gesamtbaltisch-deutschen Lebens. In den alten Korporationen erneuerte sich eine gesellschaftliche Überlieferung, die Adel und Bürgertum, Livländer, Estländer und Kurländer zu einem baltischen Typ zusammenschmolz. Die größten Hoffnungen wachten auf, als im Sommer 1918, wenige Monate vor dem Zusammenbruch, wieder eine deutsche Universität Dorpat ihre Tore öffnete. Jetzt ist "Tartu" die estnische Landesuniversität, in der freilich auch das Deutsche neben dem Russischen und Schwedischen als Lehrsprache zugelassen ist. Aber die Verelendung auch des bürgerlichen Deutschtums macht sich in einer Stadt, die nicht ein Mittelpunkt wirtschaftlicher Kräfte, sondern eben geistiger Bestrebungen ist, doppelt erschreckend bemerkbar. Im übrigen haben die Letten das Polytechnikum in Riga zu einer neuen Universität ausgebaut, neben der - in der Zahl der Fakultäten freilich nicht vollständig - das deutsche "Herder-Institut" wohl die einzige private deutsche Hochschule verkörpert, die es auf der Welt gibt. Auch ein Teil der alten Dorpater Korporationen ist naturgemäß nach Riga übergesiedelt. Einen wirklich gemeinsamen geistigen Mittelpunkt gesamtbaltischen Lebens gibt es heute nicht mehr. So ist mit der politischen auch die geistige Einheit des Baltentums zu Bruche gegangen.

Die Balten erscheinen heute eingereiht in **die Front der deutschen Volksgruppen im Ausland**, die unter vergleichsweise ähnlichen Bedingungen als Minderheiten ihr Volkstum zu behaupten und einen rechtlich geordneten kulturellen Zusammenhalt mit dem Gesamtvolk zu gewinnen suchen. Die bedeutsame Rolle, die dem Baltentum innerhalb dieser außendeutschen Front zugefallen ist, erweist jedenfalls, daß diese bewährten Pioniere des deutschen Gedankens im Osten trotz aller Unbill, die über sie hereingebrochen ist, elastisch und widerstandsfähig genug geblieben sind, um nicht in rein örtliche Notstände zu versinken, sondern sich der Bewältigung neuer großräumlicher Aufgaben zuzuwenden. Deshalb muß das Baltikum heute vom deutschen Volk aus nicht nur als ein äußerster Vorposten des Nordostdeutschtums, sondern zugleich als eine Flankenstellung des Randdeutschtums angesehen werden, dessen Siedlung sich vom Finnländischen Meerbusen bis zum Balkan hinzieht. Soweit eine Aufgabe in der Geschichte auch die Kraft verbürgt, sie durchzuführen, brauchen die Balten nicht so tief zu verzagen, wie das einer nüchternen Prüfung ihrer Notlage zu entsprechen scheint. Insbesondere ist durch den wirksamen und vollbewußten Rückhalt am ganzen deutschen Volk in das Rechenexempel der baltischen Zukunftsaussichten ein Faktor eingetreten, dessen Auswirkungen unübersehbar sind. Schon oft in der Geschichte schien die deutsche Stellung

dort oben am Ostseestrand verloren. Wenn überkommene baltische Zähigkeit und gesamtdeutsches Wollen sich wirklich vereinen und durchdringen, dann braucht die Darstellung, die hier vom baltischen Land und seinen deutschen Bewohnern gegeben wurde, nicht - eine bloße geschichtliche Darstellung zu werden.

Die Deutschen in Rußland
Adolf Lane

Dieses Deutschtum war und ist kein einheitliches Gebilde. Die verschiedene Einwanderungszeit, die Herkunft, die Berufsart wirkte und wirken hier mit, wenn auch der längere Aufenthalt im Lande und seinen landschaftlich verschiedenen Teilen die deutschen Einwanderer z. T. so beeinflußt hat, daß ihre einzelnen Gruppen ein besonderes, in den Lebensbedingungen der einzelnen Gegenden begründetes Gepräge tragen. Jedoch ist es nicht leicht, gerade den heutigen Menschentypus des Deutsch-Russen zu schildern, weil die allgemeinen Lebensbedingungen heute im raschen Wechsel begriffen sind und es schwer zu sagen ist, wie sie auf den Menschen zurückwirken.

Das frühere Russische Reich, in dem über zwei Millionen Bürger deutscher Abstammung in Stadt und Land lebten, ist territorial verändert. Mit der Loslösung namentlich Finnlands, der Ostseeprovinzen, des polnischen Teils und Bessarabiens sind wertvolle Teile des Deutschtums in Rußland aus dem gemeinsamen Raum ausgeschieden, dieses Deutschtum ist zahlenmäßig geschwächt worden. Die Loslösung der Randgebiete im Westen, die Auswanderung der Deutschen aus den russischen Städten und die schweren Prüfungen, die die deutschen Bauernkolonien durch den Welt- und Bürgerkrieg, durch Hungersnot, durch Revolution und den Übergang des Staates zur neuen Wirtschaftsform erleiden mußten, haben die Zahl der Deutschen in Rußland um fast genau die Hälfte verringert. Vor dem Weltkriege, in der zwischen 1905 und 1914 liegenden Zeit, begann es sich unter den Deutschen in Rußland zu regen, das Bewußtsein gemeinsamer kultureller Interessen, der Notwendigkeit, die wirtschaftliche und politische Geltung im gemeinsamen Zusammenwirken zu erhalten und zu festigen, war erwacht und fand einen Ausdruck in der Entwicklung der deutschen Presse, im Studium der Deutschtumsgeschichte und in den Bestrebungen um die Verteidigung der Interessen der Deutschen in der russischen Volksvertretung, in der Reichsduma. Der Weltkrieg und dann die revolutionären Vorgänge haben jedoch dieses Band, diesen sich anbahnenden Zusammenschluß zerschnitten. Seit anderthalb Jahrzehnten hat eine neue Einwanderung von Deutschen nach dem russischen Osten eingesetzt. Bis jetzt ist es aber noch nicht an der Zeit, die alten Bestrebungen aufzunehmen, die deutsche Gemeinschaft in jenem Staatswesen, das gegenwärtig ein Bundesstaat sozialistischer Republiken ist, fester zusammenzuschließen und damit eine dauerhafte Grundlage ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Wirksamkeit zum Wohle des Landes zu schaffen. Daß aber die Deutschen im inneren Rußland durch die Ereignisse des Weltkrieges und der Revolution nicht völlig zerrieben sind, daß sie immer noch einen beachtlichen Faktor in der innerstaatlichen Politik darstellen, ist aus der durch die Geschichte bedingten Sonderstellung der deutschen Bauernkolonien im russischen Osten und aus ihrem Charakter verständlich. Das nicht bodenständig verwurzelte alte Deutschtum ist fast restlos in Rußland vernichtet. Die kümmerlichen Reste der früheren deutschen städtischen Gemeinden sind dem Untergang geweiht, neue deutsche Gemeinden können sich gegenwärtig nur bilden, soweit sie sich auf den Boden der neuen Staatsordnung stellen und auf eine Betätigung im religiösen Sinne verzichten. Einem freien Zusammenschluß der neuen deutschen Einwanderer stehen unüberwindliche Schwierigkeiten gegenüber. Dagegen bestehen noch die deutschen Bauernsiedlungen.

Bis zu Ende des 18. Jahrhunderts beobachten wir fast ausschließlich eine Einzeleinwanderung von Ausländern nach Rußland. Seit der Katharinischen Zeit geschieht die Einwanderung von

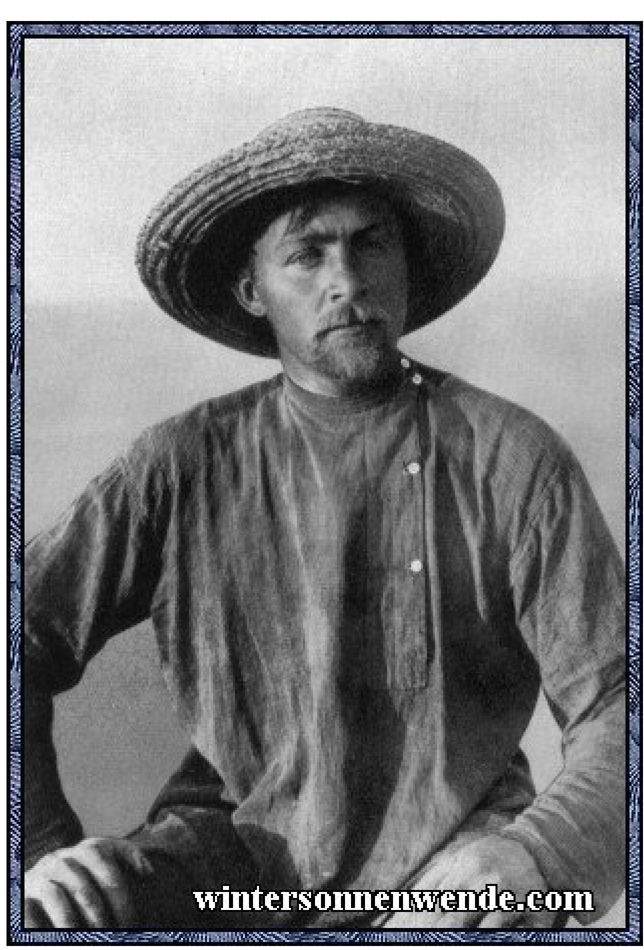
Ausländern, vor allem die der deutschen Bauern, planmäßig. Die geographische Lage der deutschen Kolonien in den früheren russischen Randgebieten war die Folge der russischen Kolonisationspolitik. Trotzdem erwuchsen den Kolonisten gerade aus dieser, von ihnen nicht gesuchten räumlichen Verteilung Schwierigkeiten, die besonders während des Weltkrieges mit einer völligen Vernichtung der Kolonien drohten. In böswilliger Absicht sprach man von einem planmäßig angelegten Vordringen der Deutschen nach dem russischen Osten. In das System der besonders seit dem Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Russifizierungspolitik paßte es gut, von einem Germanisierungsring deutschen Grundbesitzes zu sprechen.

Die räumliche Verteilung der Kolonien, die von unseren Feinden als Stützpunkte der Germanisierung Rußlands bezeichnet wurde, wird aus der Zeit und den Gründen ihrer Entstehung begreiflich. Der Hauptstrom der deutschen, vorwiegend aus Mitteldeutschland stammenden Einwanderer in der Katharinischen Zeit ging über Petersburg nach dem Inneren des Landes. Bei Petersburg, am Finnischen Meerbusen, verblieb eine Anzahl von Einwanderern, und die hier entstandenen Kolonien blieben in der späteren Entwicklung völlig ohne Verbindung mit den anderen Kolonisationsgebieten. Sie gingen, in das wirtschaftliche Leben der Landeshauptstadt eingesponnen und von dieser abhängig, völlig in der Seeregion wirtschaftsgeographisch auf und verfielen schon früh einer starken natürlichen Russifizierung. Die **Ostseeprovinzen**, wo übrigens eine deutsche bäuerliche Unterschicht fehlte, standen zu den übrigen Gebieten deutscher Siedlung höchstens in dem Sinne in Beziehung, als sie den Kolonien evangelische Geistliche lieferten oder diese in Dorpat, der alten deutschen Universitätsstadt ausbildeten. Die dort seit Jahrhunderten sitzende deutsche Herrenschicht zeigte wenig Neigung, und zwar bis in die jüngste Zeit hinein, sich um die deutschen Kolonien im Inneren des Reiches zu kümmern. Das nächste Kolonisationsgebiet in **Russisch-Polen** ist das Gebiet der friderizianischen Siedlungsbewegung, es stand nie in der Geschichte in einer auch nur losen Beziehung zu den übrigen Kolonien, mit Ausnahme der verwandtschaftlichen Beziehungen zu den wenigen Schwesterniederlassungen in **Wolhynien**. Die **Ukraine** (Neurußland) hatte eine starke deutsche Bevölkerung, die auf Einladung der russischen Regierungen unter der Katharina und Alexander I. eingewandert war. Sie war und ist - in ihren Resten - noch jetzt über einen weitausgedehnten Raum zerstreut. Die früheren Gouvernements Bessarabien, Chersson, Jekaterinoslaw, Taurien, das Don-Gebiet und das Gouvernement Stawropol glichen nach Flächeninhalt nahezu dem Deutschen Reich.

Im Kaukasus, wo etwa 50 000 deutsche Bauern gegenüber etwa 10 Millionen einer überaus bunten Völkerschar wohnten und wo der deutsche Landbesitz an Fläche nicht erheblich war, stand es wiederum so, daß die nordkaukasischen Kolonien und die transkaukasischen Ansiedlungen räumlich mit einander nicht zusammenhingen. Erst im mittleren **Wolgagebiet** treffen wir deutsche Ansiedler an, die, etwa 650 000 an der Zahl, einen zusammenhängenden Komplex von Kolonien früherer Gouvernements Samara und Saratow an beiden Ufern der Wolga bildeten.

Die zerstreuten, aus den Muttergebieten an der Wolga und im Süden, meist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen Kolonien im Gebiet des südlichen Ural, in Westsibirien und in Turkestan waren der Bevölkerungszahl und der Größe des Grundbesitzes nach verschwindend. Eine Wechselwirkung irgendwelcher erheblicher Art zwischen den einzelnen oben genannten Siedlungsgebieten bestand z. T. überhaupt nicht, z. T. mußte sie lange Zeit hindurch unterbleiben, weil diese Gebiete keine Organe, mit Ausnahme der kirchlichen Einrichtungen und der erst seit der ersten russischen Revolution, nach dem russisch-japanischen Krieg, sich entwickelnden Kolonistenpresse, für die Pflege einer engeren Gemeinschaft besaßen. Und dennoch genügten die leisesten Regungen unter den deutschen Kolonisten, die, durchaus im Interesse des russischen Gaststaates und mit dem Ziel eines rein kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwunges, auf die Erhaltung ihrer kulturellen Eigenart gerichtet waren, um jeweils ein scharfes Vorgehen der russischen Regierung einzuleiten, das vor etwa 25 Jahren zuerst die deutschen Kolonien in Kiew, Wolhynien und Podolien betroffen hatte. Während des Weltkrieges begann man dann bereits auch

mit der Auflösung der übrigen Kolonien, und nur der Sturz des Zarismus im Frühjahr 1917 hatte die völlige Katastrophe verhindert. Mit der zweiten russischen Revolution schien eine neue Zeit des Aufschwungs der deutschen Kolonien anzubrechen, jedoch ging diese Hoffnung in den Bürgerkriegen und dann bei der bolschewistischen Oktober-Umwälzung in die Brüche. Nach 15 Jahren seit jenen schicksalsschweren Tagen sehen wir die deutschen Kolonien weiter bestehen, aber unter Bedingungen, bei denen sich ein völlig neues Bild ergibt.



***Deutscher Kolonist** aus dem Kanton Kukkus.*

In den anderthalb Jahrhunderten seit der Anlegung der ersten deutschen Kolonien an der Wolga hat sich der deutsche Kolonist trotz Schwierigkeiten aller Art bewährt. Gleich zu Anfang der Kolonisation trat den Siedlern das ungewohnte Klima, sein kontinentaler Charakter, die scharfen Übergänge der Temperatur, der heiße Sommer und der kalte Winter, die Dürre entgegen. Und die Siedler kamen in Landesteile, wo der Boden überhaupt erst urbar gemacht werden mußte, in die jungfräulichen Steppen der Wolga oder des Südens. Die wolhynischen Kolonisten mußten erst Sümpfe trockenlegen und Wälder ausroden. Der Kampf mit den natürlichen Widerständen war erschwert durch Hindernisse, die den Siedlern aus der Indolenz und Korruption der Landesbehörden und aus der sozialen Umgebung erwuchsen. Ohne "Douceur", ohne Schmiergeld an die Beamten kam man überhaupt nicht vorwärts. Dabei waren die Siedler ständig von Mißtrauen und Intrigen seitens der Geistlichkeit, die von den Andersgläubigen Schädigung der orthodoxen Kirche befürchtete, seitens der Gutsbesitzer, die einen schlechten Einfluß auf die Leibeigenen erwarteten, und selbst von gelegentlicher Feindseligkeit seitens der umwohnenden Bauern umgeben. Die Kämpfe mit der Natur und den sozialen Lebensbedingungen haben dem Typus des deutschen Kolonisten in Rußland vielfach harte Charakterzüge aufgeprägt, die besonders an der Wolga zu beobachten sind.



Bäuerinnen einer deutschen Kollektivwirtschaft
in der Wolgarepublik.

Zu den seit langem bekannten Typen des russischen Deutschtums gehören der Steppenbauer der Wolgakolonien, der Kolonist aus der Ukraine, der deutsche Pächter und Landwirt Wolhyniens, und schließlich auch der Mennonit.

Das Ringen mit den natürlichen Bedingungen, die Erinnerung an die früheren Kämpfe mit den Nachbarn (besonders den Kirgisen), die Enttäuschungen mancher harter Art sind wohl vorwiegend die Ursache gewesen, daß der Wolgakolonist ein etwas mißtrauisches, verschlossenes, schwerfälliges Wesen zur Schau trägt, besonders wenn er Fremden begegnet oder in der Fremde ist.

Er ist zu gleicher Zeit selbstbewußt, wenn auch die in den Wolgakolonien lange herrschend gewesene Feldgemeinschafts-Verfassung nach russischem Muster seine relative kulturelle Zurückgebliebenheit begründete. Einer der Kolonistensöhne von der Wolga (P. Sinner) schildert die Wesensart seiner Landsleute in folgenden treffenden Zügen:

> "Breitschultrig, stämmig, mit glattrasiertem offenem Gesicht und klaren, blauen Augen, mit der untrennlichen »Herzallerliebsten«, der langrohrigen, baumelnden Pfeife im Munde (»Unser Bauer un sa Peif gehörn z'samme, wie Mann un Fraa«), schaut er siegesbewußt über seine weite, breite Steppe hin. Hier fühlt er sich frei, hier ist er zu Hause. Wetterfest, völkisch zäh, herb, bieder, rührig und unermüdlich bei der Arbeit, hart an der heimatlichen Scholle klebend - das ist der Wolgadeutsche. Nicht nur seine Mundart hat er quellklar erhalten, sondern auch Sitten und Gebräuche... Die Stadt ist für ihn eine fremde Welt, hier fühlt er sich verlassen und ringsum von Feinden aller Art umgeben. Aber immer ist er tätig und sucht nach einem Ausweg, wenn er in eine schwere Lage gerät. Da schreckt er auch vor der Stadt, ja vor der fernen Fremde nicht zurück. Und erstaunlich rasch findet er sich in der neuen Umgebung zurecht... Die geschichtliche Erfahrung selbst hat ihn gelehrt, sich allem Neuen und den Fremden gegenüber mißtrauisch zu verhalten. Das Neue beobachtet er zuerst lange und erprobt es gründlich, ehe er es annimmt. Aber wenn er es einmal für gut befunden und angenommen hat, gibt er es so leicht nicht mehr preis."

An seiner Scholle war und ist der Wolgakolonist stark, in der russischen Stadt verläßt ihn seine sichere Haltung. Seine guten Eigenschaften verschaffen ihm Eingang in Vertrauensstellungen, wenn er sich in seiner Bildung heraufgearbeitet hat. Ist er aber in die russische Wirtschaft oder das Beamtentum eingefügt, muß er das meist mit dem Verlust seines Deutschtums bezahlen.



Deutscher Bauer mit Kamelgespann.

In den ukrainischen Steppen befanden sich einst die blühendsten deutschen Kolonien, die im regen Verkehr mit den russischen Märkten, auch der ferneren Umgebung, und mit den Städten standen. Der deutsche Kolonist des ukrainischen Südens zeigte mehr Unternehmungsgeist, mehr Initiative und Beweglichkeit, als seine übrigen Stammesbrüder in Rußland und hat vielfach beinah den Anstrich des amerikanischen Farmers angenommen. In kleineren und größeren Enklaven lagen seine Kolonien, aus deren Mitte zum Teil Großgüter deutscher Landwirte entstanden. Hier herrschte seit Beginn der Ansiedlung Hofsystem mit Erbrecht, das allerdings durch das Recht der Gemeinde auf Vornahme zweckmäßiger Landzuteilung eingeschränkt war. Das ermöglichte ein besseres Wirtschaften, als in den Wolgakolonien.

Der Wohlstand der Deutschen am Schwarzen Meer wirkte günstig auf die Entwicklung des dortigen Deutschtums. Deutsche Schulbildung, eigene Presse, intelligente Lehrerschaft haben hier stärker gewirkt als in den übrigen deutschen Siedlungsgebieten.

Der wolhynische deutsche Kolonist gehört heute mehr der Geschichte an. Die kümmerlichen Reste der einstmals aufblühenden Kolonien des bienenfleißigen deutschen Kulturpioniers haben keine nationale Zukunft mehr.

Der unternehmungslustige, kulturell außerordentlich hochstehende deutsch-russische Mennonit stellt wiederum einen besonderen Typ dar. Die Charakterzüge der mennonitischen Siedlungen und ihrer Menschen bleiben, bedingt hauptsächlich durch die gleichartige religiöse, soziale und wirtschaftliche Organisation, im allgemeinen die gleichen. Immer wieder tritt uns - im Süden, an der Wolga und in Sibirien - ein breit angelegtes Siedlungsdorf leistungsfähiger Landwirte entgegen, die die deutsche landwirtschaftliche Kultur in geschickter Anpassung an die örtlichen Verhältnisse erfolgreich pflegten, Musterbetriebe schufen und so zu einem bedeutenden Wohlstand gelangten.



Getreidespeicher in Marxstadt.

Das Fortbestehen dieser Siedlungen in ihrer alten Form ist durch die neue staatliche Wirtschaftsordnung in Frage gestellt.

Die deutschen Kolonisten kamen nach Rußland Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, mit Nachzüglern noch in späterer Zeit (wie bei den Mennoniten) auf Einladung der russischen Regierungen, und zwar sollten sie, wie oben angedeutet wurde, Pionierdienste in den jeweils meist leeren und unkultivierten Steppengegenden des Wolgagebiets und im Süden tun. Und sie kamen nicht einzeln, sondern in Gruppen, meist in gemeinsamen Transporten. So wurden ihre Erlebnisse zum Volksgut. Gemeinsames Schicksal im Laufe auch der späteren Zeit bildete, im Verein mit der

Gemeinsamkeit der Abstammung und der Sprache, ein gewisses Zusammengehörigkeitsempfinden aus, das wesentlich dazu beitrug, daß man, trotz mancher Einschränkungen, vom deutsch-russischen Kolonistentum als einer der soziologischen Formen, in denen das Deutschtum im slawischen Osten bis auf unsere Tage bewahrt wurde, sprechen darf. Wie stark dieses gemeinsame Empfinden, dieses zähe Festhalten am deutschen Kulturgut war, können wir daran sehen, daß die zahlenmäßig relativ schwachen deutschen Enklaven in slawischer Umgebung allen Entnationalisierungsbestrebungen zum Teil durch anderthalb Jahrhunderte getrotzt haben, obwohl die Verbindung mit dem alten Mutterlande sehr bald durch die Entfernung und durch die politischen Umstände fast völlig abgebrochen war. Es hat schon was zu sagen, wenn man sich an die Tatsache erinnert, daß während des Weltkrieges es möglich war, in deutschen Kriegsgefangenen-Lagern unter russischen Soldaten deutscher Abstammung über 400 Volkslieder zu sammeln, die sich in den deutschen Kolonien trotz vielfacher Widerstände im wesentlichen durch mündliche Überlieferung erhalten haben. Es hat schon was zu sagen, daß auch jetzt noch jeder Deutsche aus dem Reich bei jeder Berührung mit den deutsch-russischen Kolonisten den starken Eindruck mitnimmt von der Art, wie lebhaft sie alle die Schicksale des Mutterlandes verfolgen.

Wenn man die Zeit etwa bis zur ersten russischen Revolution 1905 überblickt, so ist sie für die Kolonisten nicht nur eine Kette von harten wirtschaftlichen Kämpfen, sondern auch eine Reihe von schwersten Enttäuschungen gewesen. Zwar haben sich die deutschen Kolonisten wirtschaftlich schließlich durchgesetzt, wie blühende Oasen lagen ihre Ansiedlungen inmitten eines kulturell tiefstehenden Landes, aber die Einstellung der russischen Öffentlichkeit und der russischen Regierungskreise wurde im Laufe der Zeit zunehmend ungünstig, ja feindselig. Eine unsagbare Tragik: die Kolonisten mußten Deutsche bleiben, um das zu leisten, was sie leisteten, aber es wurde ihnen zum Vorwurf gemacht, daß sie Deutsche blieben.

Die Sonderstellung der Kolonisten wurde daher allmählich abgebaut, bis in der Zeit der großen Reformen unter Alexander II. ihre Privilegien völlig fielen.

Die Folgen der gegen die Kolonien betriebenen Politik waren: Unterbindung des Verkehrs mit dem deutschen Mutterlande, dauernde Erschwerung der freien wirtschaftlichen Entwicklung (was besonders verhängnisvoll an der Wolga wirkte, wo die russische Mirverfassung eingeführt wurde), zunehmende Russifizierung namentlich der Schichten der gebildeten Kolonisten, Aushöhlung des Zusammengehörigkeitsgefühls der Kolonisten, Verkümmerung jeder gesunden Entfaltung von Sprache und Kultur, und damit Gefährdung des vollen wirtschaftlichen Erfolges, der für den russischen Staat bei konsequenter und ehrlicher Ausführung der ursprünglichen Absichten nur vorteilhaft und entscheidend im wirtschaftlichen Aufbau des Landes werden konnte. Auch heute, und zwar in noch viel höherem Maße, hält die staatliche Zentralgewalt ihre Hand auf der freien Auswirkung der wertvollen Eigenart deutscher Wirtschafts- und Kulturpioniere. An dieser tragischen Lage hat sich seit Beginn der deutschen Einwanderung nichts geändert.

Eine Zeit lang nach der ersten russischen Revolution schien es, daß eine neue glücklichere Zeit für die deutschen Kolonisten angebrochen sei. Aber die erzwungene parlamentarische Staatsform in Rußland wurde allmählich zum Schein, die Reaktion setzte ein, das Wahlrecht wurde geändert, der extreme Nationalismus bekam immer mehr Oberhand. Und wieder setzte die Politik **gegen** die Nationalitäten und gegen die Kolonisten ein. Es half unseren deutschen Bauern nichts, daß sie in der Vergangenheit und in diesen Zeiten der Wirren ihre Loyalität und ihre Opferwilligkeit in Notzeiten bewiesen, es half ihnen nichts, daß sie den russischen Süden und das Wolgagebiet landwirtschaftlich erschlossen, einen wichtigen Faktor im Getreidehandel bildeten, Sumpf- und Waldboden urbar machten und daß sie gerade in einer der wichtigsten wirtschafts-politischen Fragen, der Stolypinschen Agrarreform, der Regierung wertvollste Dienste erwiesen, man beschäftigte sich bereits mit Plänen, die deutschen Ansiedlungen in Rußland überhaupt gewaltsam aufzulösen. Und ehe noch das verhängnisvolle Jahr 1914 kam, war man auf den Kolonien voller

Unruhe geworden. Die Auswanderung nach Amerika oder nach Deutschland beschäftigte immer lebhafter die Gemüter. Die Zahl der Auswanderer, die bereits seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wegen Übervölkerung in den Kolonien und Behinderung der wirtschaftlichen Expansion nach Amerika strebten, wuchs und es entstand eine beachtliche Rückwanderung deutsch-russischer Kolonisten nach Deutschland.

Die Erlebnisse der deutschen Kolonisten Rußlands im Weltkriege gehören zu den schwersten Prüfungen, die sie je erlebten. Moralisch und physisch gezwungen, gegen das eigene Mutterland zu kämpfen, dazu unter einer Losung, die sich überhaupt gegen alles Deutsche richtete, stand der deutsche Kolonist und der Rußland-Deutsche im Felde gegen Deutsche und war keinen Augenblick sicher, ob nicht in der gleichen Zeit der Untergang seiner engeren Heimat, seiner Kolonie beschlossen sei. Nur die zweite russische Revolution vom Frühjahr 1917 hat es verhindert, daß die endgültige, im Frühjahr 1915 begonnene Auflösung deutscher Ansiedlungen im europäischen Rußland und ihre Zwangsverlegung nach dem asiatischen Teil vollendet wurde.

1917 brachte den Kolonisten wiederum einen Hoffnungsschimmer auf bessere Zeiten, jedoch währte auch dies nicht lange. Da der Krieg und die Kriegspsychose zunächst noch fortdauerten, blieb das Mißtrauen gegenüber den Deutschen in Rußland bestehen. Der Bürgerkrieg und die Requisitionen der streitenden Parteien, die steigende wirtschaftliche Anarchie im Lande, haben den ehemaligen Wohlstand der Kolonien lebensgefährlich untergraben. Die bolschewistische Umwälzung im Herbst 1917, das Wiederaufflammen der Bürgerkriege brachten weitere Zerstörungen und Not in die Kolonien, es folgte allgemeiner Niedergang auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, er wurde katastrophal verstärkt durch die Mißernte und Hungerjahre 1920-21, in denen gerade auch die Wolgakolonien der Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Mitgefühls der ganzen Welt geworden waren.

In den letzten zehn Jahren hat sich das Gesicht und die Rolle des Deutschtums in Rußland völlig geändert. Nach kurzer Atempause, in der während der sogenannten Periode der NÖP (neue ökonomische Politik) die Zügel der Staatsleitung in bezug auf die Privatwirtschaft gelockert wurden und eine gewisse wirtschaftliche Erholung eintrat, standen die deutschen Kolonien vor neuen schweren Prüfungen, da sie von dem gegenwärtig sich vollziehenden Übergang zum Kollektivismus in der Landwirtschaft erfaßt wurden. Die Kollektivierung der deutschen Bauernwirtschaften, der Feldzug gegen die Kulaks, die "reichen" Bauern, der mit besonderer Heftigkeit in der Durchführung des Fünfjahrplans einsetzte, hat in den deutschen Kolonien zunächst eine ungeheuere Verwüstung, namentlich unter den Mennonitenansiedlungen hervorgerufen. An 6000 Kolonisten, meist Mennoniten, mußten unter unsäglichen Leiden das Land verlassen.

Die alten Schichten und Gruppen der Intellektuellen, der Vertreter freier Berufe, der Kaufleute, der wohlhabenden Bauern sind jetzt als solche vernichtet, und nur ein Teil von Deutschen, die dem früheren Leben das Gepräge gaben, ist noch in untergeordneten Stellungen verstreut tätig, jedes geistigen oder gar politischen Einflusses beraubt, noch physisch da. Die starke neue deutsche Einwanderung von sogenannten Spezialisten, Ingenieuren, Technikern, gelernten und anderen Arbeitern bleibt im wesentlichen ohne Berührung mit den Resten des Deutschtums und verteilt sich auf einen ungeheueren Raum. Diese Deutschen bleiben im wesentlichen eben einsame Kulturpioniere, sofern sie nicht in der parteipolitischen Struktur des neuen Staats aufgehen. Die Beteiligung des deutschen Kapitals am russischen Wiederaufbau und am Ausbau der russischen Industrieanlagen erreicht Milliardenhöhe, deutsche Gelehrte beteiligen sich an der wissenschaftlichen Fundierung der Planwirtschaft der Union, jedoch wird diese Hilfe lediglich als technische Hilfe hingenommen, als Hilfe zum Aufbau einer kommenden, von ganz neuen Voraussetzungen ausgehenden Kultur. Während dieser neue deutsche Zustrom nur ein Werkzeug der Planwirtschaft ist, geht der Kampf innerhalb der alten Reste des Deutschtums, soweit es in den Kolonien als einer organischen Gemeinschaft besteht, weiter, und zwar mit dem Ziel einer völligen

wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Eingliederung in einem klassenlosen, sozialistischen Staate.

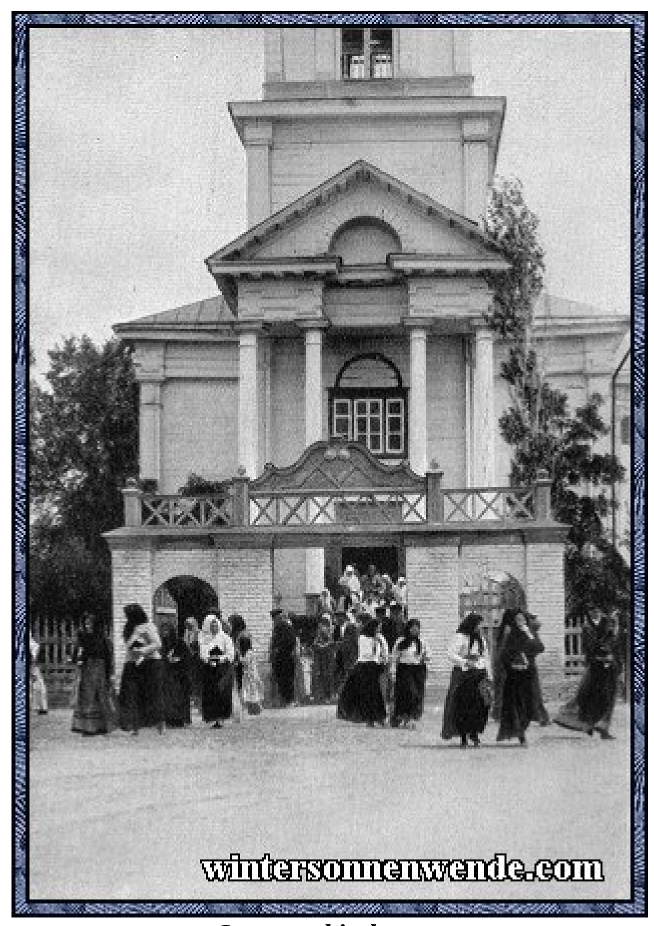
Wir haben eingangs gesagt, daß die Zahl der Deutschen in der Sowjetunion etwa die Hälfte der Vorkriegszeit ausmacht. Es mögen gegenwärtig 1 300 000 sein. Fast die Hälfte dieser Zahl lebt heute in dem geschlossenen Gebiet der Deutschen Wolgarepublik (etwa 200 Kolonien). Wie sehr auch die Bevölkerung der übrigen deutschen Siedlungsgebiete zurückgegangen ist, bestehen doch noch zahlreiche deutsche Kolonien an den alten Standorten. In unmittelbarer Nähe von Leningrad, an der südlichen Küste des Finnischen Meerbusens, an der Bahn nach Finnland, an der estnischen Grenze und bei Nowgorod liegen 34 deutsche Dörfer. In der Ukraine und in der zur Russischen Republik gehörenden Republik Krim befinden sich weitere etwa 1000 deutsche Dorfsiedlungen, deren älteste Kolonien in den früheren Gouvernements Chersson, Jekaterinoslaw und Taurien liegen. In Transkaukasien haben sich 20 Dörfer der Württemberger Separatisten (in den Republiken Georgien und Aserbeidschan) erhalten. 300 weitere Kolonien liegen verstreut auf dem Wege nach dem Süd-Ural, nach West- und Mittelasien. Es handelt sich hier um Tochterkolonien der Wolgadeutschen oder die der Deutschen aus dem Süden des Reiches, die allmählich in den letzten 50 Jahren angelegt wurden. Das wichtigste Zentrum dieser Kolonien ist Slawgorod, eine Bezirksstadt im früheren Gouvernement Omsk. Die deutschen Bauern an der Wolga bilden eine autonome Sowjetrepublik, die übrigen deutschen Kolonien sind entweder zu deutschen Rayons zusammengefaßt oder bilden Bezirke der einzelnen deutschen Dorfsowjets. In der Ukraine bestehen acht deutsche Rayons und 253 deutsche Dorfräte. Diese Neueinteilung, diese neue administrative Gestaltung der deutschen Kolonien hängt mit der Nationalitätenpolitik der Sowjetregierung zusammen. Durch die Verfassung der U.d.SSR. und durch die Verfassungen der Bundesrepubliken ist der Begriff der Autonomie der einzelnen Nationalitäten festgelegt. Sie nimmt zur unbedingten Grundlage den ökonomischen und politischen Zentralismus in allen für die Union lebenswichtigen Zweigen des staatlichen Lebens. Den autonomen Republiken wie der deutschen Wolgarepublik, den nationalen Rayons und den nationalen Dorfsowjets, die eine organisatorische Ausscheidung nationaler Minderheiten im sonst nationalfremden Gebiet darstellen, wird aber gleichzeitig das Recht auf kulturelle Selbstbestimmung, auf nationale Dezentralisation gewährt. Die Ausübung dieses Selbstbestimmungsrechts darf aber nur im Sinne der Festigung der neuen Staatsordnung geschehen.

Das Gebiet der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen umfaßt ungefähr eine Fläche, die der von Württemberg und Hessen gleich ist (27 376 Quadratkilometer). Ein viertel Teil dieses Territoriums liegt auf dem rechten Ufer der Wolga (früheres Gouvernement Saratow) und drei Viertel - auf dem linken Wolgaufer (früheres Gouvernement Samara). Die Republik ist in 14 Kantone eingeteilt und wird nach dem System: Dorfsowjet, Exekutivkomitee des Kantons, Zentralexekutivkomitee der Republik verwaltet. 9 Kantone haben eine rein deutsche Bevölkerung, 4 - eine gemischte (deutsch-russische und deutsch-ukrainische) und 1 - rein russische. Die Bevölkerungszahl beträgt rund 670 000 Menschen (91 000 Bauernwirtschaften, die gegenwärtig zur kollektiven Wirtschaft übergehen), wovon 67% Deutsche, 17% Russen, 9% Ukrainer, 7% sonstige sind. Alljährlich versammelt sich der aus 300 Deputierten bestehende Sowjetkongreß der Wolgarepublik. Der Kongreß wählt ein Zentralexekutivkomitee aus 65 Mitgliedern und 15 Kandidaten, das viermal im Jahre tagt. Das Zentralkomitee wählt aus seiner Mitte ein Präsidium aus 7 Mitgliedern und 4 Kandidaten. Gleichzeitig wählt das ZEK auch den Rat der Volkskommissare, der aus einem Vorsitzenden, 2 Stellvertretern und einzelnen Kommissariaten besteht. Die Kommissariate für Inneres, Volksbildung, Gesundheitswesen, Landwirtschaft und soziale Fürsorge sind autonom und unmittelbar dem Zentral-Exekutiv-Komitee der Wolgadeutschen Republik verantwortlich, jedoch sind neuerdings in der Volksbildung (in der sog. Polytechnisierung der Schule) und in der Landwirtschaft (Kollektivierung) Direktiven der Moskauer Zentrale maßgebend. Die Kommissariate der Justiz, Finanzen, Arbeit, Staatskontrolle und des Handels sind den entsprechenden Kommissariaten der Bundesrepublik untergeordnet, ihre Tätigkeit wird aber vom

ZEK der Wolgadeutschen Republik geleitet und den örtlichen Verhältnissen angepaßt. Für volkswirtschaftliche Fragen besteht noch ein dem ZEK unterstellter Rat. Das Militär-, Verkehrswesen, sowie die Fragen des Außenhandels und der Außenpolitik bleiben den Zentralbehörden der Union vorbehalten. Die Amtssprache der Wolgadeutschen Republik ist deutsch, dasselbe gilt auch für die nationalen Rayons und die Dorfsowjets. Man spricht oft von einer hier vorliegenden Scheinautonomie, ja man sagt, die Wolgarepublik genieße noch weniger eigene Rechte (z. B. in den Budgetfragen) als selbst die alten zaristischen Kommunalverbände. Die nähere Betrachtung dieser Frage müssen wir uns versagen. Es ist aber nicht zu leugnen, daß zu Beginn der ersten Fünfjahrperiode, also um 1928, eine Reihe von Tatsachen festzustellen waren, die vom Leben der Deutschen an der Wolga nicht unbedingt ein ungünstiges Bild geben.

Aus dem Chaos der Zeit des Welt- und Bürgerkriegs, des Hungers entwickelte sich in dieser Zeit bei den Wolgadeutschen eine anfangs geordnete Wirtschaft.

Mit der Schule stand es noch recht traurig. Es fehlten genügend vorgebildete Lehrer, es fehlten deutsche Lehrbücher und ausreichende Geldmittel zum Ausbau des Schulwesens, das in den Hunger- und Notjahren zeitweilig völlig erloschen war. Nun waren wieder 50% der Kinder eingeschult und das Analphabetentum ging bereits stark zurück. Der Bildungsstand war immerhin höher als im übrigen europäischen Rußland, denn während hier von 100 Menschen 45 lesen und schreiben konnten, betrug die Zahl in der Wolgarepublik 55. Die wolgadeutschen Frauen standen in bezug auf die Elementarbildung an erster Stelle unter der ländlichen Bevölkerung der ganzen Union. Noch günstiger lagen die Bildungsverhältnisse in den deutschen Kolonien der Ukraine, und bei den deutschen Mennoniten erreichte die Zahl der des Lesens und Schreibens kundigen Personen 100%.



Sonntagskirchgang
in der Kolonie Kukkus (Wolgarepublik).

Die skizzierten Verhältnisse in den Wolgakolonien haben im Verlauf der Durchführung des Fünfjahrplans manche Veränderung erfahren. Vor allem war es die Kollektivierung der Landwirtschaft, die eine neue Umstellung des Wirtschaftslebens verursachte. Bei der ersten überstürzten Periode dieser Umstellung erlitt vor allen Dingen der Viehbestand schwere Verluste, weil viel Individualbauern, besorgt um das Fortbestehen ihrer Einzelwirtschaften, das Vieh und ihren Besitz verschleuderten. Das hatte neue Stockungen in der Aufwärtsentwicklung der Kolonien zur Folge. Mit der Einführung rationeller Methoden der Kollektivierung ist der wirtschaftliche Umstellungsprozeß zwar stetiger geworden, aber man kann im Augenblick noch nicht sicher übersehen, wie die Entwicklung weiter verlaufen wird. Im Bildungswesen haben die letzten Jahre ebenfalls eine neue Umstellung mit sich gebracht, und zwar auf dem Gebiete der sogenannten Polytechnisierung des Schulwesens, dessen engerer Anschluß an die Produktionsprozesse des gegenwärtigen Wirtschaftslebens angestrebt wird, und in der verstärkten Liquidierung des Analphabetentums. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Vitalität der Wolgadeutschen und auch der übrigen deutschen Kolonien, bei stetigem Ablauf der inneren Entwicklung der Union, auch hier

die ihnen gestellten Aufgaben lösen werden. Das wolgadeutsche Schrifttum, das seit der Gründung der Republik weit über 200 Bücher in deutscher Sprache hervorgebracht hat, entwickelt sich weiter. Um die Erforschung der wolgadeutschen Mundarten bemüht sich eine Zentralstelle in Saratow. Die bestehenden Presseorgane dienen, wie dies auch bei der Deutschen Zentral-Zeitung und der Deutschen Rundschau in Moskau und bei den übrigen für die Kolonien in deutscher Sprache herausgegebenen Blättern der Fall ist, der Durchführung der Planwirtschaft und der Vertretung der kommunistischen Politik der Moskauer Zentrale.



Die "Stoßbrigade" einer wolgadeutschen Kollektivwirtschaft *im Dorfe Seelmann.*

Ungünstiger in nationaler Beziehung als in den Wolgakolonien, sind die Verhältnisse in den sonst zerstreut liegenden Kolonien in anderen Gegenden der Union. Nach der Enteignung des isolierten deutschen Grundbesitzes ist dort das den Kolonisten gehörende Land zum Teil an die russischen oder ukrainischen Bauern verteilt worden, und um so manche Kolonie im Süden ist bereits ein enger Kreis nichtdeutschen Landbesitzes entstanden. Ferner wird der Zusammenhang der Kolonien durch die neue Einteilung in Wirtschaftsbezirke (im System der sogenannten Rayonierung) zerrissen. Auch die Bildung besonderer autonomen deutschen Bezirke hat sich infolge der inneren sozialen Kämpfe zunächst noch nicht in günstigem Sinne auswirken können. Die wirtschaftlich fortschrittlichsten Kolonien, wie die der Mennoniten, lösen sich auf. Und eine Zeitlang schien es, wie bereits erwähnt, als ob eine Massenauswanderung deutscher Kolonisten aus der Union sich anbahnte.

Wohin führt die weitere Entwicklung? Stehen wir am Beginn der Auflösung der deutschen Enklaven im russischen Osten? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht. Ich persönlich glaube an eine aussichtslose Zukunft der deutschen Kolonien nicht und bin geneigt anzunehmen, daß die deutschen Siedlungen als solche nicht nur bestehen bleiben, sondern sich sogar günstig weiter entwickeln werden, wenn das sozialwirtschaftliche Experiment der Kollektivierung gelingt und ein ruhiges, stetiges Wirtschaftsleben sich einstellt. Daß dieses Gelingen sicher eintritt, ist eine Frage des politischen und wirtschaftlichen Glaubens. Diese Frage steht hier nicht zur Entscheidung.

Die Schweiz
Jakob Schaffner

Es wäre keine Vermessenheit, zu behaupten, daß die Schweiz eines der am wenigsten bekannten Länder Europas ist und das Schweizer Volk das verborgenste und heimlichste. Denn was kennt der Fremde von der Schweiz? Die Berge und Hotels, die Gebirgsbahnen und Autostraßen, allenfalls ein Paar Städte, und damit ist es getan. Wenn es ganz hoch kommt und köstlich ist, so denkt man noch an Wilhelm Tell von Schiller und an Goethes Schweizer Reisen. Aber das sind dann die ganz durchdringenden Geister, denen auch gar nichts verborgen bleibt, und die unerbittlich bis auf den Grund tauchen. Die Ignoranz steigert sich in anschaulicher Stufenfolge, je weiter man nach Westen kommt. Die Deutschen sind immerhin noch für unsre Freiheit begeistert. Die Franzosen schätzen uns als dankbare Abnehmer von Waren und feiner Lebensart. Den Engländern rangieren wir neben den Botokuden als Eingeborene. Die Amerikaner führen uns irgendwo in ihrem Gedächtnis als eine

Kuriosität. Doch mag man sich getrösten, wir wissen von den andern auch nicht viel. Wir sind zwar eines der internationalsten Völker, aber von der wahren Wesensart anderer Menschengruppen haben wir eigentlich wenig Begriff, und seitdem der Völkerbund in Genf residiert, verstehen wir überhaupt nichts mehr. Aber fangen wir immerhin bei der Freiheit an.

Man weiß von Schiller her, daß wir da einmal mit unsrer damaligen Obrigkeit, die Gewalt über uns hatte, und welcher wir nach den Worten der Schrift Untertan sein sollten, nicht mehr recht zufrieden waren, und sie mit einiger sanften Gewalt oder gewalttätigen Sanftmütigkeit abgesetzt haben. Wir haben dabei niemand etwas getan. Von denen, die uns ihre andersartige Meinung aufdrängen wollten, wurden einige totgeschlagen, aber sie haben ausdrücklich dazu gedrängt. Und ganz nebenbei wurde so die erste europäische Freiheit aufgerichtet. Zunächst hatte man aber wirklich nichts im Sinn als eine zweckmäßige häusliche Einrichtung. Man hielt es für richtig, den Ertrag seiner Arbeit selber einzunehmen, anstatt einen Teil davon ganz verwirrenderweise an österreichische Vögte und feudale Grundherren abzuführen, als ob sie arbeiten geholfen hätten. Dann gab es da noch die Pässe nach Italien, die man ebenfalls besser selber beaufsichtigte und bewirtschaftete, da die Straßen doch einmal durch eidgenössisches Land führten. Nach der Auflösung der alten Reichsgewalt bestand nur die Frage, wer künftig da kommandierte, das ansässige Volk oder das ferne Habsburg, das gerade anfing, seine immer hungrige Hauspolitik auszubreiten. Es ergibt sich da eine bedenkenswerte Ähnlichkeit mit gewissen gegenwärtigen Gemütsverfassungen bei andern Völkern.

Wolfgang Götz hat uns in schöner Männlichkeit angegriffen, weil wir in der Folge dieser Neuordnungen vom Reich abgegangen seien. Ich muß, schon zum Verständnis des Schweizer Charakters, hier betonen, daß dies so wenig im Zug unsrer Unternehmungen gelegen hatte wie die Trennung von der Kirche bei Luther. Der Bruch mit dem Reich ergab sich durch den Bruch mit Habsburg, das damals in der Lage war, sich mit dem Reich zu identifizieren und uns Reichsheere auf den Hals zu hetzen, um mit ihnen habsburgische Politik zu machen. Das hielten wir dann wieder nicht für zweckmäßig. Gegen das Reich an sich hatten wir gar nichts. Bis zu allerletzt betrachteten sich die Schweizer als freie Glieder des deutschen Reiches, in dessen oberstem Schutz sie standen und dessen Hoheit sie immer anerkannten. Die polypenartige Ausbreitung der Habsburgischen Hausmacht auf Kosten des ganzen deutschen Volkes fand endlich in der Schweiz den Widerstand und die Antwort, von denen das ganze Reich hätte hallen sollen. Und das ist der kleine Denkunterschied, der die Schweizer fortan von den Reichsdeutschen trennte. Der Einschnitt liegt im Jahr 1499, 23 Jahre, nachdem die Eidgenossen die Schlachten gegen den Burgunder Karl, genannt den Kühnen, geschlagen hatten, und da sie doch einmal daran waren, Ordnung zu schaffen, liest man auch bald, daß sie einen päpstlichen Legaten, der Unfug mit dem Ablaß trieb, "in ein Wasser schossen". Darauf machten sie auf eigene Faust und auf ihre Weise Reformation, und zwar gleich in doppelter Ausfertigung, humane auf zwinglische Art in Zürich, und inhumane auf calvinische in Genf. Die zwinglische Reformation unterscheidet sich von der lutherschen durch die Form des Abendmahls und durch den Glauben Zwinglis, daß er im Himmel neben den Propheten und Aposteln zu gleichen Rechten auch fromme Heiden finden werde. Man muß das alles wissen, um zu begreifen, was schweizerisch ist. Dazu gehört dann noch die weltberühmte humanistische Universität in Basel mit ihrem Erasmus, gehören die Baseler Drucke, gehören die Holbein und Konrad Witz, Niklaus Manuel und Hans Leu und die ganze ruhmreiche oberrheinische Kulturentfaltung, die so viel Gesicht und Eigenart und Unabhängigkeit hat und dabei so viel gesunde Sinnenhaftigkeit und Formkraft. Dazu gehören eine ganze Reihe berühmter Klosterbauten, kräftiger, schöner Bürgerstädte, Häuser voll von einheimischem Kunstgut und reichem, tüchtigem Lebensniederschlag, wohin der Blick fällt, ein Land voll von gedeihlichen Dörfern mit einem heute noch ungebrochenen, lebensfreudigen Bauernstil, und überall steht dazwischen ein Schloß oder ein Schlößchen, das von erfolgreicher Vergangenheit und zäher, trotzig froher Gegenwart erzählt. Davon weiß der reisende Fremde bedeutend weniger, aber es ist just das, was Land und Volk ausmachen, wodurch, worin und wofür gelebt wird, der Sinn, das Unabänderliche und

Unwandelbare, die eigentliche Erscheinung.

Nach Schiller ist die Schweiz noch einmal ganz schnell und unbedeutend durch Keyserling literarisch berühmt geworden. Er hatte da etwas erfahren vom Volk von Wirten, zu welchem die Schweizer aus einem Volk von Hirten geworden seien. Dies und einige von ihm flüchtig angestellte Beobachtungen und nur halb verdaute Erlebnisse hatte er zu einem modernen Bild der Eidgenossenschaft zusammengestellt mit der Oberflächlichkeit und Fixigkeit, die nun einmal bei solchen journalistischen Leistungen aus dem Tag für den Tag nicht zu vermeiden sind. Grundsätzlich sollte man über nichts schreiben, was man nicht versteht. Aber seitdem Goethe gesagt hat, wenn man eine Materie nicht kenne, so solle man einen Aufsatz darüber schreiben oder einen Vortrag halten, ist in der Literatur eine gemeingefährliche Entdeckerfreudigkeit ausgebrochen, welcher in diesem Fall auch die Schweiz zum Opfer fiel. Das Vorkommnis führt uns mitten in die



St. Moritz - Dorf mit See, *der eleganteste Wintersportplatz der Schweiz.*

gegenwärtige Schweiz und ihre Probleme hinein. Tatsächlich würde dem heutigen Stadt- und Bildungsschweizer keiner mehr sein Herkommen von jenen Haudegen und Rauhbärten ansehen. Wenn vollends Keyserling Schlüsse zieht aus der Anfälligkeit gewisser Schweizer Kreise für ihn und seine Philosophie, so kann man ihm nicht einmal so sehr unrecht geben. Auch die große Verehrung des Volkes für Besitz und Stellung scheint mit der früheren Haltung nicht mehr ganz zusammenzuklingen. Aber dann muß man untersuchen, welches Volk man meint. Der Innerschweizer in Uri oder Schwyz unterscheidet sich zum Beispiel vom Schweizer in Zürich stärker als vom Schweizer in Graubünden oder im Kanton Basel Land, während andererseits die vielberufenen Unterschiede zwischen dem deutschen und dem französischen Schweizer längst nicht so groß sind, wie sie dem Deutschen vorkommen, und nicht so bedeutend, wie der Unterschied zwischen dem Oldenburger und dem Bayern. Überall ist es das Bergvolk, das mit der französischen Zunge genau dieselbe Art von Berglersprache spricht wie mit der deutschen, und das mit derselben unwandelbaren Grundgesinnung zum gesamten Freiheitsstaat steht, der aus seinen Tälern herausgewachsen ist.

Dasselbe Unwesen von rührendem Mißverstehen ist es mit der Rede vom Volk der Wirte. Die Fremdenindustrie hat einen gewissen Anteil an der Gesamtwirtschaft, und es ist viel Geld darin investiert, das ist wahr. Aber als moralischer Faktor spielt sie eine ganz kleine Rolle. Der zahlenmäßige Anteil der Menschen an der Fremdenindustrie verschwindet neben den andern Grundindustrien und vollends neben den bodenständigen Gewerben, von denen das Volk in Wahrheit lebt. Aber weil der Fremde nicht mehr die Begabung hat, über den Hotelportier hinweg selber mit Volk zu verkehren, glaubt er, was er erlebt, das ist auch schon alles. Nach den Bergen ist das Leben sehr spät und zuerst außerordentlich zögernd hinaufgestiegen, nachdem es in den großen Zügen der Flußtäler bereits jahrtausendelang Wirtschaft, Politik, Geschichte und Kultur in äußerst kräftiger und eigenartiger Weise getrieben hatte. Oberrheinische Menschheit ist es, die da trotzig und begabt ihr formen-, gestalten- und farbenreiches Eigendasein geführt hat, angeleitet, gehegt,



Adelboden.

getragen und geführt von ihren Flüssen, von ihnen bedingt, charakterisiert, gebildet, mit Gehalt erfüllt und mit Seele und Geist ausgestattet. Von den Zeiten der Pfahlbauern bis zu den Hochhäusern in Zürich ist es ein weiter, reicher, ausdrucksmächtiger Weg, in jeder Flußwindung und in jedem Jahrzehnt von langlebigen Dokumenten, weittragenden Handlungen und tiefgreifenden Schicksalen begleitet, und in jedem Augenblick eigen, unverwechselbar, ausdrücklich schweizerisch, oberrheinisch, frühgeweckt und selbstbehauptungsfroh.

Ein Volk kann man immer nur aus seinem Raum verstehen. Es ist kein Zufall, daß eine norddeutsche Menschengruppe so wenig Ähnlichkeit mit einer süddeutschen hat. Die Schweiz setzt sich zusammen aus einer Fülle von mehr oder weniger in sich abgeschlossenen Talschaften, die eine Selbstverständlichkeit für Einzelsein ermöglichen; der demokratische Charakter ist damit bereits gegeben im Gegensatz zur Tiefebene, die den Menschen auf die Unterworfenheit oder die Selbsthilfe durch Sozialismus und Kommunismus hinweist. Die Schweiz ist ungefähr die Gegenerscheinung zum kommunistischen Rußland und hat ja auch, wie man weiß, einstweilen keinen diplomatischen Verkehr mit ihm. Aus dieser Lage in leicht übersichtlichen Talschaften hat sich ferner der Freiheitssinn entwickelt, militärisch begünstigt durch die Lage selber, die den Wert eines kleinen Volksheeres gegenüber technisch ausgerüsteten Ritterheeren immer unterstützte und ungemein erhöhte. Aber diese Landschaft hat zugleich einen hohen Schönheitswert, der sich in einem gesteigerten Lebensgefühl äußert.

Die Gegenwart der Alpenkette mit ihren Zinnen und Firnen, letzten Höhen und Abgründen ist jedem Volksgenossen real und symbolisch immer mehr oder weniger bewußt. Aber die Lebensvoraussetzungen eines kleinen und politisch stets gefährdeten Staates mahnen zur Umsicht und zur Besonnenheit, und so hat sich dieser Volkscharakter zusammengesetzt aus Stolz und Ehrenhaftigkeit, Verschlagenheit und Treue, Anspruch auf Bescheidenheit, Großmut und Genauigkeit, Selbstschätzung und Mißtrauen, Unbefangenheit und Neigung zum Abwarten und der politische Grundsatz der Neutralität ist als Lebensstimmung bis tief ins Moralische und Menschliche hineingedrungen. Darum ist die Haltung dieses Volkes geschichtlich bewußt unheroisch geworden, antiimperialistisch, abgeneigt allen Expansionen und Ausladungen, durchdringend bürgerlich, verkehrsfreundlich, individualistisch und gemeingesonnen, entwicklungsliebend, gleichzeitig fortschrittsfreundlich und zäh am Herkommen festhaltend. Kein Volk ist so im Innersten konservativ, wenn es sich um die Lebensgestaltung handelt. Mit elektrischem Licht und elektrischen Bahnen und den besten und komfortabelsten Hotels leben sie ihre alten Bräuche weiter, halten sie streng an der überkommenen Moral fest, an den allgemein angenommenen und erprobten Wertmaßstäben, die durch das ganze Land dieselben sind, an einem gemeinsamen Ton, an der Pflege ihrer nationalen Eigenart, an der Liebe zu ihrer Geschichte, der Ehrfurcht vor ihren Einrichtungen und der Neigung zu einem ziemlich hohen Lebensstandard bei einmütiger Verwerfung des persönlichen Luxusaufwandes in wirtschaftlicher wie in geistiger und seelischer Beziehung. Der reiche Protz war bisher in der Schweiz keine typische Erscheinung. Den Raffke kennt man nicht. Des ausländischen Imports an solchen Erscheinungen hat man sich schnell und ohne viel Aufsehen entledigt. Zur hohen Lebenshaltung gehört eine nahe Beziehung zu allem Kulturellen. Die deutschen Vortragenden wissen, daß sie ruhig in einer Schweizerstadt von fünftausend und noch weniger Einwohnern auftreten können, und sind dabei, wenn sie Wesentliches zu bieten haben, eines guten, schön mitgehenden und verständnisvollen Publikums sicher. Wagnisse lieben sie allerdings mehr auf dem Seil; für Exzentrizitäten haben sie sehr wenig Sinn, und von schnoddrigen Drüberhereinrednern lassen sie sich immer nur eine kurze Zeit verblüffen. Sie haben eine Anfälligkeit für fortschrittliche Ideen, die aber seit dem Bestehen des Völkerbundes eher abgenommen hat und eine natürliche Dankbarkeit für Wahrheit und Schönheit.

In jedem Haus, wo gemütsentwickelte Menschen wohnen, trifft man eine Reihe ernster Bücher aus der Gegenwart, eine seriöse Musikpflege, oft Kammermusik, überhaupt auffallend viel Streichmusik, und fast überall findet man ein paar anständige Bilder von Zeitgenossen. Es gibt

sogar nur wenig Angehörige der sogenannten höheren Stände, die an dieser Kulturliebe keinen Anteil nehmen. Hoch angesehen ist die Bildung, und zwar die weltmännische auf Sprachenkenntnis beruhende, wie die humanistische, die von den vielen Universitäten und Bildungsgesellschaften gepflegt wird, die künstlerische und die modernistische auf der Linie von den sozialistischen Pfarrern bis zu Jung und der modernen Architektur, Denkweise und Kunstgebarung. Von dem vielen theoretischen Wissen geht natürlich wie überall in den gebildeten Ständen eine gewisse Schwächung des Instinktes und des natürlichen Urteils aus, aber aus dem Volk wächst immer genug gesunder Sinn nach, um die Gesamtkultur einstweilen noch vor Wipfeldürre zu bewahren. Alles in allem ergibt sich hier eine Kulturbilanz von absolutem Wert und hohem Rang. Das Volk hat lange keinen Krieg mehr geführt. Ungestört hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert der Kulturhumus niederschlagen und sättigen können. Nicht wie bei großen Völkern ist von Zeit zu Zeit der Boden aufgerissen und bis auf die Steine und den blauen Ton hinunter immer wieder durcheinandergeworfen worden, so daß von neuem angefangen werden mußte. Nirgends sieht man in den Häusern so selbstverständlich das schöne alte Mobiliar stehen und in Gebrauch sein, ohne daß jemand dabei an Altertum denkt. Es ist eben ununterbrochen Leben und Fortwirken von Geschlecht zu Geschlecht. Nicht umsonst treibt die Schweiz diese liebevolle und genaue Geschlechterpflege mit Anhängung des Frauennamens an den Mannesnamen, wodurch das Herkommen der Frau im gleichen Wort mit dem des Mannes angezeigt wird, bis auf die Führung von Wappen und den Rückweis in die Geschichte, der sehr oft weite Aspekte in die Vergangenheit eröffnet. So ist immer alles gleichzeitig in einem Raum und in einem Begriff beisammen. Altes und Neues, Totes, das nie ganz stirbt, und Lebendiges, das die Erbmasse weitergibt und dem Zustand



***Die Burg von Laupen** zwischen Bern und Freiburg.*

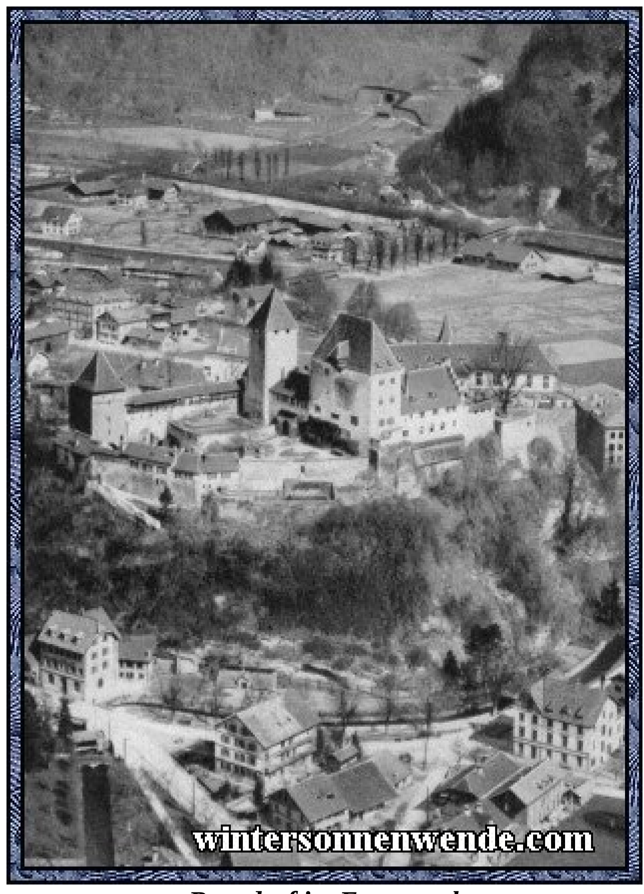
wieder ein paar neue Züge beifügt. Eilig geht nichts. Man hat Zeit, zu warten. Hast kann nur verderben. Lärm ist nicht beliebt. In der Stille keimt jede Frucht. Und das Echte kommt auf leisen Sohlen.

Seit dem Ausgang des Mittelalters und der eidgenössischen Expansion hat die wirtschaftliche und soziale Struktur des Volkes mehrere Wandlungen durchgemacht. Lange Zeit hat man sich an Kriegszügen entwickelt, bereichert und aufgebaut. Die Einflußkarte der Eidgenossenschaft reichte nördlich bis Rottweil und Straßburg als den nördlichsten Verbündeten; südlich saß man als Herrscher in Mailand, und westlich gehörte Burgund zum Herrschaftsgebiet, außerdem das Veltlin und Savoyen. An der neuen Kriegstechnik der Franzosen scheiterte die eidgenössische Entfaltung, womit es mit eigenen Kriegszügen vorbei war. Jahrhundertelang kannte man die Schweizer als Soldnehmer der großen Herren. Mit der französischen Revolution ging auch diese Epoche zu Ende, und die Eidgenossen mußten nun, nachdem sie lange genug Raubbau getrieben hatten, ernstlich nachdenken, wie sie ihre Jungmannschaft im Lande selber ernährten. Sie haben diese Frage vorbildlich gelöst. Zuerst wurde bewußt die Viehwirtschaft entwickelt mit der gleichzeitigen Erschließung des Weidebetriebes auf den Bergwiesen, der nicht etwa ein alter, eingeführter Brauch war. Dann ging man an die systematische Gründung von eigenen Industrien, wovon die Uhren, die Schokolade und die Spitzen besonders bekannt geworden sind. Seit der Hugenottenzeit hatte sich schon die Seidenindustrie in der Schweiz heimisch gemacht. Dazu kam später noch eine hochentwickelte Maschinenindustrie und die chemische Industrie mit sehr bedeutenden Eigenposten. Damit hat sich die Schweiz auf einem neuen Gebiet selbständig gemacht und sich gleichzeitig eine Expansionssphäre geschaffen, die sie weniger mit politischem Druck, dessen sie ja nicht mehr mächtig ist, als durch unbedingte Qualität stetig ausbauen und erweitern konnte. Kaum ein Land ist so auf reine Veredlungsindustrie angewiesen wie die Schweiz, und dieser Zug auf das Solide, Echte, Gute geht durch das ganze Volk, gleichzeitig mit der Haltung auf Besonderheit und Anspruch, die man von sich verlangt. Was wir in unsrer Jugend ungeduldig und angreifend forderten, die Elektrifizierung der Wasserkräfte, ist inzwischen in großem Ausmaß ins Werk gesetzt worden, so daß die Schweiz nicht bloß alle ihre Bahnen elektrisch betreibt und Zehntausende von Maschinen elektrisch laufen, sondern man ist auch ein Stromexporteur erster Klasse geworden.

Die Kraft und Wirkung eines Volkes beruht einzig und allein auf der richtigen Einschätzung der eigenen Hilfsmittel und ihrem klugen und kräftigen Gebrauch. Aus dieser Einstellung ist das hochentwickelte Versicherungs- und Rückversicherungswesen hervorgegangen. Es entspricht einer ausgemachten schweizerischen Lebensauffassung, die die Versicherung in jeder Form sucht und zu schaffen strebt in einer fast religiösen stillen Leidenschaftlichkeit. Mit der gleichen Kraft wird alles Unsichere, Zufällige, Abenteuerhafte gehaßt und möglichst gemieden. Die Botschaft Shaws in dem Stück "Zu wahr, um schön zu sein", die sich gegen die Versicherungen im Leben wendet, ist nicht im Sinn des Schweizer Volkes. Eine solche Gesinnung, verbunden mit der Umsicht und der Unternehmungsgabe, die man immer mehr an den Schweizern beobachtete, zog dann noch Kapitalien ins Land in einem Ausmaß, daß es nachgerade zu einem Problem geworden ist. Um nur einen Begriff von dem erarbeiteten eigenen Reichtum zu geben: Die Steuerlisten der Stadt Zürich ohne den Kanton, die öffentlich sind, weisen einen versteuerten Vermögensbetrag von vier und einer halben Milliarde aus. Auch das muß man wissen.

Wie aber geht es zu, daß bei einer solchen ungeheuren Verschiebung des Nationalvermögens, wie es diese Ziffer zweifellos enthält, in der Schweiz noch verhältnismäßig ruhige Zustände herrschen? Nun, die Verschiebung ist nicht so groß, wie sie in Deutschland wäre, da hier nicht im deutschen Sinn ein ausgesperrtes Proletariat gegenübersteht. Die ganze Wirtschaft baut sich auf einem freien, demokratischen Boden auf, den das Volk unmittelbar selbst besitzt und bebaut und ausnützt. Da also der Boden nicht wie im Norden fortwährend enterbtes Landproletariat ausspeit, um Stadtproletariat daraus zu machen, so steht der Industriearbeiter hoch im Preis. Man muß nur seine Haltung, seine Kleidung und seine Ansprüche mit denen seiner deutschen Kollegen vergleichen, so fällt ein

grundsätzlicher Unterschied in der ganzen Lebensstimmung auf. Der Kapitalismus hat in der Schweiz die klassische Form nicht verlassen. Er ist immer noch reine Privatindustrie ohne Trustcharakter und ohne egoistische Verschwörung gegen das konsumierende Volk. Es gibt also weder die Klasse der feudalen Agrarier noch die Klasse der feudalen Unternehmer, die sich auf jener aufbaut, und darum auch nicht die Klasse der Proletarier, die sich von der Gesamtkultur und vom Gesamtstaat lossagt, weil sie keinen unmittelbaren Anteil mehr daran hat. Die politischen Rechte spielen hier nicht wie anderswo lediglich die Rolle des Freiheits- und Lebensersatzes ohne große praktische Wirkung, sondern dies anspruchsvolle, wachsame und zähe Volk würde jeden ernsten Versuch zur Verlagerung des Gleichgewichtes durch eine Abstimmung niederschlagen - und auch durch einen Waffengang, wenn es sein müßte. Dies Volk ist demokratisch und bleibt demokratisch. Nur daß der Begriff "Demokratie" in der Geschichte je und je eine Verschärfung und Auferweckung erfahren hat, abgesehen davon, daß er in jedem Himmelsstrich ein anderes Gesicht zeigt. Und jetzt ist man daran, ihm wieder einen frischen Impuls und Gehalt zu geben. Das wird einige Kämpfe setzen, gespornt durch die steigende Arbeitsnot, aber man wird damit fertig werden, man wird sich nicht umwerfen lassen, wie man auch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten wird, und die Erfahrung, Zielwitterung und eingeborene Bodenkraft dieses Volkes wird zu seinen friedlichen Siegen einen neuen hinzufügen.



Burgdorf im Emmental
mit dem als Amtssitz dienenden alten Schloß.

Denn die Wirtschaft eines Volkes ist ja nicht sein Leben, sondern sie ist, **neben** andern Ausdrücken, ein **Ausdruck** des Lebens. Sicher hat man auch hier wie überall eine Zeitlang und in gewissen Kreisen Wirtschaft und Politik mit dem Leben selber verwechselt. Aber ein Volk, das so eng und nah und leidenschaftlich mit seinem Boden lebt, mit seiner Landschaft und seinem übersinnlichen Raum, ist nicht so leicht um sich selbst zu betrügen. Und ein Volk mit der Vielgestaltigkeit, mit welcher das schweizerische zwischen Rhein und Alpen lebt und webt, verkehrt, wirkt, denkt und gestaltet, ein solches Volk schläft auch nicht auf die Dauer ein. Eines Tages erkennt es, daß seine Sicherungen doch nicht ausgereicht haben, daß der Lebenstrieb und das Naturgesetz größer sind, und dann geht es eine Weile mit dem Trieb und lebt mit den großen Hintergründen, um sich dann langsam wieder der Arbeit an seinen Sicherungen zuzuwenden.

Von Zeit zu Zeit ist es nötig, daß wir uns wieder neu werden. Aus diesen Tälern strömt immer noch alte, urdeutsche Freiheitskraft. In diesen vielen gutgehaltenen und trotzigen kleinen Städten lebt der alte Sinn für Erhaltung und Dauer weiter und erfüllt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt seine Mission im Moralhaushalt des Volkes. In den Industrie- und Handelsplätzen knistert und blitzt unaufhörlich die Entwicklung, die wir gern Fortschritt nennen, und die nur die sinnvolle ewige Umwandlung ist. Auf den Schlössern haust noch wie ehemals der frische, kühne und auf Unabhängigkeit bedachte Einzelgänger, der Naturliebhaber und bewußte Kulturträger, der freigestellte Mann, der die Fragen seiner Gegenwart am liebsten ohne viel Worte lebt und beispielt. Vom alten Kloster Sankt Gallen bis zur Stadt Calvins, vom berühmten Platz Dissentis in den Bündner Bergen bis zur Stadt Jakob

Burckhardts und Bachofens spielt eine geistige Wechselwirkung und webt sich ein kulturelles Meisterstück, das zwar nie fertig wird, das aber jeden Augenblick lebendig und hoffnungsvoll ist.

Dazu kommt der goldene Faden Gottfried Kellers und der leidenschaftlich glühende Einschlag Gotthelfs, der Farbentraum Böcklins und die Gebärde Hodlers, das zarte Bild des Armen Mannes in Toggenburg, der Geist Pestalozzis samt der namenlosen Fülle von Volksfreunden, Begabungen, Temperamenten und Liebhabern Gottes und der Natur, an denen dies Volk immer reich gewesen ist: Alles in allem das Bild eines freien Volks auf freiem Grund im ehrlichen Bestreben, je und je mangelnde Größe und Weite durch Höhe, Tiefe und Innigkeit zu ersetzen und den wirtschaftlichen Impuls in Einklang zu bringen mit der geistigen Forderung und dem höchsten Sinn.

Der Jungbauer

Alfred Huggenberger

Ich wollt, ich war ein Bettelknab,
Dann müßt ich nicht die Kühe melken!
Ich schnitt mir einen Haselstab,
Eh alle Blumen verwelken.
Den Sommer seh ich kommen mit Macht,
Schon bräunt sich das Gras auf den Matten.
Das Gras wird Heu, und über Nacht
Schleicht scheu der Herbst durch die Latten.

Es quillt kein Quell aus Moos und Stein,
Er springt über Wehr und Schranken,
Ich muß ein grasend Lämmlein sein
Mit frommen, treuen Gedanken.
Es wohnt kein Vogel auf Zweig und Ast,
Er denkt einmal ans Wandern.
Mir ward ein Gut, mir ward eine Last:
Seinen Acker läßt keiner dem andern!

Den Wind, den Wind sah ich schlafen im Wald
Mit eingezogenen Schwingen.
Herr Wind - ich weiß, du reisest bald,
Ich hör das heimliche Singen!
Wenn ich wie du ohne Heimat wär -
Alle Fernen sind dein eigen!
Ich hab' gelesen vom blauen Meer,
Das könne so lachen und schweigen...

Die Kolonialdeutschen

Rolf Brandt

Um die kleine Stadt Moschi am Fuße des Kilimandscharo herum liegen die großen Kaffeeplantagen. Sie sind fast alle wieder in deutscher Hand. Am Dienstag und am Freitag in jeder Woche kommt die Bahn von Tanga und bringt Post, Güter und sehr wenig Reisende. Am Dienstag



Am Fuße des Kilimandscharo.

und am Freitag also treffen sich die Farmer dieser ganzen reichen Hochebene auf der Veranda, der Baraza, des größeren Hotels in Moschi, das einen deutschen Geschäftsführer hat. Sie kommen am frühen Morgen, wenn die Sonne noch leichter über der Ebene liegt, auf endlosen Wegen herangefahren. Sehr oft sind die Frauen dabei, weil man in Moschi auch alle Einkäufe für die Hausfrau erledigen kann.

In den Geschäftsräumen der Asagarakompanie trifft man in zehn Minuten ein Dutzend deutscher Kaffeepflanzer, die ihre Geschäfte erledigen. Man kann den Typus des Kolonialdeutschen, wie er jetzt nach dem verlorenen Krieg geworden ist, dort in dem kleinen Ort Moschi dicht unter dem Kibo,dem höchsten Berg Afrikas, studieren. Sie tragen die verwaschenen Khakianzüge mit dem verstaubten Tropenhelm, die Frauen haben einen doppelten Kalabreser, auch von der Sonne hart mitgenommen, auf dem Kopf. Auch viele der Frauen tragen die Shorts, die kurzen Leinwandbeinkleider, die kaum bis zum Knie gehen, dann Wickelgamaschen. Ein hartes Geschlecht. Aus den Gesichtern, die übrigens alle nicht übermäßig braun sind - man kann sich dieser Sonne ja niemals aussetzen; auch wenn man längere Zeit dort ist, muß man sie fürchten wie den Keulenschlag - brennen helle, lebensstarke Augen. Sie sehen nicht oft in der Zeit der Weltwirtschaftskrise einen Fremden, am wenigsten einen Landsmann aus Deutschland. Sie alle haben im Grunde immer wieder die eine Frage: Was wird? Wohin geht der Weg?

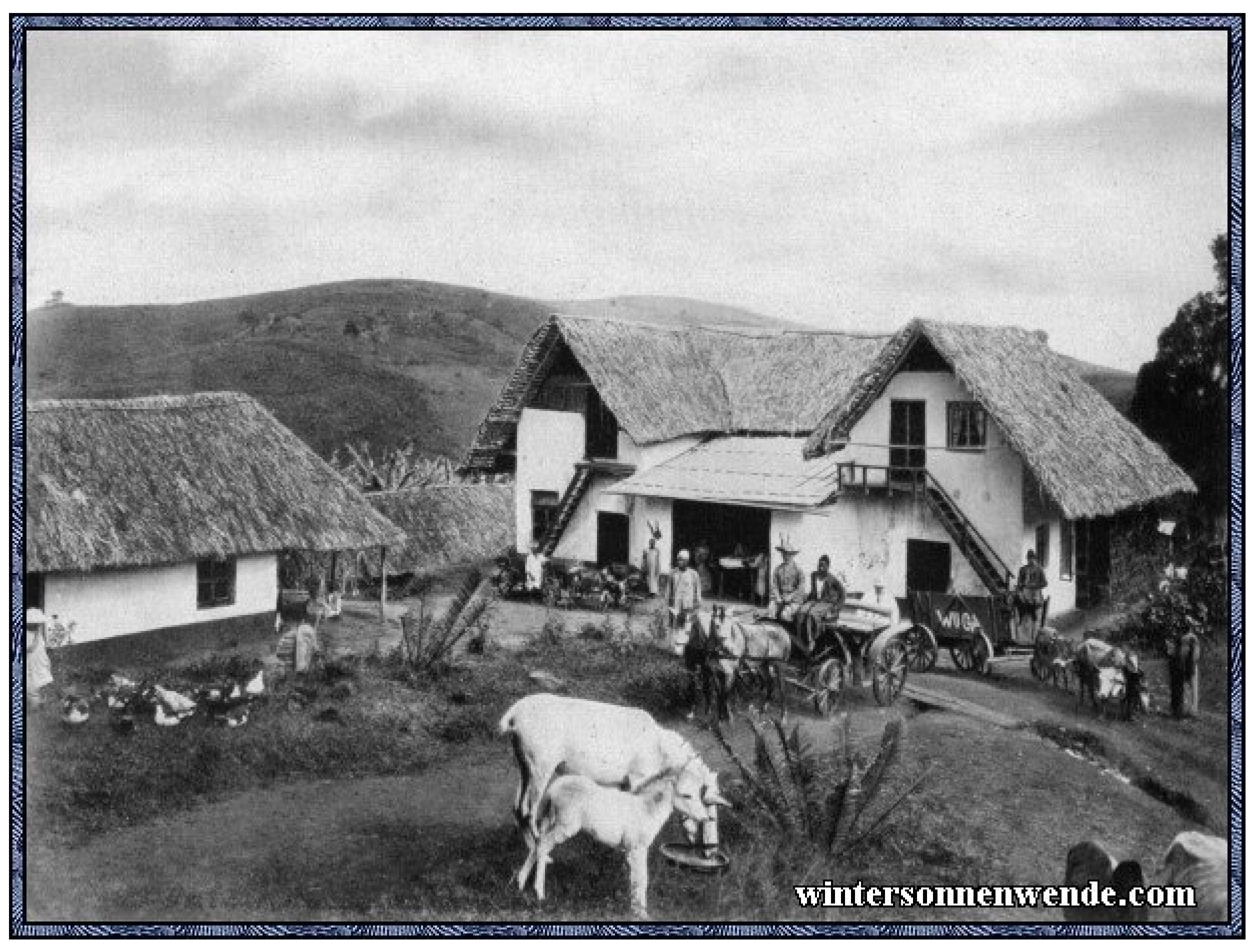
Es geht ihnen schlecht. Sie haben für ihr Schicksal fast alle die gleichen Worte: Man hat gearbeitet vor dem Krieg, man hat - die Männer im Felde, die Frauen als Rote Kreuzschwestern - die vier furchtbaren Jahre in Ostafrika durchgekämpft, man hat wieder angefangen, man sah den Erfolg schon und nun, seit zwei Jahren beginnt der mörderische Kampf der Krise, nun könnten die Haare grau werden vor Sorge. Es ist richtig, ich habe fast dieselben Worte gehört in Ostpreußen, als die Lerchen sich in das Himmelsblau warfen und über den hellgrünen Feldern der Wind vom Haff ein

wenig Seeluft brachte. Hier liegt die Sonne wie ein glühender Kupferklumpen auf der steinernen Umfassung der Baraza, und die Luft ist unbeweglich und klebt wie eine heiße Kompresse an der Haut. Aber es sind dieselben Worte, es sind dieselben Menschen aus der gleichen Schicht. Jüngere Söhne der Landwirtschaft meistens, jüngere Söhne mit großen Namen alter Familien und aus festem bäuerlichem Blute auch, die hier meist schon vor dem Krieg hingegangen sind, um ihr Schicksal in eigene Hand zu nehmen. Es ist vielleicht der beste deutsche Typ überhaupt, den man hier sehen kann. Sie haben alle unter der Sonne Afrikas nur noch wie einen ganz leichten Hauch die Eigentümlichkeit des deutschen Stammes an sich, aus dem ihr Blut geflossen ist. Sie wurden Väter einer neuen Generation, sie wurden zum Teil Mitschaffer eines neuen Stammes: Kolonialdeutsche.

Das Schicksal geht mit schweren Schritten durch die Welt; und wer durch die Welt zog, sah, wie überall durch Not und Elend menschliches Glück zerstampft wurde. Man sieht auch die schwere Hand des Schicksals über die sonnigen Abhänge des Kibo gleiten, wie sie über die Landschaft von Thüringen, der Mark, Ostpreußen oder Schlesien geht. Es sind die gleichen hellblauen Augen, diese festen Gesichter und diese nordisch schmalen Wangen, die hier am Äquator den Kampf um ihr Leben und um das deutsche Gesicht dieses schönsten Teiles von Afrika kämpfen.

Sie lieben die Freiheit und sie lieben die Weite, die das große Geheimnis von Afrika ist. Sie haben hier in diesem Bezirk, über dem das schneebedeckte Haupt des großen Berges leuchtet, ihre besonderen Sorgen, die sie mit dem Weltmarkt verbinden: Kaffee. Der ostafrikanische Kaffee gehört, und deshalb kann er sich trotz der Ungunst der Zeit auf dem Weltmarkt noch leidlich behaupten, zu den besten Sorten, die überhaupt angeboten werden. Er ähnelt der arabischen Mokkabohne. Also, das Gespräch geht um Weltmarkt, Kaffeepreise, um Verfrachtung via London, um die Frage, ob es sich lohnt, die neuen Maschinen aufzustellen, die den Werdegang der reifen Kaffeebeere bis zur fertig getrockneten Bohne in eine schnelle Folge zusammenpressen. Man muß kaufmännisch denken und handeln. Aber es wird den meisten sauer, sich so umzustellen und sich so einzustellen. Denn sie sind alle einmal nicht nach Afrika gegangen, um besonders gute Kaufleute zu werden...

Die Frauen haben es nicht leichter als die Männer. Wer in die Kolonien geht, muß wissen, daß er die Freiheit, die dort größer ist, als im alten Europa, so teuer bezahlen muß, wie wir alles im Leben bezahlen müssen, was lockend und schön ist. Die Schwarzen an diesen Abhängen des Gebirgsstocks, die Wadschaggas, sind friedlich geworden, und sie haben die Zeit, da die deutsche Flagge dort wehte, **alle in guter Erinnerung**. Aber sie haben die Eigentümlichkeiten der Neger im äquatorialen Afrika, denen eigentlich eine glückliche Natur das historische Recht auf Faulheit zugebilligt hat. Sie haben eine gute Auffassungsgabe und geben gute Diener und Hilfskräfte ab - wenn man sie in jeder Minute beaufsichtigt. Man hat also Bedienung meist im Überfluß, jedenfalls mehr, als man es in ähnlicher Lage in Europa haben könnte. Man hat die Lebensmittel von einer ganz unwahrscheinlichen Billigkeit, soweit man sie nicht selbst erzeugt. Man braucht keine Kleider, der Tropenanzug kann für ein paar Jahre halten. Aber auch nur jeden kleinsten Schein von Komfort muß man teuer bezahlen. Oben in Marangu in 1500 Meter Höhe liegt ein kleines deutsches Hotel. Es hat eine zauberhafte Aussicht, einen Blick über die Ebene hinweg zu den Usambara-Bergen. Rosen blühen dort das ganze Jahr und Lilien und afrikanische Veilchen und Erdbeeren gibt es im Dezember - aber man muß sich schon überlegen, ob man das Benzin verfahren will, um sich dort ein paar Tage zu erholen. In diesem Hotel, dies muß man wohl erzählen, um das Leben der Kolonialfrau in einem kleinen Bild ganz genau zu fangen, also dort oben gibt es - der Wirt hat es selbst zusammengebastelt - ein ganz ausgezeichnetes Rundfunkgerät und einen sehr guten Empfang. An einem Abend saß eine junge Baltin dort, die war schon drei Jahre in Afrika, hatte dort Kinder bekommen und war eine tapfere Frau. Denn Tapferkeit ist das Erste, was man dort draußen braucht. An diesem Abend aber hatte sie die Kopfhörer umgeschnallt, der Wirt bastelte und suchte und plötzlich liefen der jungen Frau ein paar Tränen über die Wangen. Sie hatten Berlin, mitten unterm Äquator hatten sie Berlin, in einer Mondnacht, da der Kibo seltsam weiß und groß über den



Ansiedlung in Usambara.

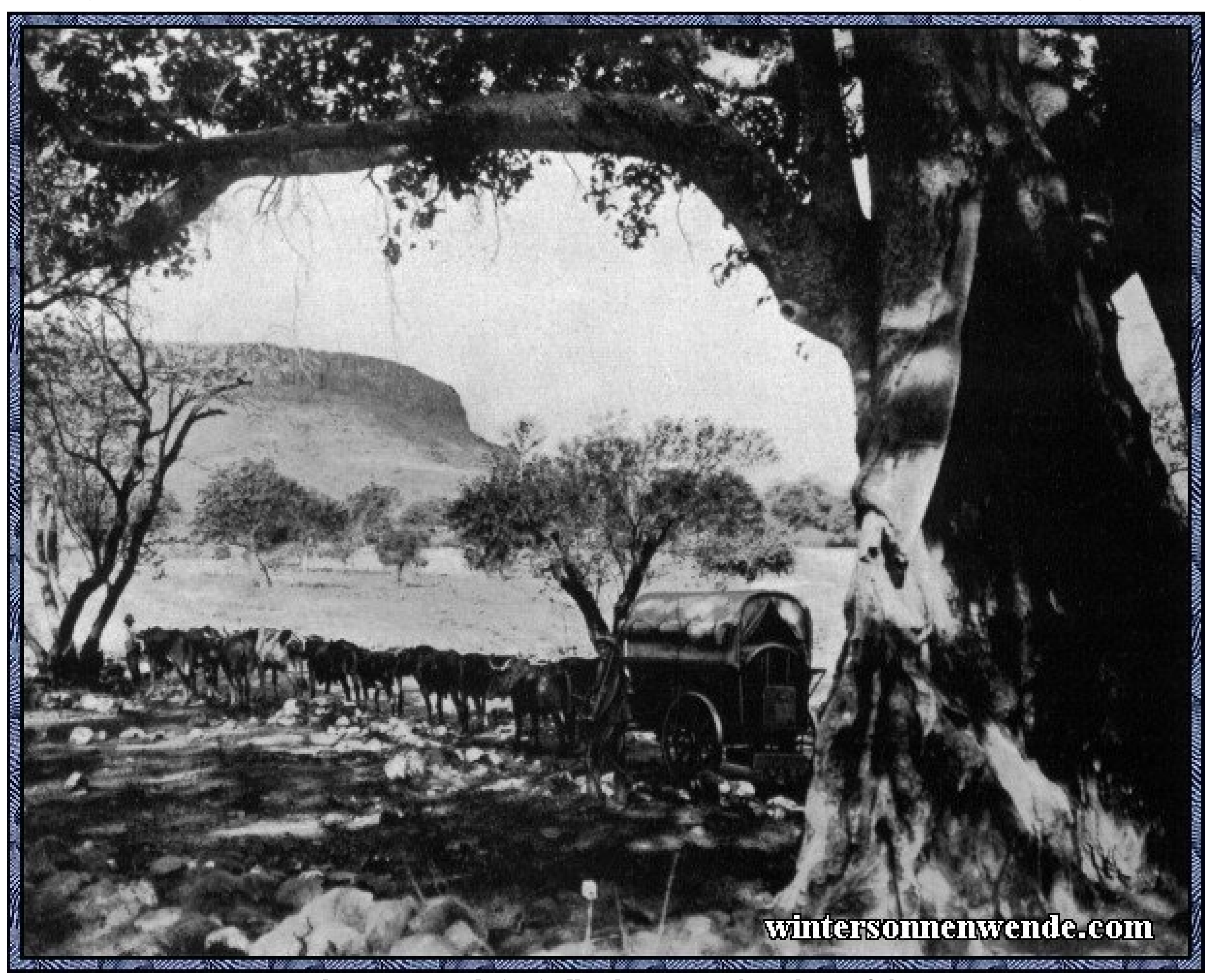
blühenden roten Akazienbäumen leuchtete und die Bananenhaine in Silber gebadet waren. Sie hatten Berlin! Und die junge Frau hörte plötzlich das große Orchester aus der Ferne dunkel rauschen, und sie hörte die Stimmen der Sänger. Es war eine Opernübertragung der Berliner Staatsoper. Da weinte sie. Nicht, weil sie unglücklich war, nicht, weil sie Afrika nicht liebte, aber da in der Hörmuschel war der ganze andere Teil des Lebens, auf den man verzichten muß, wissend und wollend, drüben in den Kolonien.

Das Land ist fruchtbar und vergilt reichlich alle Mühe. Aber jede Art von Komfort muß, es war schon ausgeführt, teuer bezahlt werden; und wer nicht auf europäische Bequemlichkeiten verzichten kann, der wird unglücklich in den Kolonien werden. Eine Zeitlang allerdings hatte es gerade in **Ostafrika**, aber auch in **Südwest**, den beiden wertvollsten Teilen des ehemaligen deutschen Kolonialbesitzes, so ausgesehen, als ob sich die dort arbeitenden Deutschen schnell zu einer wohlhabenden, ja, reichen Klasse entwickeln könnten, zu einem Reichtum, der auch im Äußeren des Lebens zum Ausdruck kommen würde. Diese Entwicklung zeichnete sich in den Jahren nach der **Rückkehr der Deutschen in Ostafrika**, also seit Juni 24 bis zum Jahre 29, da die Krisis ganz stark auch in die afrikanische Plantagenwirtschaft eingriff, besonders in Usambara ab, in der schönen afrikanischen Hügelwelt, die langsam zum Usambaragebirge emporsteigt. **Dort wurde Sisal gepflanzt.** In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts führte Dr. Hindorf zweiundsiebzig Agavenpflänzlinge von Yukatan nach Deutsch-Ostafrika ein. Damit begann die große Entwicklung, die so schnell ging, daß man voraussehen konnte, daß Deutsch-Ostafrika ein wichtiges Gebiet für die Weltwirtschaft sein würde. Der Sisalhanf verdrängte jede andere Hanfart vom Markt. Die Arbeiterverhältnisse waren gerade in Deutsch-Ostafrika bei dem konservativen Charakter seiner Negerbevölkerung auf Generationen hinaus günstig. An diesen Vorbedingungen hat sich natürlich im Grunde nichts geändert. Sobald den Deutschen die Einreise wieder gestattet war, kamen sie, Menschen, die nirgendwo mehr glücklich sein konnten, als drüben in den freieren Verhältnissen, in der Weite, in der persönlichen Unbeschränktheit. Sie haben alle ganz ungeheuer gearbeitet. Sie kauften die verschleuderten deutschen Besitzungen wieder; sie waren meist in den

Händen von Indern und Griechen, denn die Engländer hatten genug mit ihrer Lieblingskolonie Kenya und überall sonst in der Welt zu tun. Außerdem hatte die junge englische Generation ganz im Gegensatz zu der jungen deutschen eine Abneigung, in die Kolonien zu gehen; der Krieg hatte auch, in ganz anderer Weise als in Deutschland, das Wesen des englischen Menschen erschöpft. **Im Jahre 1924 wurden aus dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika rund achtzehntausend Tonnen Sisal ausgeführt, im Jahre 1928 über sechsunddreißigtausend. Dazwischen liegen vier Jahre deutscher Arbeit. Die Ausfuhrzahl war in dieser Zeit verdoppelt worden.**

Hinter Tanga entstanden auf den Hügelkuppen weiße Villen, Kraftstationen wurden gebaut, mitten in der Gebirgswelt, in der während des Krieges die große Vegetation Afrikas alle Kulturarbeit wieder überwuchert hatte, brannte nun elektrisches Licht, Windfächer rauschten, Autos fuhren auf neuen ausgezeichneten Chausseen. Man nannte im Lande diese deutschen Besitzer von Landstrecken, die wie kleine europäische Fürstentümer waren, die "Sisalkönige". 1928 stand die Tonne Sisal auf vierundfünfzig Pfund. 1930 war der Preis auf zweiundzwanzig Pfund und zehn Schillings gesunken und, wenn man vorsichtig kalkulierte, konnte man auch bei diesem Preis noch auskommen! Eine einzige Plantage, allerdings die größte, die des Herrn von Brandis, der den großen deutsch-englischen Konzern gebildet hatte, hatte drei Sisalfabriken errichtet, von denen in einem Turnus von zehnstündiger Arbeit jede Anlage einhundertzwanzig Tonnen Sisalblätter täglich verarbeitete. Von 24 bis zum Jahre 28 schöpfte man den Reichtum....

Um die gleiche Zeit hatte Südwest-Afrika eine ähnliche wirtschaftliche Blüte durch die gute



***Ochsengespann bei Windhoek** in Deutsch-Südwestafrika.*

Entwicklung der Viehzucht, und die Kokospflanzer an der Küste Ostafrikas mußten notwendigerweise, wenn nicht die Krise gekommen wäre, in wenigen Jahren Millionäre werden. Die deutsche Kaufmannschaft sowohl in Südwest- wie in Ostafrika erkämpfte sich sehr schnell ihre

Plätze wieder. Deutsche Waren wurden eingeführt, trotzdem hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen war. Allein die eine große Farm in Usambara, Sigi Segoma, bezog für fast eine halbe Million Mark deutsche Waren, von den neuesten Kruppschen Maschinen bis zu Leinwand und Konserven.
Diese wirtschaftliche Betrachtung ist nötig, um die Gestalt des Kolonialdeutschen richtig zu sehen. Denn die nun folgende Notzeit hat an den innerlichen Tatsachen nichts ändern können. Sie sind dem Charakter und der Betätigung nach Herrenmenschen, die dem Leben den großen Erfolg abringen wollen.

Die Verhältnisse, unter denen die Deutschen leben, sind selbst im äquatorialen Afrika sehr verschieden; anders an der Küste, wo die Kokospflanzer sitzen, die ein recht erhebliches Kapital aufbringen müssen, um überhaupt die Pflanzung in Gang zu bringen - unter sechzigtausend Mark wird man dort nicht viel anfangen können, und dann muß man sparsam und bescheiden acht Jahre leben, bis die Kokospalmen die ersten großen Ernten bringen - anders in Iringa im Süden Ost-Afrikas, wo in einer Gebirgswelt, die an den deutschen Schwarzwald erinnert, deutsche Bauernsiedler sich angesiedelt haben. Sie kommen aus kleineren Verhältnissen, als etwa die Sisalkönige oder die Plantagenbesitzer um Moschi, aber sie müssen im Grunde alle aus demselben Holz geschnitzt sein. Dabei ist eines leicht zu erkennen: Je kleiner die Verhältnisse sind, desto mehr wird es nicht nur auf den Mann, sondern auch auf die Frau ankommen, ob man sich drüben durchsetzt. Auch das Landschaftsbild ist verschieden. Afrika ist ja im Grunde viel mannigfaltiger gestaltet, als Europa. Der deutsche Landwirt in Südwest findet ganz andere Bedingungen vor, eine ganz andere Bevölkerung im Grund auch, als der Tropenpflanzer an der Ostküste um Daressalam oder Tanga.

Das Deutschtum im Südwest hatte außerdem durch das Abkommen mit der Südafrikanischen Union-Regierung einen ganz anderen, viel sicheren Untergrund, als die Deutschen in dem **Mandatland** Tanganjika, wie die Engländer unser altes Ostafrika nennen. Das deutsche Gepräge des Landes war niemals verloren gegangen. Die Farmen waren in deutscher Hand geblieben, und nach einer relativ kurzen Zeit der Bedrängnis setzte sich die Kraft des deutschen Elementes auch äußerlich wieder durch. Die deutsche Sprache wurde zweite Amtssprache. Eine deutsche Flugzeuglinie ging über das Land. Man mußte schon rein zahlenmäßig mit dem auch wirtschaftskräftigen deutschen Element rechnen.

Politisch lagen die Dinge auch anders. Die Union geht ihren eigenen Weg, der Schritt für Schritt mit unabänderlicher Sicherheit fort von England führt, während in Ostafrika die Dinge so liegen, daß mir hervorragende Kolonialengländer, Pflanzer und hohe Beamte alle wie aus einem Munde gesagt haben: **"Wir geben Ostafrika nur zurück nach einem verlorenen Kriege, denn es ist die Schlüsselstellung für Kenia, Uganda und den Sudan"**. Trotzdem zeichnet sich aber auch in Ostafrika eine Entwicklung ab, die zu ganz anderen Zielen führen kann, als sie in London erstrebt werden. Sehr undeutlich und vielleicht sehr fern sieht man eine weiße Bevölkerung, die so kräftig ist, daß sie die Bestimmung über das Land, das durch ihre Arbeit sein Gesicht bekommen hat, selbst in die Hand nehmen will, unabhängig von Londoner Vorschriften. In diesem Falle würde das deutsche Element eine besonders entscheidende Rolle spielen können, weil es der Charakterbildung nach aus besonders aktiven und tatkräftigen Menschen besteht.

Die Prägung des Menschen durch den Einfluß der Landschaft, die man in Deutschland bei allen deutschen Stämmen, ebenso in allen europäischen Kulturländern - ganz stark bei den Engländern, fast ebenso stark bei den Franzosen und Spaniern, auch bei den Italienern - feststellen kann - hat naturgemäß in Afrika nicht die gleiche Kraft, denn es fehlt die Folge der Generationen. Die rein tropischen Gebiete werden ja in diesem Sinne überhaupt niemals Heimat des weißen Mannes sein, weil sie nicht das Land der Kinder und Mütter sein können. Aber auch unter dem Äquator, nicht bei den deutschen Siedlern, weil ihre Entwicklung ja durch den Krieg unterbrochen wurde, sondern bei den Engländern im Kenia-Gebirge gibt es schon Familien, die drei Generationen lang dort

aufgewachsen sind und sich behauptet haben. Auch in Südwest-Afrika kann man vielleicht schon den Einfluß der besonderen landschaftlichen Verhältnisse auf die Ausprägung der Deutschen erkennen. Vorläufig aber war immer noch das andere entscheidend: die Auslese. Wer der starken Natur des Landes, seiner heroischen Einsamkeit, seinen Dimensionen nicht gewachsen ist, wird untergehen. Die Zeit des eigentlichen Pioniertums in Afrika ist vorüber. **Die besten deutschen Namen stehen in den Listen der Entdecker des schwarzen Erdteils.** Jetzt führen überall die Autostraßen durch das Land, Flugzeuge bringen in acht Tagen die Post aus Europa, es gibt keine weiße Stelle mehr auf der Karte Afrikas. Aber gerade die Deutschen, die ihr Land noch einmal wieder erobern mußten, haben den Lebensstil und die Art von Pionieren beibehalten. Sie sind ja nicht nur wie die anderen Kämpfer für das Schicksal der weißen Rasse, sie kämpfen auch jeder einzeln für ihr Deutschtum. Diese Notwendigkeit der Behauptung schafft den Typus des Kolonialdeutschen, einen neuen deutschen Volksstamm, wenn man so sagen will, aus allen Kräften des deutschen Volkes entstanden und genährt.

Ob man sie im Grasland, in der Steppe Südwest-Afrikas sieht, zwischen den großen Palmenwäldern von Bagamojo, in der furchtbaren Hitze, die nur manchmal der leichte Wind vom Indischen Ozean lindert, ob in den kleinen Hütten des Iringa-Berglandes oder in den weißen Villen von Usambara, die wie kleine Schlösser durch die afrikanische Nacht leuchten, überall haben sie sich zur harten Form entwickeln müssen, diese deutschen Männer und Frauen. Eine Menschenart, die arbeiten kann und der Not des Tages mit Entschiedenheit ins Antlitz sieht. Der Mann, der nicht gelegentlich die Büchse hochreißen kann, um sich zu verteidigen, wird nicht glücklich in Afrika sein. Die Frau, deren Liebe schönen Kleidern, der Musik oder der Kunst gehört, wird selbst, wenn sie dazu entschlossen wäre, ihr Leben drüben in den Gang des Tages nicht einfügen können. Sie haben das andere dafür, diese Nächte, die unvergeßlich sind und erschütternd in der Größe ihrer Einsamkeit, wenn unter dem fremden Sternhimmel die Riesenorgel der Zikaden ertönt, auf- und abschwellend, ein dunkler Ton in der endlos blau fließenden Nacht, das Brüllen der Löwen, das selbst die Vogelrufe stumm macht, das Schreien der Schakale und das Lachen der Hyänen, der Gesang der Neger, fremd, monoton und traurig und seltsam sehnsüchtig, das Locken der afrikanischen Taube, das tiefe Gurren, das in die schnelle Abenddämmerung klingt. Die grüne Stunde nach sechs Uhr, wenn die Sonne nachläßt und alles von einem merkwürdigen Licht erfüllt ist wie mit leichtem grünen Glanz; der erste Windhauch, der von den Bergen niederfällt nach dem glühheißen Tag; der weiße, harte Mondschein über der Steppe, dann das andere: das königliche Gefühl, wie aus der Wildnis die Kultur wächst, wie der Geist des weißen Mannes das Land stärker in Besitz nimmt als die Arbeit der Neger.

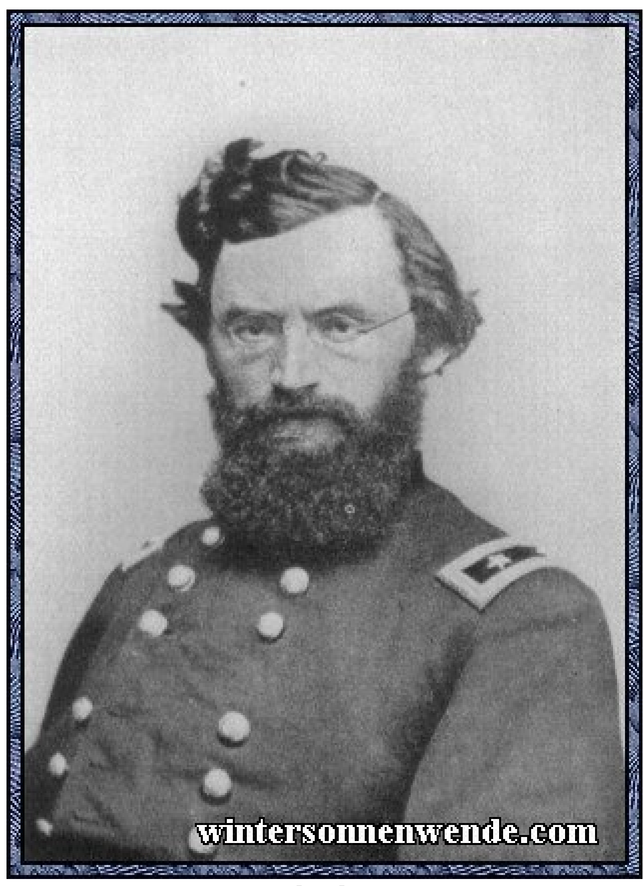
Noch ist der Typus des Kolonialdeutschen kein festgelegter Begriff. Wir sind spät in die Kolonialgeschichte aktiv eingetreten, und der Krieg hat diese Entwicklung aufgehalten. Er hat sie nicht unterbrochen. Das ist sicher: So wie es Kolonialdeutsche gibt, in denen die besten und siegreichen Eigenschaften unserer Rasse verkörpert sind, so wird es wieder deutsche Kolonien geben.

Die Deutschen in Übersee
Paul Rohrbach

Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert war die **Pfalz** durch die französischen Mordbrennereien geplagt, und die Bevölkerung litt auch unter dem wechselnden Glaubensdruck ihrer bald katholischen, bald protestantischen Fürsten. Dazu kam der furchtbar kalte Winter von 1708 auf 1709, in dem alle Reben und Obstbäume erfroren. Englische koloniale Spekulanten, die Siedler für ihren Landbesitz in Nordamerika brauchten, benutzten die herrschende Verzweiflung und schickten Agenten nach der Pfalz, um die Leute zur Auswanderung zu bewegen. Im Frühling

und Sommer 1709 fuhren etwa 14 000 Pfälzer auf Schiffen und Flößen den Rhein hinab, fanden Überfahrt nach England und sammelten sich in London. Dieser Schwarm meist armer Leute war der englischen Regierung unerwünscht. Der eine Teil wurde nach Deutschland zurückgeschickt, andre brachte man nach Irland und steckte sie als Arbeiter in die irischen Leinewebereien; gegen tausend starben auch auf englischem Boden. Nur ein Rest, etwa 4000 Seelen, kam schließlich nach New York, wurde gleich an die Indianergrenze geschickt und dort gewissenlosen Großgrundbesitzern und Spekulanten zur Ausbeutung überlassen. Schließlich rettete sich der eine Teil aus der drückenden Knechtschaft, indem er einer Einladung der Mohawkindianer folgte, die mit den Deutschen gern Handel treiben wollten und ihnen umsonst reichlich Land im Tal des Mohawkflusses überwiesen. Ein anderer Teil wagte, gleichfalls befreundeten indianischen Führern folgend, die Fahrt auf dem durch unbekannte Gebirge und Urwälder nach Pennsylvanien hinabströmenden Susquehanna-Fluß und gelangte so in eine Gegend in der Nähe der heutigen Stadt Harrisburg, in den Vorbergen der Alleghanies. Dort gab es noch reichlich freies und fruchtbares Land.

So entstanden zwei voneinander getrennte Gebiete deutscher Siedlung auf nordamerikanischem Boden. Die Niederlassung im Mohawktal blieb auf dies Gebiet beschränkt, entwickelte sich aber kräftig als eine deutsche Enklave in der rückwärts gegen die Küste von **englischen** Kolonisten, vorwärts, gegen die großen Seen hin, noch ganz von **Indianern** bewohnten Waldregion. Der ganze Osten der heutigen Vereinigten Staaten war damals noch von Urwald erfüllt, in dem die Indianer ihre Jagdgebiete hatten. Es mußte harte Rodungsarbeit geleistet werden, und es gab auch fortwährende Kämpfe mit den Indianern, in denen die Pfälzer Kolonisten zu einem harten und starken Geschlecht heranwuchsen, das seine Büchse ebenso gut zu gebrauchen wußte wie Pflug und Axt. Eine viel größere Ausdehnung als im Mohawktal gewann das Deutschtum in Pennsylvanien. Hier wuchs es durch fortdauernde Zuwanderung und reichliche natürliche Vermehrung so kräftig an, daß zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Vereinigten Kolonien gegen England ein Drittel der Gesamtbevölkerung von Pennsylvanien deutscher Herkunft war. Die Pfälzer in Pennsylvanien wohnten meist geschlossen, bewahrten ihre heimische Mundart und wirtschafteten auf die von Hause mitgebrachte Art, die der Landwirtschaft der englischen Kolonisten weit überlegen war.



Karl Schurz,
deutscher politischer Flüchtling
und amerikanischer Staatsmann.

Von der Gesamtbevölkerung der nordamerikanischen Kolonien zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges - sie betrug damals etwa zwei Millionen - machten die Deutschen vielleicht ein Zehntel aus. Es ist daher unbegreiflich, wie die in vielen Veröffentlichungen kolportierte Legende entstehen konnte, es habe sich einmal die Frage erhoben, ob die amtliche Sprache im Kongreß der Vereinigten Staaten Deutsch oder Englisch sein solle! Manchmal wird dies Märchen auch nur von der Legislatur von Pennsylvanien erzählt mit dem Hinzufügen, die Stimmen für Deutsch und Englisch seien gleich gewesen, und ein Deutscher habe den Ausschlag für Englisch gegeben. Davon hat selbst in Pennsylvanien nie die Rede sein können, denn die englischen Kolonisten waren auch dort nicht nur doppelt so

zahlreich wie die Deutschen, sondern aus ihnen rekrutierte sich auch weit überwiegend das geistig führende Element und die politisch maßgebende städtische Bevölkerung. Ein geschichtlicher Anhalt für die Entstehung jener in sich unmöglichen Erzählung existiert nirgends. Wohl aber ist es Tatsache, daß die Deutschen von New York, und nicht minder die von Pennsylvanien, am Unabhängigkeitskrieg mit dem Herzen und der Waffe ebenso beteiligt waren wie die Mehrheit der englischen Kolonisten. Die Pfälzer Bauern vom Mohawktal warfen unter ihrem Führer Nicolaus Herchheimer im September 1777 in dem blutigen Gefecht von Oriskany eine überlegene Macht von englischen Regulären und verbündeten Indianern unter dem Obersten St. Leger, die von Kanada her anrückte, entscheidend zurück, und diese Niederlage führte bald darauf zur Kapitulation des englischen Generals Bourgoyne bei Saratoga im Staat New York - dem ersten großen Erfolg der Amerikaner. Das Verdienst der Deutschen hat der Oberbefehlshaber George Washington dankbar anerkannt. In Pennsylvanien konnten ganze Regimenter aus deutschen Freiwilligen gebildet werden, und ein Deutscher, Peter Mühlenberg, ursprünglich Pfarrer in dem Städtchen Woodstock in Virginien, nahe der pennsylvanischen Grenze, wurde einer der bedeutendsten Generale des Unabhängigkeitskrieges.

Die Pfälzer im Mohawktal verloren ihr Deutschtum schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Heute erinnern an sie nur noch einzelne Ortsnamen und eine oder die andre bei den Bewohnern erhaltene deutsche Liedermelodie. Auf dem Monument von Oriskany aber, wo die Gefallenen verzeichnet stehen, liest man lauter deutsche Namen. In Pennsylvanien waren ausgedehnte Landstriche noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts deutsch. Hier hatte sich in der Tat ein kräftiger und geschlossener Typ von Übersee-Deutschtum entwickelt. Jetzt ist er im Aufgehen im gewöhnlichen Amerikanertum begriffen, aber noch nicht ganz verschwunden. Das "Pennsylvania Dutch" ist echtes Pfälzisch, vermischt mit englischen Lehnworten. Die ältere Generation spricht es noch heute zu Hause; die jüngere spricht Englisch, singt aber noch manchmal die alten mundartlichen Lieder. Auch in manchen Kirchen wird noch ein Teil des Gottesdienstes in deutscher Sprache gehalten. Es gibt eine ziemlich reiche poetische und erzählende Literatur in der Mundart, die sogar Gegenstand der Pflege auf der Universität von Pennsylvanien in Philadelphia ist. Eine Anzahl hervorragender Amerikaner, darunter bekanntlich auch Präsident Hoover, ist pennsylvanisch-deutscher Herkunft.



Aus dem nordamerikanischen Bürgerkrieg.
Das deutsche Ohioregiment kämpft siegreich bei Somerset.

Reste älteren Siedlungsdeutschtums auf nordamerikanischem Boden gibt es auch noch in Texas. Dort machte in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine deutsche Adelsgesellschaft unter dem Präsidium eines Fürsten Solms-Braunfels den Versuch zu einer Art deutscher Staatengründung. Texas gehörte damals noch nicht zur Union. Das Unternehmen mißglückte völlig, doch kamen einige tausend deutsche Einwanderer nach Texas. Die Mehrzahl ließ sich in der Siedlung Neu-Braunfels nieder, und dort wird auch noch teilweise Deutsch gesprochen. Kleinere Bezirke mit einer vorwiegend deutschstämmigen Farmbevölkerung gibt es auch in Dakota, wohin Tausende von deutschen Kolonisten aus Südrußland nach Aufhebung ihrer Militärfreiheit auswanderten.

In **Kanada** ist das Deutschtum im allgemeinen zerstreut. Nur an einer Stelle hat es sich bis zur Gruppensiedlung verdichtet, und zwar in den deutschen Mennonitenkolonien in der Provinz Ontario. Ihre Angehörigen stammen ebenfalls aus den deutschen Siedlungen in Südrußland, unter denen es viele Mennoniten gab. Die kanadischen Mennoniten deutschen Stammes bilden eine wirtschaftlich gesunde, aber geistig etwas rückständige Gemeinschaft. Das Gefühl der Bekenntnisgemeinschaft überwiegt bei ihnen das deutsche Bewußtsein.

In den landläufigen Angaben über das Deutschtum im Auslande begegnen oft phantastische Zahlen über die Deutsch-Amerikaner. Obwohl wir es hier mit dem überseeischen Siedlungsdeutschtum zu tun haben, und die in den Vereinigten Staaten wie in Kanada zerstreut lebenden, meist zur Stadtbevölkerung gehörenden Deutschen von rechtswegen für uns nicht mit in Betracht kommen, so halten wir es doch für wichtig, die völlig falsche Vorstellung zu korrigieren, als ob es in Nordamerika 8 oder 12 oder womöglich gar 20 Millionen "Deutsche" gäbe. Bei jeder Volkszählung werden in den Vereinigten Staaten diejenigen Einwohner besonders aufgeführt, die selbst im Ausland geboren sind oder von eingewanderten Eltern stammen. Eine der letzten Zählungen ergab 8 Millionen Personen, die in diesem Sinne, also einschließlich der zweiten, bereits in Amerika geborenen Generation, deutscher Herkunft waren. Es ist aber leider unmöglich, die Nachkommenschaft aus Deutschland eingewanderter Eltern noch im gewöhnlichen Sinne als Deutsche zu betrachten. Die Kinder bewahren nur in seltenen Fällen das Deutsche als Umgangssprache. Weitaus die Mehrzahl spricht nur Englisch und fühlt sich restlos amerikanisch. Diese Millionen zum überseeischen Auslandsdeutschtum zu zählen, ist daher bloße Fiktion. Es mag, hochgerechnet, in ganz Nordamerika heute noch zwei Millionen Menschen geben, fast alles Eingewanderte, die Deutsch als Muttersprache reden. Ihre Zahl wird von Jahr zu Jahr kleiner, und bei den herrschenden, gegen das Deutschtum beinahe prohibitiven Einwanderungsgesetzen wird das Deutsch-Amerikanertum, falls nicht ganz unerwartete Umstände eintreten, in längstens einem Menschenalter der Vergangenheit angehören. Damit soll nicht gesagt sein, daß es unter den deutschstämmigen Amerikanern zukünftig kein Gefühl deutscher Herkunft mehr geben wird. Gerade um dies Gefühl unter den geistig Höherstehenden zu pflegen, hat sich die "Steuben-Gesellschaft von Amerika" gebildet, so genannt nach jenem Offizier aus der Schule Friedrichs des Großen, der als amerikanischer General aus Washingtons wenig kampftüchtigen Milizen erst brauchbare Soldaten machte. Die Steuben-Gesellschaft will den Stolz auf deutsche Herkunft wecken und erhalten. Für die Frage des Deutschtums ist es aber charakteristisch, daß ihre Verhandlungssprache englisch ist, weil sie sonst zu der Mehrzahl der Menschen, die sie beeinflussen will, gar keinen Zugang fände.

Im ganzen sind vom Beginn der amerikanischen Registrierungen im Jahre 1820 bis zum Weltkrieg rund fünf Millionen Deutsche nach den Vereinigten Staaten eingewandert; außerdem einige Hunderttausend nach Kanada. Nach der Berechnung des deutschamerikanischen Professors Faust konnte man um die Jahrhundertwende, bevor die romanische und slawische Einwanderung ihre Höchstzahl erreichte, annehmen, daß der Anteil des deutschen Bluts im Volk der Vereinigten Staaten zwischen 27 und 28 Prozent betrug. Natürlich durfte das nicht so verstanden werden, als ob damit über ein Viertel aller Amerikaner rein deutscher Herkunft gewesen wären; vielmehr hatten sich deutsches, angelsächsisches, irisches und sonstiges Blut im ganzen ununterscheidbar

miteinander gemischt. Konfuse Leser haben aber Faust so verstanden, als ob er, auf Grund der damaligen Gesamtzahl der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, von 18 bis 19 Millionen "Deutschen" in Amerika hätte sprechen wollen. Diese unsinnige Ziffer spukt noch bis heute in allen möglichen Reden und Artikeln.

Ein ganz anderes Bild steht vor uns, wenn wir uns dem **südamerikanischen Deutschtum** zuwenden. Im September 1824 landeten die ersten Einwanderer aus Deutschland bei Porto Alegre im heutigen brasilianischen Staat Rio Grande do Sul und gründeten als ihren ersten Platz die Kolonie São Leopoldo. Das war also nur zwei Jahre nach der brasilianischen Unabhängigkeitserklärung. Auf Rio Grande folgte die deutsche Siedlung in den beiden andern Südstaaten, Santa Catharina und Paraná. Nimmt man die zerstreut lebenden Deutschen in São Paulo und die mehr isolierten Siedlungen in Espirito Santo hinzu, so wird man heute das gesamte brasilianische Deutschtum auf dreiviertel Millionen Köpfe veranschlagen können, wovon über 80 Prozent in mehr oder weniger geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten leben. Reichlich die Hälfte lebt in Rio Grande do Sul, ein Viertel in Santa Catharina. In diesen beiden Staaten machen die Deutschen je 20 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Wirtschaftlich bedeuten sie mehr, politisch dagegen viel weniger als diesem Prozentsatz entspricht.

Die deutschen Ansiedler sind zum größten Teil Bauern. Als sie in den brasilianischen Urwald kamen, hieben sie sich breite Durchhaue, Schneisen oder Pikaden, durch die Baummassen und wählten sich zu beiden Seiten ihre Grundstücke. Daher spricht man noch heute in Rio Grande von der Kaffeschneiz, der Batatenschneiz, der Pommernschneiz usw. Aus den ursprünglichen Pikaden sind aber schon lange stark befahrene Landstraßen geworden, an denen sich viele Stunden weit auf dem fruchtbaren Boden reiche Bauerngehöfte hinziehen. Aus den sogenannten "Stadtplätzen", die meist in der Mitte der Pikaden angelegt wurden, wo Kirche und Schule, Wirtshaus und Kaufladen, Tanzboden, Schmiede usw. ihre Stelle fanden, sind stattliche Ortschaften geworden. Sehr stark ist die natürliche Vermehrung. Familien von zwölf und mehr Kindern sind keine Seltenheit.

Die erste Generation mußte überall mit großen Schwierigkeiten kämpfen. Heute, wo schon das



Ein deutscher Landmesser im brasilianischen Urwald.

dritte, hier und da schon das vierte Kolonistengeschlecht auf blühendem, durch eigene und der Väter Arbeit geschaffenem Kulturboden sitzt, ist von diesen Anfangsmühsalen nichts mehr zu merken. Es findet dauernd Zuwanderung aus Deutschland statt - nur im Augenblick ist sie wegen der Weltwirtschaftskrise auch durch die brasilianische Regierung gesperrt - und der neue Ankömmling stößt nicht auf leichte Verhältnisse. Alles gute Siedlungsland ist zunächst mit dichtem Walde bedeckt, und nur der im Lande geborene Kolonist weiß, wie er mit dem Urwald umzugehen hat. Ist ein neues Landlos erworben, so wird der Sohn, der sich dort niederlassen soll, von Brüdern und Verwandten begleitet, die ihm bei der Arbeit helfen. Eine Hütte wird roh gebaut, schon am nächsten Tage krachen die Axtschläge im Walde. Mit breiten Messern wird zunächst das dichte Unterholz abgehauen, und dann werden mit einer Schnelligkeit und Geschicklichkeit, die man gesehen haben muß, um daran zu glauben, die dicksten Urwaldstämme niedergelegt, von denen jeder im Fallen noch ein halbes Dutzend vorher angeschlagener kleinerer Bäume mitreißt. Schon nach einigen Wochen sind das Unterholz und das kleine Astwerk trocken und werden verbrannt. In vier oder fünf Jahren sind auch die dicken Stämme und die im Boden gebliebenen Stümpfe vermodert. Von da ab kann glatt gepflügt werden; vorher wird mit Hacke und Pflanzstock gearbeitet. Das Ganze ist ein Vorgang, so voll Kraft und Selbstverständlichkeit, wie ein Naturereignis. In je fünfzehn Jahren schätzungsweise verdoppelt sich auf natürlichem Wege die Zahl der deutschen Siedler in Südbrasilien. Im Jahre 1950 kann es in Rio Grande schon über eine Million und in ganz Brasilien über zwei Millionen Deutsche geben.

Ich habe fast alle wichtigeren deutschen Siedlungsgebiete in Südamerika besucht. Vielleicht darf ich hier nach meinen Aufzeichnungen eine Schilderung der Verhältnisse in und bei den bekannten deutschen Kolonistenstädten Joinville und Blumenau, beide im Staat Santa Catharina, geben. Was man dort sieht, ist typisch für ganz Südbrasilien. Joinville wurde vor etwa siebzig Jahren von einigen hundert Auswanderern gegründet, die als Kolonisten angeworben waren und sich unter "Brasilien" auch etwas anderes vorgestellt hatten, als den Mangrovensumpf, in dem man sie, eine Stunde landeinwärts, von Bord setzte. Hätten sie nur nach Deutschland zurückgekonnt, kein Einziger wäre dageblieben. Da aber ausgehalten werden **mußte**, so **wurde** ausgehalten, und das Ergebnis war schon ein Menschenalter später ein freundlicher und gewerbefleißiger Ort, in den jetzt allerdings auch schon das einheimisch-brasilianische Element eindringt. Auf viele Meilen im Umkreis dehnt sich deutsches Bauernland, nur wenig von fremden Einsprengseln unterbrochen. In und um Joinville ist die Kolonisation abgeschlossen. Noch in der Ausdehnung begriffen ist dagegen das große Ansiedlungsgebiet, das sich an den zweiten deutschen Platz, Blumenau, anschließt. Schon in dem Tal, durch das man von der Santa-Catharina-Bahn nach Blumenau hinauffährt, wohnen fast nur Deutsche, und wenn man in das Gebiet des Itajahy, des Flusses von Blumenau, kommt, so kann man sich, bis auf die fremden Vegetationsformen, überhaupt in Deutschland glauben. Ein reicher Bauernhof folgt längs der Straße auf den andern, jeder durchschnittlich 100 Morgen groß, und das flachsköpfige Kindervolk, das uns begegnet, ist so zahlreich, daß jeder merkt: Kinder sind hier die größte wirtschaftliche Hilfe! Es sind alles Pommern, die sich hier angesiedelt haben. Pommerode heißt auch der Platz, wo Kirche, Schule und die nötigen Geschäfte stehen. Unter den Bananen und Orangebäumen wird Pommersch-Platt gesprochen, und den größten Teil der abgefallenen reifen Früchte fressen die Schweine, weil die Menge sonst weder verbraucht, noch durch Verkauf verwertet werden kann.

Das Hauptgetreide ist Mais. Weizen gedeiht nur ganz unten in Rio Grande, und Brotmehl kommt meistens aus Argentinien und Nordamerika. Auch die Kartoffeln sind mittelmäßig. Schweine, Hühner, Enten, Gänse gibt es im Überfluß. Gepflügt wird mit Pferden oder Ochsen. Überall sieht man Rindvieh weiden. Wohin man blickt, ist Wohlstand; die Häuser stattlich und sauber, hinter den Scheiben weiße Gardinen, die Geräte gut. Alles reitet, Männer, Frauen, Kinder: zum Einkauf, zum Tanz, zur Kirche, zur Schule. Die Großeltern dieser reichen Bauern kamen als besitzlose Landarbeiter aus Pommern. Auch sie gerieten bei der Ankunft in Verhältnisse, so hart, daß alle verzweifelt nach Hause zurückwollten. Aber daran war kein Gedanke, und so arbeiteten sie sich

durch. Blumenau selbst ist für den Besucher eine noch größere Überraschung als Joinville. Wer das freundliche, behäbige Städtchen mit dem norddeutsch-kleinbürgerlichen Bautypus, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, sieht, der fragt sich unwillkürlich: Aber wie kommt so etwas nur nach Brasilien? Blumenaus Wohlstand beruht, außer auf der reichen Landwirtschaft der Umgebung, auch schon auf eigener Industrie. Es hat Webereien, Möbelfabrikation, Molkereien, Tabakbau. Im Augenblick drückt auch bei den deutschen Kolonisten in Brasilien die Weltkrise Wirtschaft und Lebenshaltung nieder, aber die Verhältnisse sind hier innerlich so gesund, vor allem ist der Absatz der landwirtschaftlichen Produkte nach den großen Städten so gesichert, daß die Erholung von selbst eintreten wird, sobald erst die akute Krisenlage nachläßt.

Das Bild dieses deutschen Kolonistentums im subtropischen Südamerika wäre unvollständig, wenn wir nicht auch noch von ihrem geistigen Leben etwas sagen wollten. Im Unterschied von Nordamerika, wo ein höheres Schulwesen von Anfang an nur in englischer Sprache geduldet wurde (und auch nur in dieser möglich ist), stand es den deutschen Siedlern in Brasilien, wie auch in den übrigen lateinamerikanischen Ländern, frei, sich ein eigenes Schulsystem in der Muttersprache aufzubauen, von der Dorfschule bis zur gymnasialen Vollanstalt, nur ohne die alten Sprachen. Vollanstalten mit deutscher Unterrichtssprache gibt es in Brasilien drei: in Rio de Janeiro, São Paulo und Porto Alegre; außerdem eine ganze Anzahl Mittelschulen und etwa tausend Volksschulen, davon die meisten in Rio Grande. Von den letzteren kann allerdings überwiegend **nicht** gesagt werden, daß sie auf der Höhe deutscher Volksschulen in der Heimat stehen. Zwar bessern sich die Verhältnisse dauernd, aber es ist noch lange nicht möglich, jede Pikadenschule mit einer fachlich ausgebildeten Lehrkraft zu besetzen und mit ausreichenden Lehrmitteln zu versehen. Namentlich unter den älteren Leuten herrscht noch viel Unbildung. Die meisten von diesen sind nicht imstande, einen verständlichen Brief zu schreiben oder ein einfaches Buch mit Nutzen zu lesen.

Der vielfach noch nicht befriedigende Stand des deutschen Volksschulwesens - die Mittelschulen und die Vollanstalt sind durchaus auf der Höhe - in Brasilien hat zur Folge, daß die jungen Leute, wenn sie aus der Pikade in die Stadt kommen, wenig Widerstandskraft gegen die Entnationalisierung zeigen. Weil es an wirklicher, sei es auch nur einfacher deutscher **Bildung** fehlt, erliegen sie geistig, vor allem auch sprachlich, den Wirkungen, die von der zwar sehr oberflächlichen, aber mit einer gewissen Formeneleganz ausgestatteten gesellschaftlichen Art des Brasilianertums ausgehen. Schon daß sich der Kolonist in deutscher Sprache, die er ja meistens auch nur als Mundart gebraucht, über die Dinge, die außerhalb des Gesichtskreises der Pikade liegen, kaum ausdrücken kann, ist ein starker Grund dafür, daß er in der Stadt portugiesisch zu sprechen anfängt.

Der deutsche Bauer ist unpolitisch. Er ist zufrieden, wenn seine Wirtschaft gedeiht. Von der ganzen Politik interessieren ihn höchstens die Steuern und der Bau von Verkehrswegen. Dabei wird es auch noch so lange bleiben, wie der Kolonistennachwuchs sich auf die herkömmliche Art in nicht allzu großer Ferne ansiedeln kann. Erst wenn kein guter, freier oder billiger Boden mehr zu haben ist, beginnt eine neue Entwicklung. Wie sie dann vielleicht bei den südamerikanischen Deutschen verlaufen wird, kann man nach einem ähnlichen Beispiel vermuten: dem der Buren in Südafrika. Solange es dort möglich war, immer neues Farmerland zu bekommen oder die alten Farmen zu teilen, wurden die Burensöhne auch immer wieder Buren, und die Burentöchter heirateten Burensöhne. Als aber - erst nach dem südafrikanischen Kriege - das Farmland knapp wurde, gingen die jungen Buren auch in höhere Berufe, wurden Juristen, Ärzte, Ingenieure, Geschäftsleute u. dgl. Damit begann eine große innere Stärkung des Afrikanertums holländischer Abstammung. Es gewann seine eigene geistige und damit auch seine politische Zukunft. Bei den deutschen Kolonisten in Brasilien können die Dinge sich mit der Zeit ähnlich entwickeln. Eine Schwierigkeit wird freilich immer bleiben, daß selbst in den drei Südstaaten das Deutsche niemals zur Mehrheitssprache werden wird. Südafrika ist heute ein zweisprachiges Land, und öfters ist es wichtiger, dort Afrikanisch zu verstehen als Englisch. Ein ähnlicher Zustand, in kleinem Maßstabe,

hat früher einmal in der Kolonie Blumenau geherrscht. Man mußte Deutsch können, um dort zu wohnen. Jetzt aber drückt die brasilianische Regierung auch in den deutschen Siedlungsgebieten sehr stark auf die Kenntnis des Portugiesischen, ja, möglichst auf Abschluß der Bildung in der Staatssprache. Eins muß auf alle Fälle gesagt werden: Was auch kommen mag, die Deutschen in Brasilien können und werden nie etwas anderes sein als loyale brasilianische Staatsbürger. Jeder Gedanke daran, mit ihnen jemals in anderer Weise rechnen zu wollen, wäre unsinnig.

Brasiliens großer Nachbarstaat im Süden ist **Argentinien**. Die natürlichen Verhältnisse, Klima und Boden, hätten auch hier eine deutsche Einwanderung begünstigt. Der soziale Aufbau des Landes jedoch war und ist noch heute einer kräftigen Besiedlung hinderlich. Argentinien ist zum weitaus größten Teil ein Land des Großgrundbesitzes, und die Eigentümer der Latifundien ziehen es vor, sie in Person oder durch ihren Verwalter zu bewirtschaften, anstatt Siedlungsland abzugeben. Daher konnte sich in Argentinien auch nur ein verhältnismäßig unbedeutender Mittel- und Kleingrundbesitz, so wie er für deutsche und überhaupt für das Gros der europäischen Einwanderer gepaßt hätte, entwickeln.

Es sind trotzdem zwei Versuche mit deutschen und auch deutsch-schweizerischen Kolonisten gemacht worden. Der erste, in der Provinz Santa Fé, fiel in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die argentinische Regierung schickte damals einen Agenten nach Europa, der in Frankfurt a. Main, Basel und Dünkirchen Sammelstellen einrichtete und etwa zweihundert Familien, im ganzen tausend Menschen, ins Land brachte. Es sollten fünftausend werden, aber inzwischen hatte die Regierung gewechselt, und die neue war der Einwanderung nicht günstig. Die Kolonie erhielt den Namen Esperanza. Nach anfänglichen Schwierigkeiten gedieh sie und sandte auch eine Anzahl von Tochtergründungen aus. Alle diese Siedlungen sind aber heute im Begriff, ihr Deutschtum zu verlieren. Nur die älteren Leute gebrauchen das Deutsche noch als Muttersprache. Die mittlere Generation versteht noch Deutsch, bevorzugt aber auch im häuslichen Gebrauch das Spanische. Bei den Kindern bildet Deutsch als Muttersprache nur noch eine Ausnahme. Als ich im Jahre 1921 Esperanza besuchte, konnte der Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde unter einigen vierzig Konfirmanden nur an fünf den Konfirmationsunterricht deutsch erteilen; alle übrigen mußten in spanischer Sprache unterrichtet und eingesegnet werden. Noch einige Jahrzehnte weiter, und das Deutsche wird in Santa Fé so gut wie ausgestorben sein.

Günstiger steht es mit dem Deutschtum der seit 1878 nach Argentinien eingewanderten sogenannten "Deutschrussen". Dies sind ursprünglich deutsche Kolonisten von der Wolga und aus dem südrussischen Schwarzerdegebiet, die von dort wieder auswanderten, als ihre Privilegien, namentlich die Befreiung vom Kriegsdienst, unter der Regierung des Kaisers Alexander II. aufgehoben wurden. Die meisten, die Rußland verließen, gingen nach Nordamerika. Andere hatten von Brasilien gehört und wollten dorthin. Sie hatten Kundschafter vorausgeschickt, aber als die Masse der Auswanderer in Rio Grande eintraf, erklärten ihnen die Kundschafter, Brasilien sei kein Land für "deutsche Leute". Sie hatten die Vorstellung, deutsche Leute könnten im Urwald, wo man erst viel Arbeit mit dem Umhauen der Bäume hatte, nicht siedeln! Die russische Steppe, die sie allein kannten, ist ja so gut wie baumlos. So benutzten sie ein Angebot der argentinischen Regierung, die ihnen Land in der damals noch sehr entlegenen und dünn bewohnten Provinz Entre Rios anbot. Dort sah das Land ähnlich aus wie in dem ihnen zur Heimat gewordenen Südrußland.

Nach einer mir brieflich mitgeteilten Schätzung des Leiters des Deutschen Volksbundes für Argentinien, Professor Wilfert in Buenos Aires, wohnen in der Provinz Entre Rios jetzt etwa 40 000 Rußlanddeutsche, in der Provinz Pampa etwa 15 000. Auf kirchliche Versorgung, evangelische wie katholische, wird gehalten, aber die Schulverhältnisse sind mangelhaft; ungünstiger als bei den Deutschen in Südbrasilien. Es gibt in Argentinien deutsche Vollanstalten und gute Mittelschulen in Buenos Aires und Rosario (Mendoza kommt hier nicht in Betracht), aber sie werden kaum von rußlanddeutschen Kindern besucht. Wir sehen ein kräftiges Bauerntum, das sich der physikalischen

und wirtschaftlichen Struktur des Landes gut angepaßt hat, aber sein geistiger Horizont ist beschränkt, und es bewahrt sein Deutschtum in der Regel nur dadurch, daß es sich in seinen Siedlungen gegen fremde Einflüsse stark abschließt.

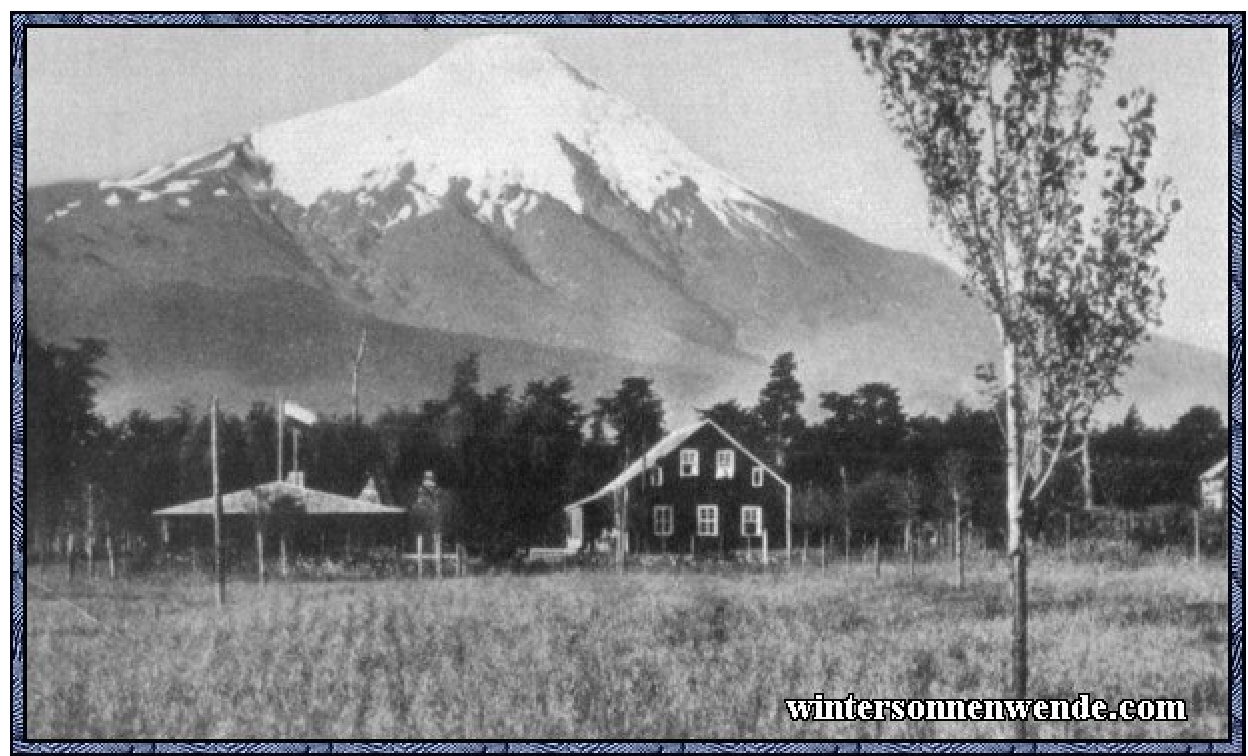
In jüngster Zeit haben sich deutsche Siedler mit gutem Erfolg in dem Gebiet von Misiones niedergelassen: dem schmalen Zipfel argentinischen Gebiets, der sich nach Nordosten zwischen den Paraná und den Oberlauf des Uruguay hineinschiebt. Die dort von einigen Landgesellschaften ins Leben gerufenen Kolonien sind nicht rein deutsch, jedermann, der will, kann dort Land kaufen, aber fürs erste überwiegt deutscher Zuzug, der großenteils aus Südbrasilien kommt. Der Boden in Misiones ist gut, das Klima heiß, aber nicht allzu ungesund. Vor allem ist der Absatz durch die Verbindung auf dem mächtigen Paranástrom nach den großen Städten am Unterlauf gut. Es hat den Anschein, als ob sich hier ein wohlhabendes, fast schon tropisches Siedlungsgebiet von vorwiegend deutschem Charakter entwickeln wird.



Ankunft deutscher Kolonisten *in der Siedlung Eldorado am oberen Paraná (Argentinien).*

Den eigentümlichsten Charakter im südamerikanischen Deutschtum finden wir in **Chile**. Der Urheber der deutschen Kolonisation in Chile war ein Ingenieur Philippi, der 1838 ins Land kam, als Major in chilenische Dienste trat und dann für die chilenische Regierung Einwanderer in Deutschland anwarb, hauptsächlich in Hessen. Die ersten Familien landeten im August 1856 in Corral, dem Seehafen von Valdivia. Im ganzen kamen bis zum Ende der 50er Jahre etwa siebenhundert Familien, dann hörte der eigentliche Einwandererstrom auf. Vereinzelte Zuzügler kamen noch später. Von diesen Einwanderern stammen die heutigen Deutsch-Chilenen ab, deren Seelenzahl zwischen fünfzehntausend und zwanzigtausend liegen wird. Die in Chile ansässigen Reichsdeutschen bleiben hierbei, ebenso wie auch in Argentinien und Brasilien, unberücksichtigt. Fast die gesamte deutsche Einwanderung konzentrierte sich auf Südchile. Wer heute dort reist, mit der Eisenbahn, im bequemen Wagen, im Automobil, im Motorboot, der vermag sich nicht leicht eine Vorstellung davon zu machen, wie es dort noch vor einem halben Jahrhundert aussah. Das ganze Land war ein zusammenhängendes Waldgebiet, die Wege waren Waldpfade ohne Brücken und Stege. Zuerst gab es drei Zentren: Valdivia, Osorno und die Ufer des Llanquihue-Sees. Dies

große, schöne Wasserbecken liegt im Hügelland vor der Cordillere und erinnert etwas an den Bodensee. Um den See herum haben sich die Besitzverhältnisse noch so erhalten wie vor siebzig Jahren, als die ersten Kolonisten mit etwas Proviant und Vieh, mit Axt und Pflug auf ihr Landlos in den großen dunklen, feuchten Wald gesetzt wurden. In geschlossenem Kranz umgeben reiche Bauerngehöfte den See, und auch in den Städtchen am Seeufer hört man überwiegend Deutsch sprechen. Valdivia ist ein blühender Industrieort mit etwa 30 000 Einwohnern geworden, davon heute nur noch zehn Prozent Deutsche, aber alles, was hier an Gewerbe existiert, haben die Deutschen geschaffen. Die Hälfte des Grundbesitzes in den drei Südprovinzen ist deutsch. In Osorno fragte ich den Pastor nach der Predigt in der Kirche, ob die Kollekte für die Armen sei? "Arme gibt es bei uns nicht", war die Antwort!



Deutsche Farm in Chile *am Fuß des Vulkans Osuna.*

Man merkt es beim chilenischen Deutschtum, daß die ersten Einwanderer zum Teil einer wohlhabenden und entwickelten Schicht entstammten. Unter den Führern waren verschiedene Akademiker. Eine gewisse Abbröckelung zum Chilenentum und zur spanischen Sprache ist hier und da unverkennbar, aber es ist auch noch viel deutsches Bewußtsein vorhanden. An der Universität von Santiago besteht eine deutsche Burschenschaft, deren Angehörige alle aus dem chilenischen Deutschtum stammen. Auch das deutsche Schulwesen in Chile steht hoch. Santiago, Valparaiso, Concepcion und Valdivia haben je eine Vollanstalt. In den Oberklassen wird ein Teil der Unterrichtsfächer spanisch (wie in Brasilien portugiesisch) behandelt, um den Abiturienten der deutschsprachigen Anstalten die staatliche Abschlußprüfung in der Landessprache und damit den Anschluß an das akademische Studium im Lande zu ermöglichen. Außer in Brasilien, Argentinien und Chile gibt es in Südamerika kaum ein nennenswertes Siedlungsdeutschtum. In Paraguay existieren deutsche Niederlassungen, aber sie sind unbedeutend. In Pozuzo, auf der Ostseite der peruanischen Cordillere, existiert schon seit fünfundsiebzig Jahren eine kleine, ganz isolierte Niederlassung von Tirolern, die zu keiner wirklichen Lebenskraft gelangt ist. Ein ähnliches Gebilde ist die Kolonie Tovar in Venezuela, die 1842 von Badenern aus dem Breisgau gegründet wurde und jetzt etwa hundert schwer arbeitende, aber deutsch gebliebene Familien zählt.

Außerhalb der beiden amerikanischen Kontinente gibt es kein Übersee-Deutschtum von größerer Bedeutung, und namentlich keins von größerer Zukunft - immer abgesehen von seiner möglichen Entwicklung in den alten deutschen Kolonien. Sehr interessant, innerhalb ihres kleinen Maßstabes eine ganz außerordentliche Leistung, sind die **Siedlungen der deutschen Templer in Palästina.**

Die Tempel-Gesellschaft, eine religiöse Sondergemeinschaft auf evangelischer Grundlage, zählt in Palästina etwa 3000 Mitglieder in sechs Niederlassungen; dazu kommt noch eine siebente, kirchlich nicht dazugehörige. Die Templer haben die blühende palästinensische Orangenkultur geschaffen, sie haben die ersten Straßen im Lande gebaut, Handwerk und Gewerbe belebt, Weinbau und Bienenzucht in die Höhe gebracht. Ihre erste, 1869 gegründete Siedlung bildet jetzt den deutschen Stadtteil von Haifa. Bis zum Weltkriege waren sie auf wirtschaftlichem Gebiet der einzige wirkliche Kulturfaktor in Palästina. Die nach ihnen gekommene zionistische Kolonisation - ihre Geldquellen liegen überwiegend in Amerika, ihr Ansiedlermaterial stammt meist aus Osteuropa und spricht den jüdisch-deutschen Dialekt - hat viel von den Templern gelernt.

Auf dem Boden **Südafrikas** hat deutsches Blut an der Entstehung des Burentums einen mindestens so großen Anteil, wie an der des heutigen amerikanischen Volkes. Allerdings waren daran fast nur deutsche Männer beteiligt, keine deutschen Frauen. Ein wirkliches Siedlungsdeutschtum entstand in den vierziger Jahren in Natal. Dorthin wurden durch das deutsche Handelshaus Jung & Co. gegen 200 Einwanderer gebracht, deren Nachkommen sich deutsche Sprache und Art überwiegend erhalten haben.



Altes deutsches Farmhaus in Natal *(Südafrika).*

Einen größeren Maßstab hatte die deutsche Einwanderung im östlichen Teil der Kapkolonie. Nach der Beendigung des Krimkrieges, 1855, stellte es die englische Regierung den von ihr angeworbenen deutschen Truppen, hauptsächlich Hannoveranern und Schleswig-Holsteinern, frei, als Kolonisten nach Südafrika zu gehen. Mehrere Tausend machten davon Gebrauch. Die ihnen zugewiesenen Landlose waren klein, die Regierungsunterstützung knapp, aber die Deutschen setzten sich durch. Ihre Zahl wird jetzt in der Kapkolonie und in Natal zusammen auf 20 000 Seelen geschätzt. Die meisten sind Farmer; die kleineren Besitzer bauen Futtermittel, Obst und Gemüse zur Versorgung der Städte. Der Krieg hat dem deutschen Charakter dieser Siedlungen einen schweren Schlag versetzt. Die junge Generation ist großenteils im Begriff, das Deutsche mit dem Englischen zu vertauschen. Deutsche Schulen wurden nicht mehr eröffnet.

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges konnte man auch von einem starken Deutschtum in **Australien**,

namentlich Südaustralien, sprechen. Die deutsche Einwanderung dorthin geschah hauptsächlich in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und zwar waren es Altlutheraner aus Brandenburg und Schlesien, die sich der vom König verfügten kirchlichen Union in Preußen nicht unterwerfen wollten und lieber mit ihren geistlichen Führern nach Südaustralien auswanderten. Dort bildete sich ein großer deutscher Siedlungsbezirk, gegen fünfzig Ortschaften, mit dem **Städtchen Tanunda** als Mittelpunkt. Außer in Südaustralien gab es stärkere deutsche Siedlungen auch in Queensland. Die Deutschen führten den Weizenbau ein, verbesserten den Weinbau und die Wollschafzucht und waren nach dieser Richtung hin wirkliche Kulturpioniere. Man kann sagen, daß die Verhältnisse, wenn auch in kleinerem Maßstab, sich ähnlich gestaltet hatten, wie in Pennsylvanien im 18. Jahrhundert. In den Ortschaften wurde deutsch gesprochen, in den Kirchen wurde deutsch gepredigt, es gab vier deutsche Tageszeitungen und viele deutsche Klubs, und mancher Brite, der in den deutschen Ortschaften aufwuchs, lernte deutsch lesen und schreiben.

Dies australische Deutschtum litt aber je länger, desto mehr unter seinen endlosen kirchlichen Zänkereien, unter dem Mangel eines höheren Schulwesens und der unausbleiblichen Hinneigung der jüngeren Generation zum Englischen. Dann kam der Krieg. Die furchtbare Welle von Feindschaft, die er über alles, was deutsch war in Australien, ergoß, offenbarte die leider geringe innere Widerstandskraft in den deutschen Siedlungen, so daß jetzt mit dem allmählichen Untergang ihres deutschen Charakters gerechnet werden muß.

Deutschland, Deutschland über alles

Eugen Schmahl

Als es den Deutschen wieder zum Bewußtsein kam, daß sie **eine** Nation seien, stellte Ernst Moritz **Arndt** die Frage an sie: "Was ist des Deutschen Vaterland?" Die Antwort, die er gab, lautete aus der dichterischen in die Alltagssprache übersetzt: Nicht nur Bayernland, nicht nur Schwabenland, nicht nur das Land, in dem die Rebe blüht, oder durch das die Donau ihre Wellen wirft, nicht nur das Land der Marschen und der Masurischen Seen oder das der Heide, sondern alles dieses für sich und alles dieses zusammen. So haben wir denn auch im Liede bekennen gelernt: "Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt - Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt..."

Das ist für uns heute eine so selbstverständliche Wirklichkeit, daß es niemandem mehr in den Sinn kommen würde, zu fragen, wie Ernst Moritz Arndt das noch tat. Denn wir leben in diesem Deutschland, das vor hundert Jahren noch ein Traum und eine Aufgabe war, und dieses Deutschland lebt in uns. Aber wir sind zugleich auch Schlesier und Thüringer, wir sind Schwaben und Pfälzer geblieben, und unsere Heimatliebe ist durch die Liebe zum großen einigen, deutschen Vaterlande nicht geringer geworden. Sie hat sich vielmehr vertieft und speist aus ihren Wurzeln unser gemeindeutsches Denken, Fühlen und Wollen. Eins findet sich im anderen wieder, wird erweitert und emporgehoben. Der Hamburger, der Hesse, der Märker und der Westfale vermögen ebenso wenig ohne Deutschland zu leben, wie Deutschland ohne sie. Die Staats- und Stammesgrenzen haben sich geöffnet, ohne aufgegeben zu sein, das Volksbewußtsein hat sich umfassend geweitet, ohne Ursprung und Eigenart verloren zu haben.

Nur in den ganz großen Städten mit hin- und herwandernder Bevölkerung bestand lange Zeit die Gefahr, daß durch das An- und Abschwemmen nicht seßhaft gewordener Massen, durch den ständigen Mischungs- und Kreuzungsvorgang, der sich unter ihnen abspielte, ein Zustand erzeugt wurde, dessen geflügeltes Wort einmal war: Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland. Aber alle **die** Städte, die wir mit Stolz **deutsche** Städte nennen und zu deren Art und Charakter, zu deren Landschaft und Landsmannschaft wir uns besonders hingezogen fühlen, haben eingeborenes

Lebensgefühl bewahrt. Tradition und Kunst, die uns Zeugnis von ihrer hohen Blütezeit geben, saugen immer wieder neue Kraft daraus. Wir suchen deshalb ebensogern die Dorfschenke auf, an deren anspruchslosen Tischen Bauerngesichter von ihren Geschlechterfolgen und von Wind und Wetter, die über sie hingegangen sind, erzählen, wie die Ratskeller alteingesessener Stadtbürgerschaft mit ihren Bräuchen und Emblemen. Wir nehmen aus dem Wald und seiner heimlichflüsternden Landschaftssprache ein ähnliches, deutsches Erlebnis mit, wie aus den Gewölben eines Domes, in dem die Ehrfurcht vor Gott und seiner Schöpferkraft umgeht.

Natur und Volksart klingen immer zusammen, sie formen einander und gehen dann ineinander über. Die Landschaft ist stets am Werk, den Menschen, der sich ihr anvertraut, in sich einzubeziehen, bis er ganz in sie verwachsen ist. Gelingt ihr das nicht, so stößt sie ihn wieder aus. Der Mensch schafft in der Landschaft und sie wirkt im Menschen. Aus diesem Zusammenspiel entsteht sogar eine eigene Sprache: Die Mundart, in der sich Artcharakter vom Volke her und Lebensgefühl von der Landschaft her ein Stell-dich-ein geben. In Liedern und Melodien schwingt sich der Gleichklang rhythmisch aus. Auf Sondertafeln der Geschichte, die niemals zufällig verläuft, sondern nach dem "Gesetz, nach dem sie angetreten", ist die ursprüngliche und unabänderliche Zusammengehörigkeit von Mensch und Landschaft aufgezeichnet.

Wir sind und bleiben dem Boden, auf dem wir stehen, und den Bedingungen seines Wachstums unterworfen. Der Boden Deutschlands aber ist vielgestaltig, zerrissen und durchschnitten, von wechselnden Formen, von gegensätzlicher Struktur. Zwischen der weiten, ostdeutschen Tiefebene und dem abgeschlossenen bayerischen Gebirgstal, zwischen dem kleinbäuerlichen, schwäbischen Idyll und der Industrielandschaft des Ruhrgebiets gibt es kaum Vergleichsmöglichkeiten. Sie sind ein Widerspiel. Aber sie sind hier und dort vom **deutschen** Leben erfüllt und **deutsche** Arbeit hallt in ihnen wider. Denn der Rhythmus des Blutes schlägt durch. Er weist allerdings verschiedene Stufungen auf. Handgriff und Tanzschritt, Gesichtsausdruck und Sprache, die den Gedanken formt, wissen davon zu erzählen. Deshalb verstehen sich auch Landsleute so gut, sie verstehen sich, wie man so sagt, auf den ersten Blick. Denn da ist ja jede Bewegung und jede Schwingung vertraut und bekannt. Es bleiben keine Fragen mehr offen, man versteht sich so. Das gibt wiederum, auf das ganze Deutschtum hin gesehen, einen Akkord von tief zu hoch, von weich zu herb. Und dieser Akkord tönt klar über dem deutschen Land.

Das deutsche Land ist die große Einheit, in die jeder deutsche Mensch einbezogen ist. Sie ist sein Schicksal und sein Beruf. Denn in dieser Einheit erfüllt sich sein Schicksal erst. Sie ist die Aufgabe, die uns allen gegeben ist, das Werk, in dem wir bleiben, und das die Generationen wie die Stämme zusammenfügt. Wir können nicht von ihr sprechen, ohne immer wieder an ihre Vielfalt zu denken, in der sie sich aufblättert, um ganz zu blühen. Wir lieben die Einheit gerade in ihrer Vielfältigkeit und sind stolz darauf, daß sie sich in soviel Wundern offenbart. Wer Deutschland kennenlernen will, der muß um seine Landschaften und Stämme wissen. Darum haben wir ja auch den Weg durch das deutsche Land vom Norden kommend über den Osten nach der Mitte, von da herüber zum Rhein und über die Mainbrücke zum Süden gemacht. Wir wollten den Dingen einmal auf den Grund sehen, wollten nicht nur im Eisenbahnabteil an Stationen, Feldern und Wäldern vorbeigefahren werden, sondern überall mitten hineingestellt sein, damit die mancherlei Vorstellungen, die in den Köpfen unterwegs sind, einer **Anschauung** Platz machen, von der Wirklichkeit des Lebens in Geschichte und Gegenwart bestimmt. So sind wir durch die Marschen gewandert, sind nach Ostpreußen gekommen, haben in Schlesien die Romantik eines Josef von Eichendorff aufgesucht, in Elsaß-Lothringen haben wir dem bleibenden Takte deutschen Blutes nachgespürt, das deutsche Österreich hat sich uns erschlossen, nicht nur von Wien her und den süßen Geschichten, die darüber im Umlauf sind, wir waren unter den Deutschen in Banat und in Siebenbürgen. Aber auch die Schweiz ist deutsches Land. Von den bayerischen Bergen und den Tiroler Alpen führen die Wege direkt hinüber. Die Deutschen im Baltikum, als Ausläufer deutscher Ostkolonisation, wiesen uns in das weite russische Reich, das viele deutsche Bauern in geschlossenen Siedlungsgebieten bewahrte.

Unter der afrikanischen Sonne in den alten deutschen Kolonien haben wir einen neuen deutschen Sondertyp angetroffen, und wir sind über das Meer getragen worden, um eine Vorstellung von dem neuen Lebensraum und der neuen Form des Lebens zu gewinnen, die unsere Landsleute in Süd- und Nordamerika gefunden haben. So haben wir die Deutschen überall aufgesucht und haben zugleich jedem, wo er sich nur befinden mag, von den anderen erzählt. Da aber nicht einer über alle sprechen kann, haben wir die deutschen Jungen im Chor sprechen lassen, in der Gewißheit, daß sich jede Stimme von selbst zum deutschen Liede fügt. So ruht jedes Wort im Erlebnis der Landschaft und hat seine Fülle aus dem Blut ihrer Bewohner. Jede Zeile ist Selbstzeugnis, Selbstcharakteristik und Selbstbekenntnis. Sie ist zugleich auch Niederschlag der eigenwilligen deutschen Individualität, die sich bis in die Stämme und Landschaften hinein und, wo sie nur hinkommen mag, die Sonderform ihres Daseins sucht. Das aber macht Deutschland erst reich und in seinem Reichtum besonders schön. Was in diesem Buche über Westfalen gesagt ist möge zum Schluß über alles deutsche Land und Volk gesetzt sein:

"Das Lächeln der Schöpfung hängt über dir.
Gestern, heute und noch -
Lächle du Schöpfungsakt! -
Und wie du auch lächelst, Deutschland bleibt dein freies Kind."

Helgoland 26 Aug. 41

Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt –
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang –
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand –
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

Faksimile der Niederschrift des Deutschlandliedes
von Hoffmann v. Fallersleben.

Mehr aus unserem Archiv - Weiterführende Literatur :

Das Buch der deutschen Heimat

Deutschtum in Not! Die Schicksale der Deutschen in Europa außerhalb des Reiches

Das Grenzlanddeutschtum

Zehn Jahre Versailles

Deutschlands Aufgabe im Osten. Die Hanse als Vorbild wirtschaftlicher Zusammenarbeit.

Pommersche Passion: Kriegsende - Flucht - Vertreibung.

Das Versailler Diktat. Vorgeschichte, Vollständiger Vertragstext,
Gegenvorschläge der deutschen Regierung

Bilder aus Westpreußen

Bilder aus Ostpreußen

Bilder aus Schlesien

Gebiets- und Bevölkerungsverluste des Deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs
nach dem Jahre 1918

Deutschland und der Korridor

Die deutsche Volksgruppe in Polen 1934-39

50 Jahre Vertreibung. Der Völkermord an den Deutschen.
Ostdeutschland - Sudetenland: Rückgabe statt Verzicht

Es begann in Prag. Die Wurzeln der Vertreibung

Die große Flucht. Es begann an der Weichsel - Das Ende an der Elbe

Das große Ringen. Der Kampf der Sudetendeutschen unter Konrad Henlein

Die Hölle von Lamsdorf. Dokumentation über ein polnisches Vernichtungslager

Niederschlesien 1945. Die Flucht - Die Besetzung

Schreie aus der Hölle ungehört. Das totgeschwiegene Drama der Sudetendeutschen

Der Tod in Polen. Die volksdeutsche Passion

Weg mit den Benesch-Dekreten! Das ungesühnte Jahrhundert-Verbrechen

Wir suchten die Freiheit. Schicksalsweg der Sudetendeutschen

Zgoda. Eine Station auf dem schlesischen Leidensweg

100 Korridorthesen: Eine Auseinandersetzung mit Polen

Das andere Lidice: Die Tragödie der Sudetendeutschen

Auf den Straßen des Todes: Leidensweg der Volksdeutschen in Polen

Der Bromberger Blutsonntag

Das Deutschtum in Kongreßpolen

Der Marsch nach Lowitsch

Volksdeutsche Soldaten unter Polens Fahnen.
Tatsachenberichte von der anderen Front aus dem Feldzug der 18 Tage

Europa in Trümmern

Kein Schlußstrich - Die Sudetendeutschen und die Tschechen in Geschichte und Gegenwart

Der Österreich-Anschluß 1938: Zeitgeschichte in Farbe

Schreie aus der Hölle ungehört

Die Anschlußfrage in ihrer kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Bedeutung

Deutschland, wir kommen!
Stimmen aus dem geistigen Deutsch-Österreich für den Anschluß an Deutschland

Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen. Überlebende kommen zu Wort

Österreich und der Anschluß

Österreichs Blutweg. Ein Vierteljahrtausend Kampf um Großdeutschland

Staat wider Willen. Österreich 1918-1938

Deutsche in der Geschichte Rußlands. Der bedeutende Einfluß des deutschen Elementes in der Geschichte Rußlands bis zum Jahre 1914

Wir vom Dnjepr. Verschleppt - versklavt - verschollen:
Weg und Schicksal einer rußlanddeutschen Volksgruppe

Deutsche helfen Rußland bauen: Der Beitrag der Deutschen in der Geschichte Rußlands

Das Buch der deutschen Kolonien

Die koloniale Schuldlüge

Unsere großen Afrikaner: Das Leben deutscher Entdecker und Kolonialpioniere

Wann kommen die Deutschen endlich wieder? Eine Reise durch unsere Kolonien in Afrika

Was Deutschland an seinen Kolonien verlor

Deutsche helfen Amerika bauen - und Amerikas Dank?

Aus unserem Versandbuchhandel:

Gebiets- und Bevölkerungsverluste des Deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs nach dem Jahre 1918

Die Genies der Deutschen

Unser Geisteserbe. Kraftquellen für das neue Jahrtausend von Homer bis heute

Das Versailler Diktat.
Vorgeschichte, vollständiger Vertragstext, Gegenvorschläge der deutschen Regierung

Vom Ursprung der Deutschen. 30 000 Jahre Vorgeschichte des deutschen Volkes